WIDENER LIBRARY
HX CRUZ P

Digitized by Google

Danner's
Leihbibliothek

Harvard College Library

FROM THE BEQUEST OF

JOHN AMORY LOWELL

(Class of 1815)

OF BOSTON

No 7591 7922.

P Germ 448.2
KH160

HARVARD COLLEGE
MAR 12 1920
LIBRARY

J. A. LOWELL FUND

Danner's Leihbibliothek

№ 14. Sechsundfünfzigster Jahrgang. 1856.

Zeitung für die elegante Welt.

Die Abonnements-Bedingungen befinden sich am Schlusse des Blattes.

Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen hierauf an.

Redaction: **Th. Drobisch** in Leipzig

und

R. Wegener in Berlin.

Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich eine Lieferung von 1½ bis 2 Bogen Text, mit artistischen und technischen Beilagen, bestehend in Pariser Modekupfern, Muster- und Schnitt-Tafeln für Damengarderobe ꝛc. in sorgfältigster und reicher Auswahl.

Der Krämer von Glatz.

Vaterländische Erzählung

von

Heinrich Smidt.

(Fortsetzung.)

Jammernde Weiber eilen in das Innere der Stadt. Ihre wenigen Habseligkeiten schleppen sie auf dem Rücken fort, die weinenden Kinder an der Hand. Es sind die Weiber aus der Vorstadt Neuland vor dem grünen Thore, deren Häuser der Commandant niederreißen läßt. Noch harren die Männer draußen, um einen Versuch zu machen, sich das traute Plätzchen am Heerde zu erhalten, oder doch mindestens, ihr Eigenthum zu bergen. Aber drinnen in der Stadt ist Alles überfüllt. Kein Raum zu beschaffen für den alten liebgewordenen, von dem Großvater auf den Enkel vererbten Hausrath. Er liegt unter freiem Himmel, in den Straßen verstreut, herrenlosem Gute gleich, Niemandem verboten, der sich daran bereichern will. Aber es zeigt sich Keiner, der die Hand darnach ausstreckt. Der Besitz ist werthlos geworden.

Ein neues Elend kommt zu dem alten. Der Commandant ertheilt den Befehl, die Schleusen zu sperren. Die Fluthen der Neiße steigen über die Ufer hinaus. Der Roßmarkt und die Königshainer Gasse werden überschwemmt; ihren Bewohnern bleibt nur die Wahl, zu ertrinken, oder in das Innere der Stadt zu flüchten. Jenseits der brausenden Fluthen stehen die Oesterreicher, welche im Vorrücken ihre Verschanzungen aufwerfen und die Stadt immer fester einschließen.

Der österreichische Feldzeugmeister Graf Hartsch leitet die engere Blokade. Seine Soldaten sind eifrig bemüht, den Anweisungen ihrer Genie-Offiziere Folge zu leisten und die Bauern werden gezwungen, ihnen zu Hülfe zu kommen. Zwischen den langen Reihen der Schanzenden und Karrenden, gehen abwechselnd Korporale mit martialischem Gesicht, das spanische Rohr in der Hand; oder geschäftige Soldatenweiber, die ihren Männern eine Erfrischung zutragen; oder mit Speise und Trank beladene Händler, die den Bedürftigen gegen gute Zahlung das Nothwendige bringen. Der Letzteren Einer hat, weniger auf seinen Vortheil bedacht, von manchem armen Teufel die dargebotenen Kreuzer nicht genommen, sondern ihm auf die Schulter klopfend gesagt: „Ein guter Kamerad soll nicht dürsten, so lange ich selbst noch einen Tropfen habe; Deine Kreuzer kannst Du wohl sonst noch brauchen, denn nicht Alle, die meines Gleichen sind, denken

Digitized by Google

„so.“ Endlich hatte er, trotz der vielen Anfechtungen, die einem so seltenen Marketender zu Theil werden, das Ende der Verschanzungen erreicht und schritt geradewegs auf einen Offizier zu, den er militairisch grüßte und ihm dann vertraulich zuwinkte. Verwundert sah der Offizier den Marketender an. Dieser trat näher und sagte:

„Glück auf, Capitain. Die Eurigen sind wohl, und lassen Euch grüßen.“

„Wer seid Ihr?“ fragte Jener, aber ihn näher anschauend, sagte er in demselben Augenblicke:

„Nun erkenne ich Dich!“

„So laßt mich in aller Stille in Euerm Gedächtnisse fortleben“, antwortete der Marketender. „Ich bin mit einer wichtigen Botschaft auf geradem Wege in Euer Hauptquartier und mache diesen Umweg nur auf die besondere Bitte Eurer schönen Braut. Sie und der alte Baron sind gesund. Ihre Besitzung haben sie verlassen und sich nach Glatz geflüchtet. Ich selbst habe sie hinein kursirt. Diese Zeilen sind für Euch. Wenn eine Antwort darauf nöthig ist, will ich sie auf dem Rückwege von Euch abholen.“

Die letzten Worte wurden schon aus der Entfernung gesprochen. Der Marketender war verschwunden, bevor noch der Offizier sich von seinem Erstaunen erholt hatte.

Wiederum weit ab von dem eben geschilderten Schauplatz, dort, wo die Grafschaft mit Schlesien gränzt, lagerte am Bergesabhange, von dem Schatten der Nacht sorgfältig behütet, das preußische Corps des Generals Fouqué. Er hatte sich, der österreichischen Uebermacht weichend, zurückgezogen. Aus der Stellung, die der General zwischen Schweidnitz und Breslau nahm, hoffte er, den aus den Bergen vordringenden Gegnern mit Erfolg entgegen zu treten. Da er die Gebirgsbewohner nicht mehr wirksam schützen konnte, hoffte er hier mindestens die Bewohner des platten Landes vor den Mißhandlungen des Feindes zu sichern.

Auf einer Anhöhe, unter dichtbelaubten Bäumen, das ausgedehnte Lager beherrschend, stand das große Zelt des Feldherrn. Das Innere desselben war so einfach als möglich. Im Hintergrunde stand das Feldbett. Unfern davon ein mit Karten und Briefen bedeckter Tisch, den eine trübe brennende Lampe mühsam erhellte.

Mit der Linken auf eine Ecke des Tisches gestützt, stand die Heldengestalt Heinrich August de la Motte Fouqué, der sehr mächtige Baron von Thonnai-Bouton, und Herr von Saint-Surin, der Freund des großen Friedrichs und einer seiner glorreichsten Mitkämpfer auf dem Felde der Ehre. Er rühmte sich von dem uralten Geschlechte der Herzöge von Anjou zu stammen, und blickte oft im Geiste zu dem Sitze seiner Ahnen hinüber, dessen Trümmer auf einem Hügel in der Normandie noch den goldenen Querbalken zeigen, unter welchem die goldene Kugel frei im blauen Felde schwebt.

Aber in dieser Stunde ist der frohe Muth, den der Feldherr sonst in der schwierigsten Lage zu zeigen gewohnt war, von ihm gewichen. Eine dunkle Wolke lagert auf seiner Stirn. Die Röthe des Zorns brennt auf seinen Wangen. Er hat den Schritt, den er gethan, dem königlichen Freunde gemeldet, hat ihn mit allen Gründen belegt, die ihn dazu bewogen, und um die königliche Billigung gebeten. Aber Friedrich, in steter Aufregung in dieser unruhvollen Zeit, schon verdrießlich, daß einer seiner Generale gegen den ihm strikte ertheilten Befehl handelt, vielleicht auch festiglich überzeugt, daß ein großes Unglück vermieden worden, wenn Fouqué auf seinem Posten geblieben wäre, schrieb diesem flammende Worte des Zornes, worin sich die völlige Ungnade des hohen Herrn unumwunden aussprach.

„Mir das!“ sprach er vor sich hin. „Mir, der ich ihm anhing in unwandelbarer Treue und auch in diesem Augenblicke noch glaube, daß ich zu seinem und des Vaterlandes Heil gehandelt habe! — So möge fürder dienen, wem es gleich gilt, wenn er gescholten wird gleich einem Schulbuben nach Lust und Laune. Ich trete ab von dem Schauplatz, auf welchem die treuesten Dienste mit Undank und Mißtrauen belohnt werden. Was hätte ich denn für alle Sorge und Anstrengung, für alles vergossene Blut, wenn der Lohn, der in der freudigen und rückhaltlosen Anerkenntniß meiner Thaten liegt, mir vorenthalten wird? Vorenthalten von ihm, den ich Zeit meines Lebens vergötterte.“

Er ging in großer Erregung auf und ab. Sichtbar kämpfte er mit sich selbst, einen entscheidenden Entschluß zu fassen. Er vermochte nichts über seine erregte Leidenschaft.

Einer der diensthuenden Adjudanten war eingetreten. Ein junger Offizier, von begeisterter Bewunderung für seinen Feldherrn erfüllt. Er sah mit großer Bekümmerniß die äußerste Verstimmung, deren Grund dem Offiziercorps wohl kein Geheimniß war. Der General hatte den jungen Mann gern und ihn öfters bei paßlichen Gelegenheiten ausgezeichnet, darum faßte dieser sich ein Herz. Er verursachte ein Geräusch, das den General aus seinem Brüten aufschreckte und sagte dann, sich bescheiden nähernd:

„Mit Bekümmerniß bemerken die Offiziere die tiefe Niedergeschlagenheit Euer Excellenz. Fern von der Anmaßung, ein Geheimniß durchdringen zu wollen, das Euer Excellenz uns verbergen zu müssen glauben, bitten wir doch um die Erlaubniß, Ihnen unsere aufrichtige Theilnahme aussprechen und Sie unserer unerschütterlichen Ergebenheit versichern zu dürfen.“

Der General schien anfänglich nicht angenehm berührt

Grau, Schwarz. In letzterer Farbe bietet uns das Haus Saran einen Stoff von besonderer Güte. Es ist das sogenannte Drap d'Angoulême, welches sich auszeichnet durch den herrlichsten Glanz, die tiefste Färbung und eine beinahe unzerstörbare Festigkeit. Oft werden diese schwarzen Roben garnirt durch Fransen von schwarzer Chenille oder dito tom boules.

Das Haus Saran hat ebenfalls eine kleine reizende Novität zu diesen Toiletten, eine Resille von schwarzer Chenille mit schwarzen Schmelzkügelchen, die mit kleinen charakteristischen Abänderungen verschiedene Namen, als: Ristori-, Grisi-, Stanitanenresilla führt.

Citiren wir nun unseren Leserinnen eine Promenaden-Toilette von Longchamps. Kleid von violettem Taffet mit drei Doppelvolants in Taffet und schwarzen Spitzen. Das untere Volant ist mit Fransen Tom boules in Violet garnirt. Das hoch hinaufgehende Leibchen und die Aermel, welche aus zwei Puffen bestehen, die mit einem sehr weiten Volant endigen, haben ebenfalls Garnirungen von Spitzen und außerdem noch Schleifen von violettem Bande. Ein Frühlingsmäntelchen von schwarzem Sammet, in Sackform mit weiten venetianischen Aermeln, besetzt mit Schmelz-Guipüre und Chenille-Fransen, schützt gegen die noch etwas rauhe Luft; den reizendsten Schmuck des Anzuges aber bildet der anmuthige Pamelahut von weißem Taffet, geschmückt mit weißen Marabouts, die in violetten Spitzchen endigen. Das Innere des Hutes garniren Veilchentouffes. Knicker à deux tans von violettem Seidenstoffe, mit Rüschen und einer Bandschleife oben am Ringe, ebenfalls aus zwei Rändeen.

Außer den Promenaden-Toiletten sind es die Soirée-Anzüge, die einen großen Theil unserer Modisten beschäftigen. Monsieur Biennenu hat eine Neuerung erfunden, welche die Damen der unbequemen Mühe des Anpassens der Kleider überhebt. Es ist dieses eine Ruste mécanique, die aber weder aus Gyps noch aus Thon besteht, sondern aus einem elastischen Metallgestell, welches sich durch einen Druck erweitern und verengen läßt, so daß alle etwaigen Veränderungen der Figur sogleich durch die Ruste angegeben werden können. Nichts ist leichter, als ein genau passendes Kleid anzufertigen. Unsere ersten Modisten haben sämmtlich diese Rustes acceptirt, ja, es giebt unter unsern distinguirten Damen wenige, welche nicht schon auf eigene Kosten ihren Tailleur oder ihre Tailleuse mit einer Ruste mécanique versehen hätte, um für immer der lästigen Sorge des Anprobirens überhoben zu sein.

Die Taillen der Soiréekleider sind stets ausgeschnitten, mit langen Schneppen und geschmückt mit Berthen vom Kleiderstoffe, oder von Spitzen. Die Aermel haben verschiedene Formen; Madame Peytel variirt sie bis in's Unendliche. Einige haben kleine Puffen, die in Volants endigen; andere beginnen mit einem Puff, auf welchen ein Volant folgt, hieran schließt sich ein zweiter Puff und ein Mousquetairumschlag, aus welchem der weiße Unterärmel mit Puff und Manschette herausfällt; eine dritte Form besteht aus einem Puff, einem Volant und einem großen Tarletan- oder Mullpuff, der mit Bandspangen decorirt ist, welche am Handgelenk in ein Armband von Band gefaßt sind; eine große Schleife bildet dort einen hübschen Schluß.

Wir schließen heute mit einer hübschen Soiréetoilette. Kleid von weißem Taffet mit drei Röcken, deren jeder mit Guirlanden von eingewebten Frühlingsblumen endet. Schneppenleibchen mit Berthe vom Stoffe des Kleides, geschmückt mit Bouquets champêtres. Dieselbe Verzierung haben die Aermel. Haarcoiffüre mit Chignon und leichten, nach dem Ohre zu sich verlängernden Löckchen, durch welche sich anmuthig eine Guirlande champêtre schlingt. Taschentuch à la Pompadour von Monsieur Chapron. Schmuck von cirkassischen Edelsteinen aus der Fabrik von Billiet, diesem ingenieusen Juvelier, welcher aus dem schwierigsten Material die schönsten Blumen, die naturgetreusten Früchte hervorzaubert.

Erklärung der beiliegenden Mustertafel.

Nr 1. Muster zu einem Kragen, der theils in Guipüre, hoch oder englisch, die Zacken im Rosenstich zu stikken sind.

Nr. 2. Der Name Marianne in Hochstickerei.

Nr. 3. Bordüre zur Verzierung von Kinderkleidern u. dgl. bestimmt, in Plattstickerei mit grauer, kornblauer oder brauner chinirter Seide auf gleichfarbigen wollenen Stoffen, die Punkte als Knötchen zu sticken.

Nr. 4. Zahlen von 1 bis 5 hochzustricken.

Nr. 5. Der Name Elise in einer Taschentuchecke; ersteren hoch, die Ecke theils zu festoniren, theils hoch, auch ganz hoch zu sticken, die Punkte zu durchbrechen.

Nr. 6. Bordüre zum Häckeln oder Filetdurchstopfen.

Nr. 7. Modell eines Unterärmels aus einer Puffe und einem breiten Strich zusammengesetzt, mit Bandpuffen und Schleifen verziert.

Nr. 8. Modell eines Lampentellers. Im Innern desselben wird ein Stern von weißer Brillant-Wolle auf rothem abschattendem Grunde gehäkelt; der Rand von großen und kleinen weißen Böhmischen Glasperlen, wie es das Muster genau bezeichnet, aufgezogen.

Nr. 9. Besatzstreifen, theils in Guipüre, theils englischer Stickerei, theils zu festoniren; zu Kragenstreifen, Aermel, Kinderwäsche und dergl. bestimmt.

Nr. 10. Einsatzstreifen zur vorigen Nummer passend, und vereint zu Kragen, Aermel, Hauben u. s. w zu verwenden.

Nr. 11. Schmaler Besatzstreifen } in Hoch- und englischer Stickerei, die Zacken breit zu festoniren.
Nr. 12. Desgleichen }

Nr. 13. Muster zu einem Kinderschuh auf weißem Casimir mit rothen oder kornblauen Soutache-Litzen aufzunähen; das obere schmale Besatzmuster wiederholt sich nur auf der einen Seite des Schuhes, auf die andere glatte Seite werden die Knöpfe aufgesetzt.

Nr. 14. Der Name Marie ganz hoch oder die Punkte durchbrochen zu ſticken.

Nr. 15. Zahlen von 6 bis 0 in Hochſtickerei zu arbeiten.

Nr. 16. Modell eines Morgenhäubchens von geſtickten Streifen und Einſätzen arrangirt.

Nr. 17. Kleine Taſchentuch-Ecke mit den Buchſtaben N. A. nebſt Krone. Die Buchſtaben geſpalten hoch, die Ecke theils hoch, theils engliſch, die Krone in letzterer Stickart zu arbeiten.

Nr. 18. Modell eines reich in Application geſtickten Broche-Kragens.

Nr. 19. Reiche Taſchentuch-Bordüre theils hoch zu ſticken, die Punkte zu durchbrechen, die Linien fein zu cordoniren.

Nr. 20. Der Name Fanny in Hochſtickerei.

Erklärung des beiliegenden Modebildes.

(Neueſte Strohhutformen für die Frühlings- und Sommer-Saiſon aus der Strohhutfabrik von Werner, Pein et Comp. Hoflieferanten Ihrer Majeſtät der Königin, Berlin, Leipziger Straße 80.)

Unſere heutige Nummer bringt die höchſt geſchmackvollen Hüte für die neue Saiſon, dieſer hier wie im Auslande rühmlichſt bekannten Fabrik; unſere Beilage ergänzt denſelben und zeigt unſern Leſerinnen daß die Sommerhüte wiederum klein, graziös und ſehr kleidend ſind. Ein großer Theil derſelben, reizend garnirt mit Roßhaar-Blonde, die eine Stroh- Sammet- oder Chenillenſtickerei ziert, bedarf keiner andern, als einer Innen-Garnirung. Zuweilen iſt der Hut ganz aus dieſen Blonden in den verſchiedenſten Deſſeins zuſammengeſetzt, zuweilen ſind nur Bavolets und Schirm-Garnirungen aus denſelben gebildet, immer aber erhält der Hut eine ſeltene Leichtigkeit durch ſie. Eben ſo neu als reizend ſind die Spatrie-Hüte, die alle früher in dieſem Genre gelieferten bei Weitem übertreffen, ſehr hübſch dir gewirkten und genähten Strohhüte aus Florentiner, Brüſſeler, Schweizergeflechten, mit Gardinen deſſelben Stoffes, runde Gartenhüte und ſchleſiſche Kiepen, Mädchen und Knaben-Hüte u. ſ. w. Wir gehen nun zu der Erklärung unſerer Beilage über, die einen kleinen Begriff dieſer reizenden Sommerhüte geben mag.

1. Roſa. Hut in Pamela-Form von weiß und gelbem Spatrie mit den zierlichſten Stroh- und Roßhaarborten, und einer doppelten Reihe von breiten Blonden deſſelben Stoffes, die zugleich das Bavolet bilden, garnirt. Iſt nur im Innern zu verzieren und mit Bindebändern zu verſehen, da der Hut ſelbſt in anmuthigſter Weiſe eine vollſtändige Garnirung enthält.

2. Martha. Sehr hübſcher runder Hut von Hanf, ganz klein carirt, ſchwarz und weiß geflochten; für ein Mädchen von zehn bis zwölf Jahren, mit einer Garnirung von rothen Taffet und ſchwarzen Sammetbändern.

3. Helene. Sehr graziöſes Hütchen von weißer Chenille, appretirtem Tüll und Strohgeflechten, vorn herum und das Bavolet mit breiten Roßhaar-Blonden, die eine Strohſtickerei ziert, beſetzt.

4. Renato. Ein von Spatrie und Roßhaar, gelb und ſchwarz geflochtener Hut, vorn herum mit einer weißen Roßhaar-Rüſche beſetzt, in deren Rand ſchwarze Chenille gezogen iſt.

5. Meta. Ein eben ſo einfacher als dauerhafter Hut von ſchwarz und gelbem Strohgeflechte.

6. Virginie. Ein beſonders zierlicher von Stroh und weißen Roßhaaren geflochtener Hut. Die Form iſt ſonchonartig, das Bavolet durch Roßhaarblonden gebildet; die Garnirung beſteht aus letzteren, aus gebrannten Roßhaarfranſen und Strohborten, ſie iſt ſo reich und hübſch, daß dieſer Hut ebenfalls nur im Innern verziert werden darf.

7. Flora. Der leichteſte und duftigſte aller dieſer Hüte, iſt aus Roßhaar-Blonden mit einer Strohſtickerei verziert, ganz zuſammengeſetzt; dieſelben Blonden faſſen den Hut zwei Mal rund herum ein, bilden zugleich das Bavolet und ſind von dem kleinen Kopf des Hutes ſelbſt durch eine reizende Borte von Stroh- und Roßhaargeflecht getrennt.

8. Louiſe. Ein Hut in Pamela-Form; der Kopf nur wenig ſichtbar, iſt von einem Flechtenwerk von Stroh, Roßhaaren und ſchwarzer Chenille; denſelben faſſen ſchleifenartig aufgeſetzte, mit Stroh und ſchwarzen Sammetpunkten geſtickte Blonden ein, die wie eine dicke Rolle erſcheinen. Breite köſtliche Blonden bilden das Bavolet, fallen vorn über den Schirm zurück und machen jede andere Garnirung des Schirmes entbehrlich.

Die Abonnenten der erſten (Acht Thaler-) Ausgabe erhalten heute als Extra-Zugabe:

Ein Herrenkupfer.

Die Zeitung für die elegante Welt erſcheint wöchentlich und zwar in drei verſchiedenen Ausgaben:

Erſte Ausgabe mit allen Beilagen zu 8 Thalern jährlich. Enthält im Jahrgange 52 Damen- und 24 Herren-Modekupfer, Muſik-Beilagen, Muſterblätter für weibliche Arbeiten und Moden, Schnitt-Tafeln für Herren, Pottchinomanie-Bogen, Portraits, Genrebilder ꝛc.
Die zweite Ausgabe zu 5 Thalern jährlich bringt denſelben Text und ausſchließlich Damen-Modekupfer und Muſterblätter.
Die dritte Ausgabe zu ebenfalls 5 Thalern enthält nur Herren-Modekupfer, bringt aber ebenfalls 52 Lieferungen Text.

Alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten nehmen Beſtellungen an.

Verlag von Otto Janke in Berlin. Verantwortlich: R. Wegener.

Druck von J. Pohn & Comp. in Berlin.

LE FOLLET Boulevard St Martin, 69.

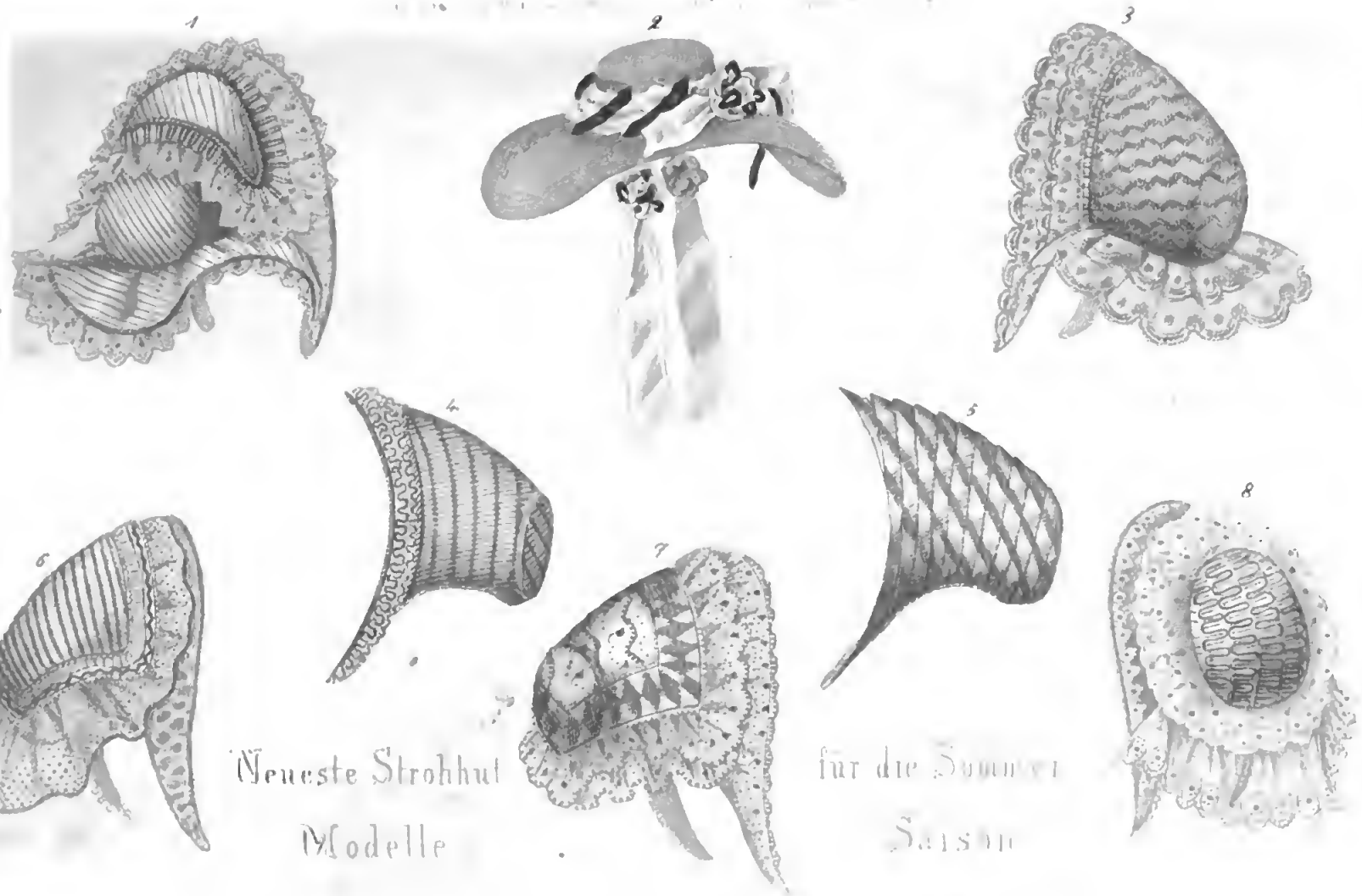
Modes de Longchamps.

Chapeaux Mme Grafeton, r. de la Paix 24. *Fleurs* Chagot aîné, r. Richelieu 5.

Robes Mme Bernard, r. Rivoli, 162 à l'entresol. *Étoffes* Filles de France, r. Vivienne, 31 et r. Richelieu, 81 p.

Pardessus Regence, r. Poissonnière 13. *Dentelles* Violard, r. Choiseul, 4. *Parfumeries* Guerlain, r. de la Paix 15.

Digitized by Google



Neueste Strohhut für die Sommer

Modelle Saison

Aus dem Magazin der Herren WERNER PEIN Comp.

Digitized by Google

№ 15. Sechsundfünfzigster Jahrgang. 1856.

Zeitung für die elegante Welt.

Die Abonnements-Bedingungen befinden sich am Schlusse des Blattes.

Redaction: **Th. Drobisch** in Leipzig
und
R. Wegener in Berlin.

Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen hierauf an.

Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich eine Lieferung von 1½ bis 2 Bogen Text, mit artistischen und technischen Beilagen, bestehend in Pariser Modekupfern, Muster- und Schnitt-Tafeln für Damengarderobe ꝛc. in sorgfältigster und reicher Auswahl.

Der Krämer von Glatz.

Vaterländische Erzählung

von

Heinrich Smidt.

(Fortsetzung.)

„Ja, wenn er brov nochschlägt!" lautete die mit einem derben Schloge auf dem Rücken begleitete Antwort. „Kriegt man nun bald zu wissen wo es brennt?

„Feuer! Feuer!" rief ein nur halb bekleideter Mann, der sich in dem Menschenknäuel gesongen hatte. „Sie fengen und brennen draußen am Hasengraben."

„Wer denn? Die Oesterreicher?"

„Heiligste Jungfrau", schrie ein Weib lout auf. „Sind uns die Weißröcke denn schon so nahe auf dem Halse?"

„Nicht doch. Die Unsrigen verüben den Greul. Der Commandant hat Befehl gegeben, alle Vorwerke nieder zu brennen. Meine arme Hütte war die erste. Habe nicht ein Mol den Rock geborgen und bin barhäuptig.

„Warum denn aber nur?"

„Warum? damit der Commondant van dem Gouvernementshause besser um sich schouen kann, müssen wir zu Bettlern werden. Gott helfe mir und uns Allen."

„Besser um sich schauen? frogte ein vorlauter Bursch. „Wenn dem Manne soviel darum zu thun ist, das Terrain jenseits des Hasengrabens kennen zu lernen, dorf er ja nur var das Thor hinausreiten."

„Da stehen ja die Oesterreicher."

„So mog er sie wegjogen. Was broucht er darum den Leuten die Häuser über den Kopf onzuzünden? Aber nun weiß ich es."

„Was könnt Ihr wissen?"

„Was der Reiter vorhin bedeutet hat. Wenn ich mich jetzt recht besinne, hatte dieser ein Bündel von Pechkränzen auf dem Rücken."

„Ja," sagte ein Anderer lachend. „Und der Futtersock hinten ouf steckte auch voll."

„Und ich habe ihn abreiten sehen," ergänzte ein Dritter. „Der Cammandant sprach lange Zeit mit ihm. Als er schon im Sattel saß, rief der Herr ihm noch etwas ous dem Fenster nach, das ich ober nicht verstand."

„Dieser Commondant! — Wißt Ihr denn, wo der kurz varher gewesen ist?"

„Ob ich es weiß! Bei keinem Andern, als bei dem alten Baron, den der verdammte Kerl, der Jonos, in die Stadt kutschirt hat."

„Das iſt verdächtig! Wenn ein Commandant mit einem Baron conſpirirt, ſo iſt das immer verdächtig.“

„Freilich. Voraus, wenn ſo ein Baron dumm ausſieht, und es doch dick hinter den Ohren hat. Der Alte hat ein junges Frauenzimmmer bei ſich, bildſchön und aller Schlauheiten voll. Dies Frauenzimmer hat es dem Commandanten angethan und dieſer kann nun nicht anders; er muß Alles gut heißen und thun, was der Hexe in den Kopf kommt.“

„Was hat die Dirne mit dem Feuer am Haſengraben zu thun? Du Narr!“

„Was ſie damit zu thun hat? Vielleicht will ſie ſehen, wie es ſich ausnimmt, wenn eine halbe Vorſtadt niederbrennt. Vielleicht kommt ſo ein Brand auch den Oeſterreichern zu gut, wißt Ihr.“

„Recht! den Oeſterreichern.“

„Und das weiß doch Jeder von uns, daß dieſer ſogenannte Baron hierher geſchickt iſt, um den Commandanten breit zu ſchlagen, daß er uns dem Laudon überliefert.“

„Iſt das wahr, Mann?“ fragte Einer in dem Haufen, der bis jetzt noch nicht geſprochen hatte.

„Gewiß und wahrhaftig. Möge ich nicht ſelig werden, wenn ich lüge.“

„Dann kenne ich auch kein Mitleid und kein Erbarmen. Kommt mit! Wir wollen dieſem Verräther den Garaus machen. Dem alten dummen Teufel und ſeiner jungen Hexe. Sie ſollen an uns denken.

Mit lautem Schreien liefen ſie davon. Jener ſah ihnen nach und ſagte lachend in ſich hinein:

„Lauft Ihr nur. Die Commandantur iſt mit Grenadieren geſpickt; die werden Euch gut anlaufen laſſen.

„Feuer! Feuer!“ rief es nach einer Weile wieder durch die Straßen.

„Wir wiſſen es ſchon.“

„Ihr wißt es nicht. Der Comthurhof brennt! Der Comthurhof!“

„Da ſchlage der Teufel drein. Will denn der Commandant ganz Glatz zu einem Aſchenhaufen machen? Das kann er ja den Oeſterreichern überlaſſen, die es früh genug bekommen und es dann ſchon beſorgen werden, wenn nicht etwa ....“

Der Sprecher hielt inne. Mit grimmigen Blicken ſah er dem Manne nach, der eben an ihm vorüberſtreifte.

„Das iſt der böſe Geiſt hier in Glatz,“ ſprach er vor ſich hin. „Dieſer Jeſuitenpater, der Krämer von der innern Frankenſteiner Gaſſe und der Mann, der nur einen Buchſtaben zum Namen bekommen hat, ſind ein Kleeblatt, das nur Unheil bringt. Wenn nicht noch der ehrliche Quad droben auf dem Schloßberge ſäße... König Friedrich iſt ein großer Mann, aber er war ſchlecht berathen, als er Den da zu ſeinem Stellvertreter machte.“

Pater Xaver, der mit dieſem Manne eben die Straße kreuzte, ſetzte ſeinen Weg bis zur Commandantur fort, wohin er durch die aufgeregten Maſſen ſich Bahn brechend, nur langſam und nicht ohne Schwierigkeiten gelangte.

Im Erdgeſchoß des Gebäudes befand ſich, hinten auf dem Hofe, entfernt von den bewohnten Räumlichkeiten ein vereinzeltes Gemach, wohin der Pater ſich öfters begab. Was er daſelbſt that? Ob er dort arbeite? Oder in aller Stille laborire? Oder geheimnißvolle Beſuche empfange? Ob von dem Allem Etwas, oder was ſonſt? Niemand konnte darüber Auskunft geben. Dies Eine nur wußten die Hausbewohner: In dem Gemache war kein Fenſter, ſo daß man ſtets Licht darin brennen mußte, und nur eine Thür führte in daſſelbe, deren Schlüſſel der Pater ſtets bei ſich trug.

Endlich hatte Xaver ſeinen Verſteck erreicht. Als die Thür von innen verriegelt war und das Licht brannte, näherte er ſich dem Kamin. Es war trotz des ſommerlichen Wetters kalt zwiſchen dieſen feuchten Steinmauern und der Pater zündete ein helles Feuer an, das bald eine behagliche Wärme verbreitete. Der einzige Hausrath in dieſem Gemache beſtand aus einem Tiſche und einem Seſſel in der Nähe des Kamins. Dieſem gegenüber befand ſich in der Wand eingefügtes Bild, das den heiligen Stephan vorſtellte, wie er von den Juden geſteinigt wird.

In der feuchten Luft war das Bild, welches gewiß zu andern Zwecken gemalt war, als hier allmählig zu verwittern, an manchen Stellen faſt verlöſcht. Nur das Geſicht war noch ziemlich wohl erhalten und ließ erkennen, daß daß das Ganze von Meiſterhand gemalt worden. Und wie nun die Gluth des Kamins ihren vollen Schein auf das Bild warf, wie bei jedem Aufzucken der Flammen ein Schatten darüber hinlief, ſchien dies Geſicht einen drohenden Ausdruck anzunehmen. Es trat aus dem Rahmen heraus, und der Pater, der wie von ungefähr den Blick darauf gerichtet hatte, konnte ihn nicht wieder davon abwenden. Der finſter blickende Heilige gewann in ſeinen Augen Leben, und es bedurfte der ganzen geiſtigen Kraft, womit er ſich und Andre beherrſchte, um dies Phantom zu bannen, das ihn mit Grauen und Entſetzen erfüllte.

„Morgen ſoll es fort!“ ſagte er aufathmend, als die Flammen ſich ſenkten und die Gluth in ſich zuſammen fiel. Er hatte die gewohnte Faſſung wieder gewonnen, rückte den Seſſel zum Feuer und überlas eine Schrift, die er ſorglam entfaltete.

„Das iſt der wohlerwogene Plan. Wird er ſo ausgeführt, hat Preußens Herrſchaft in Schleſien ein Ende, und der ärgſte Feind, der unſere heilige Kirche bedroht, liegt jenſeits dieſer Berge, hoffentlich für immer gebannt. Nach reiflicher Erwägung habe ich dem Commandanten

№ 16. Sechsundfünfzigster Jahrgang. 1856.

Zeitung für die elegante Welt.

Die Abonnements-Bedingungen befinden sich am Schlusse des Blattes.

Redaction: **Th. Drobisch** in Leipzig
und
R. Wegener in Berlin.

Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen hierauf an.

Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich eine Lieferung von 1½ bis 2 Bogen Text, mit artistischen und technischen Beilagen, bestehend in Pariser Modekupfern, Muster- und Schnitt-Tafeln für Damengarderobe ꝛc. in sorgfältigster und reicher Auswahl.

Der Krämer von Glatz.

Vaterländische Erzählung

von

Heinrich Smidt.

(Fortsetzung.)

So entrollte sich Bild auf Bild im Innern der Häuser. Draußen auf den Gassen zeigten sich die Leidenschaften dee Einzelnen lauter, ungebundener. Jammer und Wehklagen wurden unterbrochen vom wilden Lachen halbtrunkener Kerle, die sich in Branntwein beranschten und die widerlichsten Excesse begingen.

„Nun wird bald der Tag anbrechen!" meinte Einer. „Und dann ..."

„Narr! unterbrach ihn ein Zweiter. „Es ist ja noch gar nicht Nacht gewesen. Die Bomben und Granaten fliegen ja leuchtend durch den klaren Himmel, daß eine ordentliche Dunkelheit gar nicht aufkommen kann. Wenn sie irgendwo ist, so haust sie hinter Deinem dicken Schädel."

„Und ich sage nochmals, es wird bald Tag; Tag für diejenigen, die bisher im Trüben fischten. Wenn Ihr aber gesonnen seid, wie ich, was möglich ist, da Ihr Euch mühsam so viele Courage angetrunken habt, als ich stets besitze, so lassen wir den Tag ein wenig früher anbrechen."

„Meinetwillen kann schon eine ganze Stunde lang die Sonne geschienen haben," unterbrach ihn ein Anderer. „Soll es was geben? Ich komme mit und ginge es zu dem Teufel selber."

„Zu dem nun justement nicht; wohl aber zu Einem, der eine Art Bundschaft mit ihm geschlossen hat. Wollen noch dem Gouvernementshause gehen. Aber was giebt es da hinter unserem Rücken?"

Sie schauten sich um. Mehrere Ihresgleichen hatten sich um einen Kerl geschaart, der toller schrie und stärker trank, als sie Alle. Er hörte, daß es im Werke sei, nach der Wohnung des Commandanten aufzubrechen und dem alten Oesterreichischen Baron einen Besuch abzustatten, und verschwor sich hoch und theuer, er sei der Einzige der ihnen den rechten Weg dahin zeigen könne.

„Was der Prahlhans sich einbildet! schrie es dazwischen. „Fort mit dem Prahlhans! Fort mit ihm, sage ich!"

„Prahlhans?" entgegnete Jener mit schwerer Zunge. Wenn Du nicht selbst ein solcher Lump bist, so sage mir, wie findest Du den Weg in des Commandanten Keller, wo der alte Ungar liegt, den er über die Gränze paschen ließ, damit er und seine Offiziere sich täglich gehörig vollsaufen können?"

„Ungar? Keller?“ antwortete einer der Zunächſtſtehenden. „Was ſind das für Anſpielungen? Biſt Du vielleicht darin geweſen und willſt uns mitnehmen?“

„Bin da geweſen und nehme dieſe da zum Zeugen,“ ſagte der Trunkene, indem er ein Paar Flaſchen hochhielt. „Dieſe Beiden ſind von der Beute, die ich machte, übrig geblieben. Koſtet die Tropfen und ſagt mir, ob es nicht der Mühe werth iſt, den Reſt herauszuholen, der noch immer recht anſehnlich iſt?“

In wenig Augenblicken waren die Flaſchen leer. „Zeige den Weg!“ rief es. „Und zu dem Golde des öſterreichiſchen Barons zeige uns auch den Weg. Wenn wir Beides haben, mögen ſie meinetwegen das ganze Glatz in Grund und Boden ſchießen. Was kümmert es uns?“

„Gut. Ich ſtelle mich an Euere Spitze. Aber Ihr müßt mir gehorchen. Wie die Soldaten den Offizier. So muß es ſein. Und mein Gefolge muß ich auch haben. Das muß mich ſtützen, wißt Ihr. Habe einen Hieb zuviel. Das ſchadet aber für einen ſolchen Angriff nicht.“

„Das ſieht Jeder, Du Sauſaus, daß Du einen Hieb haſt.“

„Habe einen Hieb!“ fuhr Jener fort. „Geht es Dich etwas an? Und'n Hieb, den kein Feldſcheer zu verbinden verſteht. Ich marſchiere voraus. Und Ihr Andern könnt Eins ſingen. Mein Geleitsmann muß meinen linken Flügel decken; der iſt beſonders unſicher. Die leere Flaſche in der rechten Hand iſt der Commandoſtab. Nun marſchirt rüſtig vorwärts. Wenn Ihr nicht ſingen könnt, will ich es ſelbſt beſorgen.

„Bruder Oeſterreich, nimm Dich in Acht,
Dein Bett wird Dir zurecht gemacht;
Und ſchwimmſt Du nicht in Bier und Wein,
So ſoll es in der Neiße ſein.

Alle lachten laut und ſtimmten mit ein in den wüſten Geſang. Der dem Haufen voran trabende Kerl war am lauteſten und hatte ſtets eine Verwünſchung oder einen plumpen Spaß auf den Lippen. Als ſie in der Nähe des bezeichneten Hauſes kamen, zeigte er auf eine Thür in der Mauer, welche ſich dem Gebäude anſchloß.

„Da geht es hinein. Zuerſt etwas ſteil hinunter, dann aber gerade aus. Es iſt ſo dunkel unten, daß man nicht eine Hand vor Augen ſehen kann. Darum ſorgt für Fackeln.“

„Wo, zum Teufel kriegen wir Fackeln her?“ brummte Einer.

„Was ſeid Ihr für Pack,“ entgegnete Jener mit Ueberlegenheit. „Verabredet einen Feldzugsplan und laßt die nöthige Munition zu Hauſe. Da ſeid Ihr mir wieder Dank ſchuldig, daß ich Alles im Voraus beſorgt habe. Dafür muß ich mindeſtens einen doppelten Antheil an der Beute kriegen, denn ohne mich bekämt Ihr garnichts.“

Mittlerweile hatte er den Eingang geöffnet und zog hinter der Thür einige Pechfackeln hervor, die raſch angezündet wurden. Dann ſtieg er, Allen voran, in die tiefen Räume des Kellers hinab. Es fand ſich Alles vor, wie er es vorher verkündet. Ein Anfangs enger Pfad führte in die eigentlichen Souterrains des Gouvernementshauſes, ward allmählich breiter und lief auf einen halbrunden Platz aus, woſelbſt ſich mehrere Fäſſer, auf ſtarken Geſtellen ruhend, vorfanden.

Hier fängt der Weinkeller an“, ſagte der Führer des Zuges.“ Zu dem alten Baron kommen wir noch früh genug. Erſt wollen wir hier in aller Behaglichkeit Eins trinken. Seht zu, in welchem Faſſe der beſte Stoff iſt. Nachher forſchen wir den Winkel aus, wo ſich die Oeſterreicher mit ihren Dukaten verſteckt haben. Friſch! Haltet Euch heran! Hier irgendwo herum müſſen auch die altmodiſchen Schleifkannen ſtehen. Daraus iſt gut trinken.“

Die Rührigſten hatten ſich an die Arbeit gemacht; ſie hatte eines der Fäſſer auf die Seite geſchrotet und das Spund ausgeſchlagen. Der duftige Wein floß in die Krüge. Mit lautem Jubel den goldenen Quell begrüßend, achteten ſie des Führers nicht, der ſich in dem dunklen Schatten des Gewölbes allmählich verlor.

Baron von Sentzen befand ſich in der größten Angſt und Sophie, ſelbſt auf das Lebhafteſte erregt, vermochte ihm wenig Troſt zu bringen. Der alte Herr hatte ſich durch ſeine Anhänglichkeit an das Kaiſerliche Haus, trotz aller Vorſicht, zu einigen Aeußerungen hinreißen laſſen, die ein zweideutiges Licht auf ihn warfen. Das Gerücht trug das Seinige dazu bei, dieſe zu vergrößern und ſo war die Aufregung im Volke nur zu leicht erklärt. Man erinnerte ſich deutlich des Tages, da die große Kutſche vor dem Gouvernementshauſe vorfuhr, in welcher der Baron und ſeine Nichte geſeſſen. Viele ſchworen Stein und Bein, ſie ſei ganz mit öſterreichiſchen Dukaten gefüllt geweſen. Der Baron habe die Abſicht, damit für ſeine Kaiſerin Stadt und Feſtung kaufen zu wollen. Wer alſo dieſen Schacher verhindern und das Gold lieber ſich und ſeinen Freunden zuwenden wolle, der müſſe bald und herzhaft zugreifen. Aber auch damit, meinte ein Anderer, wäre es nicht gethan. Vorſicht ſei vor Allem zu empfehlen, denn die junge Perſon, welche der Alte bei ſich habe, ſei in übernatürlichen Dingen bewandert. Es ſei eine Hexe, welche die Kunſt verſtände, ſich und das Gold unſichtbar zu machen. Nur unvorſehends könne man ſie überrumpeln.

„Ach, Sophiechen, mein liebes Kind. Wie viele Unruhe habe ich uns durch die Reiſe hierher bereitet. Hätte ich davon nur entfernt eine Ahnung gehabt, wäre ich nicht vom Platze gewichen. Dann hätte mich vielleicht ein preußiſcher Huſar niedergehauen und Alles wäre vor-

über. Nun schmachtest Du in diesem Käfich, Du armes Täubchen, und mußt hier vielleicht jämmerlich verderben."

„Sorgen Sie nicht für mich, theurer Oheim!" bot Sophie. „Mir ist es nur um Ihretwillen leid. Diese stete Aufregung schadet Ihrer Gesundheit. Fassen Sie Muth. Ich glaube nicht, daß die wenigen harmlosen Worte, welche Sie neulich bei der Tafel sprachen, nachtheilige Folgen haben werden."

„Dann hast Du nicht auf den Pater gemerkt. Er hörte so aufmerksam zu."

„Seine Antwort war allerdings beunruhigend, lieber Oheim. Aber nur die wenigsten aus der Gesellschaft merkten darauf."

„Ach, dieser Pater!" seufzte der Baron. „Ich betrachte ihn wie einen bösen Dämon. Als die Tafel aufgehoben war, folgte er mir auf dem Fuße bis hierher und flüsterte mir zu: „Freut mich, Sie so gut kaiserlich gesinnt zu wissen. Es war wohl gethan, sich unter der Maske eines Flüchtlings hier einzufinden und den Schutz des Commandanten in Anspruch zu nehmen. So können Sie unserer Sache um so besser dienen. Ich bewundere die Kunst, lieber Baron, womit Sie die Fäden der Intrigue so geschickt zu lenken wissen. „Was half es mir, daß ich feierlich protestirte? Je mehr ich widersprach, desto inniger war der Pater von meinem Einverständniß überzeugt. Als er sich endlich entfernte, sagte er spöttelnd: „Und wenn es nicht wäre, was hülfe es Ihnen jetzt? Kein Mensch glaubt es Ihnen. Wie sich das Gerücht Ihrer Ankunft überraschend schnell verbreitete, so folgte eben so eilig das Gerücht von Ihren Absichten und Plänen und kein holder Tag vergeht, so weiß jeder Pflastertreter in Glatz, was er von Ihnen zu halten hat. Darnach richten Sie sich, mein lieber Baron."

Der alte Herr hielt erschöpft inne. Sophie nahm seine Hand, die sie sonst streichelte und sagte:

„Muth, lieber Oheim. Woher soll uns Hülfe kommen, außer von uns selbst? Ja, wenn Brinken hier wäre."

„Still, Du Unselige!" rief der Alte. „Sind wir nicht schon compromittirt genug? Hält man uns nicht schon jetzt mit Oesterreich einverstanden, vom Hofkriegsrath abwärts bis zum letzten Trainknecht? Muß Du auch noch einzelne Namen nennen? O, diese Kaiserlichen."

„Und sind sie denn nicht so recht eigentlich die Ihrigen?" flüsterte Sophie, dicht an ihn geschmiegt. „Was haben Sie mir nicht früher von dem Kaiserhofe erzählt? Welche lebensvolle Schilderungen haben Sie mir entworfen? Mit welcher Begeisterung von den Herrlichkeiten Wiens mit mir gesprochen?"

„Sonst!" seufzte der Baron. „Ja, wenn ich mich in jene Erinnerungen versenke, schwillt mein Herz mächtig an. Aber nein! Es ist Unrecht, sich damit zu beschäftigen daran zu denken und Du thust nicht wohl, mich daran zu mahnen. Soll ich um früherer Träume willen die Ruhe meines Alters auf das Spiel setzen? Keinen Augenblick wage ich frei aufzuathmen. Zeige mir einen Weg aus diesen Mauern, und ich will so weit fliehen, daß das Auge der Späher mich vergebens suchen soll."

„Ich bin bereit gewesen, Euch diesen Weg zu zeigen, aber Ihr wolltet ihn nicht einschlagen, sagte eine Stimme und der Baron, erschrocken auffahrend, sah den zerlumpten Trinler, der seine Spießgesellen in die Souterains des Gouvernementshauses geführt hatte, vor sich stehen. „Damals wolltet Ihr nicht. Nun ist es zu spät und wir sitzen Alle in derselben Schlinge gefangen. Jetzt kommt es nicht mehr darauf an, die Straße zu suchen, sondern einen Schlupfwinkel zu entdecken, wo Ihr Euch vor dem wüthenden Pöbel bergt, der ein großes Gelüste nach Eurer Person und noch mehr noch Euern Dukaten hegt."

„Um Gotteswillen, David Jonas!" rief Sophie. „Gesegnet sei Euer Eintritt. Ihr erscheint uns stets als ein guter Geist in der tiefsten Noth.

„Dankt dem Zufall, der es so seltsam fügt," sagte der Krämer gutgelaunt. „Aber während dieses Dankopfers verpaßt nebenbei nicht, Euch sofort zur Wanderung anzuschicken, denn hier seid Ihr keinen Augenblick mehr sicher. Wenn meine Leibcompagnie, die jetzt unfreiwillig im Souterain campirt, den Weg zu uns herauf findet, seid Ihr verloren und ich habe meine Rolle ausgespielt, was für Viele ein willkommenes Ereigniß sein möchte."

Der Baron sah den Krämer vor sich stehen und ein Gefühl der Dankbarkeit gegen den Mann, der ihm nun schon zum dritten Male als Retter erschien, ließ ihn die gewohnte Vorsicht vergessen: „Wackerer Mann! Wenn wir jemals wieder ruhige Zeiten erleben, werde ich es zu lohnen wissen, was Ihr für uns thatet. Und Ihr könnt versichert sein, daß auf das Fürwort einiger mächtigen Freunde, Oesterreichs erhabene Kaiserin...."

„Herr Baron," unterbrach ihn der Krämer rauh. „Wenn dem Wiener Hofe die Verdienste klar würden, welche ich mir um ihn erwarb, hinge man mir ein Gnadenkettlein um, woran ich mich zu Tode schleppen müßte. Aber verlieren wir nicht die Zeit mit müßigen Worten; sie ist zu kostbar dazu. Noch in dieser Minute ist der Weg zu einem sicheren Schlupfwinkel offen; in der nächsten ist er es nicht mehr."

Sophie raffte zusammen, was sie zu einer schnellen Flucht für nöthig hielt und trieb auch den Oheim zur Eile an. Aber der günstige Moment war verstrichen. Als sie sich anschickten, das Gemach zu verlassen, öffnete sich die Thür und Pater Xaver erschien auf der Schwelle.

„Da sind sie!" rief der Pater triumphirend. „Der

Herr hat meine Schritte gelenkt, die Flucht der Verräther zu vereiteln. Ihr seid gefangen."

„Ist der Teufel ganz und gar los!" rief David Jonas überrascht. „Euer Hochehrwürden müssen vortrefflich bedient sein, daß Ihr aus dem Schlupfwinkel entkommt, worin ich Euch so sicher untergebracht glaubte."

„Wehe Dir, Verworfner! Wehe Dir, daß Du einen so schändlichen Spott mit mir getrieben!" eiferte Xaver. „Dir wird nach Deiner Missethat vergolten werden. Gepriesen ist die Allmacht, welche die willenlosen Schritte eines Nachtwandlers so lenkte, daß mir durch ihn offenbar werden mußte, wie die Mauer sich spalten kann, damit ein lebendig Begrabener wieder gewonnen und ein Werkzeug werde, die Verräther zu fahnden und dem unerbittlichen Strafgericht zu übergeben."

„Ihr meint doch mich, Herr Pater? entgegnete der Krämer.

„Dich und die Andern aus der Rotte Korah, die sich verschworen haben gegen die Gloire des großen Preußenkönigs, domit er verderbe. Aber noch triumphirt Ihr zu früh. Wenn Ihr es auch durch Euern Verrath dohin brachtet, daß Friedrich hier eine Niederlage erleidet, sollt Ihr mindestens diesen Triumph nicht zu genießen haben, sondern den ehrlosen Tod eines Verräthers sterben."

„O vortrefflich, mein allerfrömmster und sehr christlicher Poter!" lachte David Jonas laut auf. „Ich bin gerade nicht zu lustigen Schwänken aufgelegt, oder dieser Einfall versetzt mich in Entzücken. Nun sehe ich ein, daß König Friedrich in Schlesien unbesiegbar ist, da Ihr Euch zu seinem Bundesgenossen erklärt. Und Euer Wort scheint sich rascher zu erfüllen, als Ihr selbst glaubt. Ihr erscheint als der strafende Richter und die Diener des Zorns folgen Euch auf dem Fuße. Hört Ihr, wie sie die Treppe hinauf stürmen? Pater! Dieser Augenblick entscheidet zwischen uns. Ihr oder ich!"

„Ihr! Ich!" rief Xaver. „Wer sie auch sind, die sich dort nähern, ich rufe ihren Beistand an und sie werden mir ihre Arme leihen. Hierher, meine Freunde! Hierher!"

Der Krämer folgte dem forteilenden Pater in größter Hast. Der wüste Haufe hatte den Weg aus dem Souterrain gefunden und stürmten nun in wilder Trunkenheit die Treppe hinan. Der Pater, welcher auf eine Abtheilung preußischer Musketiere gehofft hotte, fuhr überrascht zurück, als er diese entfesselten Bestien vor sich sah. David Jonas, der ihn in diesem Augenblicke überholte, ergriff seine Hond und ihn bis zum Treppengeländer mit sich reißend, schrie er seinen Genossen zu:

„Es ist Alles vorbei mit der versprochenen Beute. Der Baron ist fort; die Dirne ist fort und mit den Beiden ist auch das Gold bei'm Teufel. Das habt Ihr Diesem zu danken. Er hat ihnen geholfen, sich aus dem Staube zu machen; sie sind nirgends zu finden."

Pater Xaver wollte sprechen, aber das wüste Toben verschlang seine Stimme und der Krämer schrie über Alle hinaus:

„Das Gold hat dieser Pfaff in Sicherheit gebracht. Wenn Ihr mit ihm theilen wollt, so preßt ihm sein Geheimniß ab. Laßt ihn bekennen, wo er es verborgen hot. Nehmet ihn hin und laßt ihn nicht eher los, bevor er Euch den Winkel zeigt, wo er den Schatz verscharrte."

Mit lautem Gebrüll warfen sie sich auf den Pater, der sich vergebens loszureißen strebte. Mit wieherndem Gelächter hoben sie ihn auf ihre Schultern und stürmten die Treppen hinunter.

Der Boron und Sophie erwarteten in wachsender Todesangst die Rückkehr des Krämers.

„Sie sind fort!" sagte dieser eintretend. Nun gilt es. Hat der nachtwondelnde Commandant den Pater aus dem Kerker befreit, zu dem ich ihn verurtheilte, so ist es nicht durch die Hauptthür geschehen, denn dazu habe ich den Schlüssel bei mir. Es muß hier eine mir unbekannte Verbindung geben, und diese müssen wir auffinden, da durch sie allein unsere Rettung möglich ist. Gehen wir an's Werk."

Mit Lichtern versehen schlichen sie über den Corridor. Das wüste Geschrei der Trunkenbolde, die dem Pater ein Geständniß zu entreißen suchten, schallte von unten herauf und trieb die erschreckten Flüchtlinge in othemloser Hast weiter. Endlich erreichten sie das Wohngemach des Commandonten. Erschöpft sank der Baron in einen Sessel. Sophie warf sich vor ihm in die Kniee und weinte still.

David Jonas blickte vorsichtig noch allen Seiten und prüfte jeden einzelnen Gegenstand. Umsonst. Nirgends zeigte sich etwas Außergewöhnliches.

Die Minuten verstrichen. Die Angst der Harrenden wuchs. Mit klopfenden Herzen folgten sie jeder Bewegung ihres Führers.

„Umsonst!" murmelte dieser vor sich hin. „Ich finde mich nicht zurecht und wir haben uns hier in der eigenen Schlinge gefangen."

„O mein Kind! Mein armes Kind!" jammerte der Baron. „Was ist an dem Bischen Bodensatz meiner Jahre gelegen. Gern gebe ich sie dahin. Aber Dein junges Leben so traurig hingeopfert zu sehen. Meine Sophie!"

Die Jungfrau sprach nicht. In Thränen aufgelöst drückte sie den Oheim fest an sich.

„Wie sie jauchzen diese Wütheriche!" sagte der Baron. „Aber fürchte nichts, mein Kind. Ehe einer dieser Bestien es wogt, Dich zu berühren, muß er erst diese Brust durchbohren."

David Jonas hatte in steigender Erregung seine Rach-

ſorſchungen fortgeſetzt. Mit fiebernder Haſt tappte er an den Wänden herum. Da fühlte er, daß dieſe an einer Stelle dem Drucke ſeiner Hand nachgab, und langſam wich dieſe auseinander, eine Treppe zeigend, die in die Tiefe hinab führte.

„Nun ſind wir frei!“ rief der Krämer und winkte den Beiden, welche leichter athmend dies Ereigniß vor ſich ſahen.“ Vorſichtig! Bewahren Sie die Lichter vor dem Verlöſchen und folgen Sie mir nach. Vorwärts mit Gott!

Sie verſchwanden in dem Schatten, den die Wand zurück warf. Dieſe ſchob ſich lautlos zuſammen, als die Flüchtlinge die erſte Stufe betraten.

Der raſende Haufe war unterdeſſen auf die Straße hinausgeſtürzt. Sie hatten den Pater in ihrer Mitte. Er hing leblos in den Armen ſeiner Peiniger. Sie hatten ihm kein Bekenntniß zu entreißen vermocht. In ihrer ſteigenden Wuth warfen ſie ihn ſich einander zu, damit Jeder ſeinem Grolle gütlich thun könne. Nur ein Mal, als er, ſich in ſeinem Schmerze aufraffend, ſie mit ſeinen funkelnden Augen anblitzte, wichen ſie unwillkürlich vor ihm zurück.

„Das kann ich nicht mehr mit anſehen,“ ſagte Einer, deſſen Rauſch allmählich verflogen war, und ſchüttelte ſich im Fieberfroſt. „Eine Blutſchuld möchte ich doch nicht gerne auf mich laden. Und das Blut eines Prieſters vollends. Ich gehe.“

Er ſchob ſich ſtill von der Seite. Der Lärmen dauerte fort.

„Willſt Du nun ſprechen, Pfaff?“ rief einer der roheſten Geſellen in dieſer Schaar. „Sage, daß Du es willſt und bekenne Alles offen und ohne Falſch, ſonſt .... Was verdrehſt Du die Augen?“

„Was iſt das nur? Seht ihn an.“

„Leuchtet 'mal her!“ ſagte ein Dritter.

„Das Geſicht des Mannes wird immer bleicher!“ ſprach der Zweite.

„Er liegt mir ſo ſchwer in den Armen!“ fuhr der Erſte fort.

„Schüttelt ihn mal, Kammerad!“

„Hilft nichts. Er bleibt ſtumm.“

„Und ſein Geſicht. Seht doch ſein Geſicht an. Was iſt das?“

„Das iſt der Tod!“ ſagte Einer, der zu der Gruppe trat. „Ihr habt ihn umgebracht.“

„Ich nicht!“ ſagte der Mann, der den Leichnam hielt, indem er ihn auf den Boden gleiten ließ. Ich nicht!“

Sie ſahen ſich unter einander an, und ſchlugen die Augen blitzſchnell nieder ob der Furcht und des Entſetzens vor einander. Der ernſte Ausgang ihres wüſten Treibens hatte ſie plötzlich ernüchtert. Lautlos gingen ſie auseinander.

Die Leiche des Paters blieb einſam und unbeachtet am Boden.

Aber der Donner der Geſchütze verſtärkte ſich mit jeder Minute und auf den Wällen und Baſtionen raſete der Kampf in blutiger Erbitterung. Die Bevölkerung floh in die Häuſer und ſah mit banger Furcht der Entſcheidung entgegen. Und hier und dort zeigten ſich auf den Straßen und hinter den Hausthüren Gruppen von Männern und Frauen, welche unter einander die Ereigniſſe des Tages beſprachen und über die Mittel zur Sicherung ihrer Habſeligkeiten beriethen.

(Fortſetzung folgt.)

König Ortwin.

Nach einer Rügenſchen Sage.

Von **Anna Löhn.**

1. Der wilde Ortwin ruft im Tone
Der Wuth herab vom Throne:
„Wer ſtreuet mit teufliſcher Kunſt
Mir Abends ſo giftigen Dunſt,
Daß Träume den Schlaf mir vergallen?
Redet Vaſallen!“

2. Doch tiefes Schweigen herrſcht im Kreiſe,
Leis geht der Athem, leiſe,
Denn wehe, ein Name gehaucht
Und blutend das Opfer raucht.
Ein Einziger wagt es, der kecke
Günſtling Winekke.

3. „„Mein hoher König, ſpricht er ſinnend,
Des Herrn Vertrau'n gewinnend,
Ich meine, die Königin iſt's!““
„Da Hölle! Ihr Alle ſchon wißt's?
Sie buhlt mit des Bruders Sohne!“
Tönt es vom Throne.

4. Die Königin, die ſtolze, ſchlanke!
Wie? Wars nur Dein Gedanke
Herr Günſtling, ſo ernteſt Du Lohn —
Sie ſtirbt mit des Bruders Sohn,
Wer frevelt noch ſonſt von Euch Allen?
Redet Vaſallen!“

5. Doch tiefes Schweigen herrſcht im Kreiſe
Leis bebt der Athem, leiſe,
Denn wehe! ein Name gehaucht
Und blutend das Opfer raucht.
Daß wieder das Schweigen er breche
Redet der Freche.

6. Unwillig tönt es durch die Halle:
Winekk, der Frevler, falle!
„Ihr Sklaven, ſcheeit Ortwin in Wuth,
Wer murret, dem koſtet's Blut!"
Daß wieder das Schweigen er breche
Redet der Freche.

7. Hochſchwebend auf des Glückes Leiter
Beginnt er keck und heiter:
„„Dein Feldherr übt teufliſche Kunſt
Und buhlt um der Fürſtin Gunſt!"
Der Feldherr beruft ihn zur Fehde:
„„„Lügner, ſteh' Rede!""""

8. Da höhnt ihn ſelbſt im grimmen Tone
Ortwin herab vom Throne:
„Nun Tugendheld, bücke Dich tief —
Schon dünkt mich Dein Kopf ſteht ſchief,
Ich ſchüttle, hin rollt er zur Grube,
Lüſterner Bube!"

9. Der Feldherr ſchreitet ſtill zur Seite
Beraubt des Schwerdt's Geleite
Und Blicke verfolgen ihn ſtumm,
Da dreht ſich der König um:
„Daß nie mehr das Schweigen er breche,
Sterbe der Freche!"

10. Und ſieh, der Günſtling bebt und wanket,
Der Menge Murmeln danket.
Winekke, der bleiche, doch ſpeicht
Und ſtottert: „Dein Narre — ich nicht —
Dein Narr hat — Alles — zu ſagen
Mir aufgetragen!""

11. „Man ſoll lebendig mit dem Narren
Den Günſtling mir verſcharren!"
So donnert der König herab,
Weißt alle Flehenden ab
Und rufet: „Humpen mit Weine! —
Laßt mich alleine!"

12. Ein kurzes Jahr iſt um, da hangen
So welk des Königs Wangen.
Geſpenſtergleich wankt er und ſchleicht,
Sein ſtruppiges Haar verbleicht,
In Heulen verlor ſich ſein Wüthen —
Stummes Hinbrüten.

13. Und langſam durch die Säulenhäulen
Sieht man ihn Abends wallen,
Er mordet mit doppelter Wuth,
Erſehnt ſich des Schlafes Gut
Und ſiehet mit Seufzen und Beben
Sein ſchwindend Leben.

14. Und wieder tönet den Vaſallen
Sein Wort in ſtolzen Hallen.
Iſt's Ortwin, der Wilde? Sein Ton
Schallt heiſer und zitternd vom Thron:
Vaſallen, Ihr kennet die Sage
Finſterer Tage."

15. „Sie kündet: Dieſem Land zum Heile
Ein Jüngling komm' in Eile,
Zu laſſen ſein roſiges Blut —
Das thue dem König gut.
Die Kräfte zu jüngen, die ſinken,
Will ich es trinken!

16. Rings wetterleuchtend Schwerter blinken.
Den König ſieht man winken:
„Ihr Reiſigen hauet hinein!
Ich werde doch Herrſcher noch ſein."
Wie Eiſen die Lüfte ſchon ſpaltet
Ruft Einer: Haltet!

17. Hinſinkt ein goldgelockter Knabe:
„„Nimm Alles, was ich habe
O Herrſcher, vergieße mein Blut —
Den Göttern dien' ich ſchon lange,
Sei drum nicht bange.""

18. Noch einmal, König, laß mich beten,
Den heil'gen Hain betreten.
Dann ſenk ich den Stahl in die Bruſt
Mir ſelber, zu Deiner Luſt.
O ſehet Ihr Brüder, ich eile,
Allen zum Heile."""

19. Und Ortwin jubelt laut und höhnet
Die Staunenden — da tönet
Nach kurzem Erwarten der Tritt
Des Retters — doch wankt ſein Scheitt,

Er ſtrauchelt — ach! tödtliches Grauſen
Mag in ihm hauſen.

20. Die Sichel ſah man ihn erfaſſen —
Kaum athmeten die Maſſen.
Er troſ ſich in's Herze tief,
Das Blut in die Becher lief,
Dann ſank er mit Schmerzensgeberde
Seufzend zur Erde.

21. Und Ortwin trank in hoſt'gen Zügen
Als könnt' ihm nicht genügen.
Das ſahe der Jüngling mit Luſt,
Zum Sprechen erhob ſich die Bruſt —
Da löſchte dem Tapfern auf immer
Des Tages Schimmer.

22. Der blut'ge König hoch vom Throne
Nickt ihm: Ade! mit Hohne —
Da faſſet ihn grimmiger Schmerz,
Er ſchäumet und greift aufs Herz:
„Dies Blut — war — vergiftet — Vaſallen —
Wehe — Euch Allen!"

23. Vom ſchwanken Haupte fiel die Krone,
Der König ſank vom Throne.

Feuilleton.

Die erſte Börſe. Wohl nicht allgemein dürfte bekannt ſein, wie der Name „Börſe" entſtanden iſt. Die erſte Börſe ward im Jahre 1531 zu Antwerpen gebaut. An der Stelle, wo ſie angelegt ward, ſtand ein altes Haus, woran das Wappenſchild einer bekannten Familie zu ſehen war, an welchem drei Beutel (Burſes) hingen, die gleichfalls zum Wappen gehörten. Man hatte dieſes Haus nur im gemeinen Leben, die „Bourſes" genannt. Dieſer Name ward auf das Inſtitut, den Verſammlungsort der Kaufleute, übertragen. Als andere Handelsplätze dieſes Gebäude in ihrer Sitte nachahmten, behielten ſie eben dieſe Benennung bei, welche jetzt bei den meiſten Nationen die nämliche iſt.

Maſchine zum Wiegen der Souveräns. Die Bank von England bedient ſich einer eben ſo einfachen als nützlichen Maſchine zum Wiegen der Souveräns und zum Ausſcheiden derjenigen Stücke, welche nicht das geſetzliche Gewicht haben. Dieſe Maſchine ſcheint nach dem bibliſchen Ausſpruche konſtruirt: Ich will die Spreu von dem guten Waizen ſcheiden. Die Münzen, welche ſie zu leicht findet, fallen in ein beſonderes Fach, die guten bleiben zurück, aber nicht dies allein, ſondern die ſchlechten werden auch noch durch eine anderweitige Vorrichtung mit einem einzigen Schlage in Stücke zerſchmettert. Mit Hülfe dieſer eben ſo zuverläſſigen als elegant gebauten Maſchine kann man an einem Tage 35,000 Stück Souveräns proben und ausſcheiden.

Außerordentlich gute Tenorſtimmen ſoll es unter den jungen Arabern in Algier und der Umgegend geben. Nach einem franzöſiſchen Journale hat ſich eine Geſellſchaft gebildet, die etliche geſangskundige Männer dahin abſchicken will, die dort nachforſchen ſoll, um ſpäter Nutzen aus den Sängern zu ziehen. Auf dieſe Art bekommen wir vielleicht braune Tenoriſten zu hören.

Zeit bringt Roſen, aber auch Moden; in Paris trägt man jetzt kaiſerlicherprinzliche Paletots, Friedenskonferenzen-Hoſen, Weſten à la Orloff und Halsbinden à la Manteuffel.

Wandel der Dinge. In Mannheim wird das Gaſthaus, der ehemalige „Ruſſiſche Hof" in ein Café français umgewandelt.

Die franzöſiſchen Frauen, obwohl ihnen eine gewiſſe Nonchalance und oft leichtfertiges Weſen nicht ganz abzuſprechen iſt, ſind im Fall eines Unglücks, das ihr Haus betrifft, dann mit einer Thatkraft zur Hand, die oft wahrhaft bewunderungswürdig iſt. Trifft den Gatten der Schlag eines Bankerottes, wo Alles verloren und ſo zu ſagen Nichts übrig bleibt, als der Bettelſtab, dann weiß die Franzöſin zu handeln und Rath zu ſchaffen, um ehrenhaft der Zukunft entgegenzugehen. Sie legen nicht die Hände in den Schooß, jammern nicht mit Worten, als: Worum muß ich das erleben! dies iſt mir nicht an meiner Wiege geſungen worden u. ſ. w. Nein! ſie ſuchen ſich einen Wirkungskreis und ſo manche Directriſe in einem Pariſer Modengeſchäft, ſo manche Comtoirdame in einem Pariſer Koffeehaus zu Algier, ſie ſahen vielleicht noch vor Monden Herzöge, Staatsmänner und Börſenkönige in ihren Salons. Nicht ſelten ſpart ſich ſo ein edles Weib in einigen Jahren ein beſcheidenes Sümmchen, um damit ein Geſchäft anzufangen, das den Gatten wieder zu Ehren bringt, und die Kinder in den Kreis der gebildeten Welt zurückführt. — In Deutſchland herrſcht bei ſolchen Gelegenheiten freilich eine falſche Scham und ehe die junge Gattin oder die erwachſenen Töchter eines bankerotten Kaufmannes ſolch einen Platz der Thätigkeit ſuchen, halten ſie es gemeſſener, das Mitleid ehemaliger Freunde in Anſpruch zu nehmen und von ſtill dargereichtem Almoſen zu leben. Dazu iſt eine Franzöſin zu ſtolz.

Falls ſie einen großen bekannten Namen trägt, an dem ſich früher Pracht und Reichthum knüpfte, legt ſie ſolchen ab und noch vor etlichen Jahren ſah man zu Algier in einem Kaffeehaus eine Cantoirdame, die — eine Herzogin war. Reſpect vor ſolcher Aufopferung!

Wie einer aus dem Text gebracht wird. Der Courier des Etats-Unis erzählt folgende Anekdote. Ein Volksredner aus dem Weſten war bei einer der letzten Wahlverſammlungen im beſten Zuge, durch eine glänzende Rede das Schickſal des Tages zu Gunſten des Knowothing-Candidaten zu entſcheiden, als ein Haufe hinter der Tribüne ſtehender Irländer es für gerathen fand, dem Strom dieſer gefährlichen Beredſamkeit einen Damm zu ſetzen. „Der Burſche" ſprach einer derſelben halblaut doch ſo, um vom Redner gehört zu werden, „würde nicht ſo viel Weſens machen, wenn er wüßte, daß ſein Beinkleid rückwärts zerriſſen iſt." Die Umſtehenden begannen zu lichern und von dieſem Augenblicke an hatte der Politiker auf der Bühne keinen andern Gedanken, als den, ſein Mißgeſchick ſo gut als möglich zu verbergen. Er verlor darüber den Ideengang, wurde immer verwirrter und ſah ſich endlich gezwungen, das Feld zu räumen. Sein erſtes Geſchäft war nun, den gerügten Defect zu unterſuchen. Zu ſeinem Erſtaunen fand er Alles in normalem Zuſtande und erkannte es zu ſpät, daß er das Opfer eines wohlcombinirten Frick geworden. Er ſtürzte abermals auf die Rednerbühne, allein ſeine Bemühungen waren vergebens, die Hards hatten den Sieg bereits errungen.

Wallfiſchfang. Zu Honolulu liefen im Herbſt des Jahres 1855 in den dortigen Hafen nicht weniger als 216 Wallfiſchjäger ein. Sie hatten Jeder im Durchſchnitt 1000 Laſten Thran und 9000 Pfund Fiſchbein gewonnen. Man nimmt an, daß die Wallfiſchfahrer jährlich 8 Mill. 300,000 Fr. auf den Sandwichs-Inſeln verausgaben.

Zur geſelligen Unterhaltung. Wenn man einem Huhn den Kopf ſo niederdrückt, daß der Schnabel gerade vor ihm hin auf den Tiſch liegt, und dann mit einem Stück Kreide einen dicken Strich vom Kopfe über den Schnabel herunter und eine Strecke hin auf dem Tiſche geradeaus macht, auch noch einige Minuten nachher den Kopf niederhält, ſo wird, wenn man die Hand behutſam weghebt, das Huhn ſo ſitzen bleiben und ſich nicht bewegen, wenn man auch einiges Geräuſch macht. Der Grund dieſes beluſtigenden Verſuchs liegt wohl darin: das Huhn, das den Druck der Hand auf ſeinem Kopfe empfindet, ſieht den dicken Strich von Kreide für einen Balken an, und glaubt unter demſelben zu liegen.

Wem gehört die Zukunft? Die Zukunft gehört nie Denjenigen, die Nichts gelernt und Nichts vergeſſen haben; wohl aber Denjenigen, welche ſich in ihrer Zeit finden und deren Zeichen zu deuten wiſſen. Frage man, wer im letzten Jahrzehnd am wenigſten gelernt und vergeſſen hat, ſo ſind es die politiſchen und kirchlichen Ultra's; während gegen alle frühere Erfahrung die Regierungen in die Schule gegangen ſind und von ihren Lehren profitirt haben. Die Weſtmächte haben ihre mehrhundertjährige Rivalität vergeſſen und von einander Allerlei gelernt. Die Engländer lernten von den Franzoſen nicht nur Krieg führen, ſondern ſie holen ſich auch bei ihnen den Talisman, mit dem man während der Arbeitskriſen in großen Fabrikſtädten den Frieden erhält, nämlich die Proudhommes. Die Franzoſen lernten von den Engländern das Geheimniß dauernder Erhaltung, die freie Concurrenz, welche wie ein Zauberſtab die Schätze der Erde entdeckt und den Revaluſionen ihren Stachel nimmt. Die Ruſſen lernten, daß ſie nicht allmächtig ſind und die Türken lernten, daß ſie etwas lernen müſſen. Alle Regierungen haben Etwas gelernt.

Die Gewährung des Friedens hat in Paris eine Baulust hervorgerufen, die wirklich in's Große geht. Architekten, Maurer und Zimmerleute werden täglich mit Aufträgen beſtürmt.

Die Frauen in Amerika. Der auffallendſte Zug bei den Frauen Amerikas iſt ihre Ueberlegenheit über die Männer deſſelben Landes. Der Amerikaner ergiebt ſich vom zarteſten Alter an den Geſchäften; kaum hat er leſen und ſchreiben gelernt, ſo wird er auch ſchon Kaufmann. Der Klang des Geldes iſt der erſte, welcher ſein Ohr trifft; die Stimme des Vortheils die erſte, die er verſteht, ſchon bei der Geburt athmet er eine induſtrielle Luft ein und alle ſeine früheſten Eindrücke überzeugen ihn, das Geſchäftsleben ſei das einzige des Mannes würdige. Anders geſtaltet ſich das Loos des jungen Mädchens. Seine moraliſche Erziehung geht fort bis zu ſeiner Verheirathung. Es erwirbt ſich Kenntniſſe in der Geſchichte und Literatur, lernt in der Regel eine fremde Sprache und verſteht ein wenig Muſik. Sein Leben iſt geiſtiger. Dieſer junge Mann und dieſe Jungfrau, ſo ſehr von einander abweichend, vereinigen ſich eines Tages durch die Ehe. Er, dem Laufe der Gewohnheit folgend, verbringt ſeine Zeit an der Bank oder im Magazine, ſie, welche vom Tage ihrer Vermählung an in Abgeſchiedenheit kommt, vergleicht das weibliche Leben, welches ihr zu Theil geworden, mit jenem, welches ſie ſich geträumt hatte. Da in dieſer Sphäre Nichts zu ihrem Herzen ſpricht, ſo nährt ſie ſich von Traumbildern und — lieſt Romane. Iſt ſie unglücklich, ſo wird ſie fromm, und lieſt Predigten. Hat ſie Kinder, ſo lebt ſie nur bei ihnen, pflegt und herzt ſie. Abends kommt der Mann nach Hauſe, grämlich, unruhig, unbeſchäftigt; er bringt ſeiner Frau die Früchte ſeiner Arbeit und denkt ſchon wieder an die Geſchäfte des nächſten Morgens. Er fordert ſein Eſſen und ſpricht kein Wort weiter. Die Frau verſteht Nichts von den Angelegenheiten, die ihn erfüllen und iſt allein, ſelbſt in der Anweſenheit ihres Mannes. Der Anblick von Weib und Kind

entreißt den Amerikaner keineswegs der materiellen Welt und er kargt mit den Zeichen von Liebe und Zärtlichkeit so sehr, daß man die Familie, wo der Mann, nach längerer Abwesenheit, seine Frau und seine Kinder umarmt, „the Kissing Families" nennt. Die Frau ist in den Augen des Amerikaners nicht seine Gefährtin, sondern eine Associée, welche ihm hilft, für seine Gehäbigkeit und seinen Comfort das Geld ausgeben, das er im Handel gewonnen hat. So ist das für den Mann abwechselnde bewegte, ereignißvolle, fast fieberische Leben für die Frau traurig und eintönig; es fließt für sie gleichförmig dahin, bis zum Tage, wo der Mann ihr ankündigt: „Wir haben Bankerott gemacht!" dann heißt es wandern, und irgendwo dasselbe Leben von Neuem beginnen. Jede amerikanische Familie umfaßt zwei verschiedene Welten — die eine ganz irdisch, die andere geistig. Wie innig auch das Band sei, welches die Gatten vereint, immer gewahrt man zwischen ihnen die Scheidewand, welche Körper und Seele, Irdisches und Geistiges trennt.

„Das Wasser der Theiß blüht." Das ist wohl Manchem neu. In den Naturbildern von A. Bube (Gotha, bei Stallberg) wird das sehr ansprechend, poetisch schön erklärt:

„Libellen, zartbeflügelt, in buntem Farbenglanz,
Entschweben ihrer Wiege und schwingen sich im Tanz.
Sie schwärmen auf und nieder, hoch in die freie Luft,
Tief zu der Flur, sich badend, in Schaum und feuchtem Duft.
Das ist des Stromes Pflanze, die aufwärts nach dem Licht,
Verlangend hebt die Arme und kehrt ihr Angesicht.
Sie blüht in Riesenkronen entflammt vom Sonnenkuß,
Indeß in Nacht tief unten noch wurzelt fest ihr Fuß."

Eine ähnliche Pflanze giebt es wirklich im indischen Ozeane. Wie mag sie heißen? —

Auf Meeresgrunde sproßt die zarte Knospe,
Des Tauchers Lust am öden Zackenufer;
Bis Drang nach oben mächtig sie bewegt.
Dann, losgerissen in des Lebens Blüthe,
Entlaucht sie bald dem dunklen Mutterschooße,
Und schwimmt im Himmelsglanze selt'ner Reize,
In Liebe sich verwandtem Kelche gattend."

(Schirin, von C. Sondershausen.)

Wir empfehlen das nette Büchelchen von A. Bube.

Ein moderner Orpheus. Ein Landpfarrer unweit Thurgau hat auf seiner Besitzung auch einen kleinen mit Karpfen besetzten Fischteich, wo sich dieser Tage eine Scene ereignete, die man als eine naturhistorische Merkwürdigkeit betrachten kann. Der Sohn des Pastors, Student, bringt einen Freund von der Universität mit, der mit ihm die Ferien verleben soll. Der Freund ist ein trefflicher Tenorist, der zufällig an dem Karpfenteich ein Liedchen singt. Da, gleichsam wie durch einen electrischen Schlag, werden sämmtliche Karpfen rührig, kommen aus all ihren Verstecken hervor und eilen nach der Stelle, woher der Gesang kam. Viele der Fische streckten die Köpfe sichtbar aus dem Wasser und öffneten die Mäuler. — Das hier Mitgetheilte ist durchaus kein Puff und die Scene mit dem Sänger am Karpfenteich hat sich im Beisein glaubwürdiger Personen mehrmals wiederholt.

Die Astor-Bibliothek in New-York. Der Sohn des transatlantischen Crösus, Herr Astor, dessen Vater eine halbe Million Dollars zur Gründung der New-Yorker Bibliothek geschenkt hatte, will nach einer kürzlichen Erklärung die Stiftung seines Vaters fortwährend bedenken. Indem er dem Verwaltungsrath der Bibliothek diesen Willen kundthat, zog er gleichzeitig ein Billet von 100,000 Dollars aus der Tasche und deponirte es zur Bestreitung der Ausgaben für das laufende Jahr.

Lola Montez kann in der That nun bald das alte Studentenlied anstimmen: „Ueberall bin ich zu Hause, überall bin ich bekannt." Von Melbourne, wo sie in letzterer Zeit zu einer Menge von Scandalen Veranlassung gab, ist sie nach Adelaide gegangen und ist vielleicht jetzt schon in Ballarat, wo man für sie ein besondres Theater errichtet hat. Von hier aus will sie sich nach Südamerika begeben.

Julian Wallerstein's neueste Compositionen fanden auch im diesjährigen Carneval in Paris vielen Beifall. Musikdirektor Marx brachte sie namentlich im Salle Valentino und im Casino zur Aufführung, wo besonders die Tänze „Polka imperiale, Mathilden-Redova, la Malthaise, Zarina und le Turban" stets von großer Wirkung waren.

Die Ehe auf der Bühne. Früher hieß es: „Kriegt er sie, so ist's ein Lustspiel, kriegt er sie nicht, so ist's ein Trauerspiel; das war eine naive, eine züchtige Zeit. Wie Hymen auftrat, fiel der Vorhang vor Schrecken herunter und Alles war aus; Niemand dachte daran, hinter die ehelichen Gardinen zu blicken. Jetzt ist dies ganz anders geworden; die Ehe ist in die Mode gekommen. Man fängt in der Richtung nun dort an, wo man früher aufgehört hat, nämlich nach der Hochzeit. Wer dies Ehe-Thema aufgreift, bringt sich eigentlich in einer gewissen Richtung muthig um die Theilnahme, um sie auf einen andern zu erzwingen. Die Eheleute haben zu Hause so entsetzlich viel Ehe zu ertragen, daß sie auf der Bühne lieber die Seufzer der Liebenden vernehmen und für die Garcons hat eine Liebesgeschichte auch mehr Piranterie, als das Trübsal der Ehe.

Unter den Ausfuhrartikeln nach China machen sich jetzt vorzüglich Operngucker, Glacéhandschuhe und Photographien bemerkbar.

Poncratius und Servatius. Ueber diese beiden Heiligen, welche, in der Meteorologie eine so wichtige Rolle spielen, versucht ein russischer Naturforscher folgende Auskunft zu geben. „Als Ursache der fast alljährlich stattfindenden größeren oder geringeren Temperatur-Veränderung während der Tage vom 11 bis 14 Mai dürfte das Schmelzen großer Eismassen im Norden zu betrachten sein und vorzüglich der Dwina mit ihren Nebenströmen. Sechs Monate ist dieser Strom und alle seine Nebengewässer, ein Gebiet von 20,000 Quadratmeilen — also der achte Theil von Europa — mit Eis belegt, und ungeheure Schneemassen häufen sich in der Landschaft an. Bevor die Decke des Hauptstromes gebrochen ist, finden die Massen keinen Abzug und dies geschieht durchschnittlich nach einem Mittel von 84 Jahren am 11. Mai, womit zugleich die Lösung der Eismassen des weißen Meeres verbunden ist. Nur von West und Südwest können diese Gegenden warme Lichtströme erhalten, die kalte Luft muß in den untern Regionen von Nordost her zu uns abfließen. Daher ist die Temperatur-Verminderung bei uns gewöhnlich mit einer Drehung des Windes von West nach Nord und Nordost verbunden. Deshalb empfinden hohe Orte Nichts von dieser Kälte, so wie an Seeküsten die Wasserflöche die Temperatur mehr ausgleicht.

Der Deutsche, sagt ein Touriſt, verleugnet sich wohl am meisten in Portugal und man kann dies besonders in Lissabon wahrnehmen, wo sich im Ganzen vielleicht an 500 Deutsche aufhalten. Während der gemeine Portugiese für einen Engländer gelten will, gebehrden sich die Deutschen wie Portugiesen, ohnen ihm Sitten wie Unsitten noch und sprechen selbst im eignen Hause nur portugiesisch.

Ein französischer Naturforscher hat berechnet, welche ungeheure Kraft ein Vulkan, z. B. der Aetno aufbieten muß, um die Lava aus seinem Innern bis an den Kraterrand hinaufzutreiben. Um seine Berechnung deutlicher zu machen, vergleicht er die vulkanische Kraft mit der einer Dampfmaschine von 400 Pferdekraft und er erlangt das Resultat, daß die Kraft des Aetna gleich 55 Mill. 262,500 solcher Dampfmaschinen oder gleich 21 Milliarden Pferden sei.

Eine sinnreiche gemüthvolle Zuschrift war am Stadtthor einer Provinzialstadt angebracht, als zu einem bevorstehenden Gesangsfest die fremden Sänger durch die Pforte einzogen. Das Verslein lautete:

Ein Thor sogar muß sich erfreu'n,
Wenn solche Weisen ziehen ein;
Man muß ein Thor sein, um Euch Allen
Vor Freud' nicht um den Hals zu fallen.

Homöopathische Aerzte werden in Rußland jetzt immer höher geachtet und dort ungemein geschätzt. Noch unlängst gingen zwei deutsche junge Doctoren dahin ab, die außer Gestattung freier Praxis von der Familie, die sie hinberufen, jährlich 3000 S. Rubel empfangen.

In New-York kamen im vergangenen Jahre 3891 Schiffe an. Die Riesenstadt führte in demselben Jahre Erzeugnisse aller Art für 72 Mill. Doll. aus, ungerechnet 27 Mill. D. in baarem Gelde. Eingeführt wurden dagegen für 157 Mill. Dollars.

Chinesischer Fischfang. In einem neuen Reisewerk heißt es: die Chinesen sind die unermüdlichsten und vielleicht die geschicktesten Fischer von der Welt: aber unter allen Arten des Fischfangs, die bei ihnen üblich sind, ist wohl keine merkwürdiger als diejenige, für welche sie eine der größeren Arten des Seerohen aufziehen. Dieser Seerabe ist sicherlich ein wunderbarer Vogel. Ich habe ihn oft auf Seen und Kanälen getroffen und hätte ich nicht selbst seine außerordentliche Geschicklichkeit gesehen, ie hätte ich geglaubt, was über ihn geschrieben worden ist. Zum ersten Mal beobachtete ich ihn auf einem Kanale, einige Meilen von Ningpo. Ich ließ sofort die Segel meines Schiffes einziehen, um eine bessere Uebersicht zu gewinnen. Wir hatten zwei kleine Kähne und in jedem befand sich ein Mann mit einem Dutzend Vögel, die auf dem Dahlbord saßen, und eben erst auf dem zum Fischfang bestimmten Ort angelangt waren. Sobald die Losung zur Jagd gegeben war, stürzten sich die Thiere sofort in's Wasser. Ihr Auge, von einem schönen meergrün und so leuchtend wie der Blitz, erspäht den Fisch schon in beträchtlicher Tiefe und so wie er ihn erschaut, taucht der Vogel unter. Seine Beute, sobald sie sich einmal in seinem elastischen Kropfe befindet, vermag nicht wieder zu entschlüpfen. Der Vogel erscheint nun wieder über dem Wasser, und der Chinese ruft ihn zu sich zurück. Folgsam wie ein Hund, kehrt er zu seinem Herrn zurück, läßt sich in das Boot aufnehmen und giebt seinen Fang von sich, um sogleich seine Arbeit wieder anzufangen. Was noch erstaunender ist, ist dies, daß wenn Einer von ihnen einen für seine Kräfte zu dicken und zu schweren Fisch trifft, einer seiner Gefährten ihm zu Hilfe eilt, und mit ihm die gemeinsame Beute in's Schiff bringt. Zeigt sich einer dieser sonderbaren Fischer lässig, schwimmt er zu seinem Vergnügen und ohne auf die Arbeit zu achten, umher, so braucht sein Herr nur mit dem langen Bambusstecken in der Nähe des Vogels in's Wasser zu schlagen, und ihm seine Trägheit mit einem zornigen Laute vorzuwerfen. Sogleich kehrt der Seerabe zu seiner Pflicht zurück. Damit er die Fische, die er fängt, nicht verschluckt, wird ihm meist ein Ring um den Hals gelegt.

Homburg. Im Laufe dieser Tage sehen wir der Ankunft der musikalischen Capelle unter Leitung des Herrn Fürstenow entgegen, eines Mannes, der hier von früher her sich eines ausgezeichneten Rufes erfreut und hin-

sichtlich seiner Solidität das höchste Vertrauen genoß. Seiner Umsicht und vielfachen Anstrengung ist es gelungen, eine Gesellschaft zu sammeln, die in künstlerischer Hinsicht Gediegenes leistet und musikalische Genüsse zu bieten versteht, welche dem Geschmack eines Publikums entsprechen, das zur Elite der Gesellschaft zählt.

Die Grossartigkeit der Consumtion in Wien läßt sich ermessen, wenn man sieht, was im vergangenen Jahre allein für materielle Genüsse eingeführt worden ist.

Es kamen in die Kaiserstadt circa 44 Millionen Eier, 88.000 Ochsen, 100,000 Kälber, 90,000 Schweine, 400,000 Eimer Wein und 1 Mill. 400,000 Hühner.

Eine englische Zeitung fordert die Behörden in London auf, sortan den Banquiers und Geldwechslern zu verbieten, in den Schaufenstern ihrer Gewölbe nicht mehr in so großer Menge Gold und Papiergeld auszustellen, indem dies die Habgier der Vorübergehenden anreize und somit Veranlassung zu Verbrechen sei.

An Dichter und Romanschriftsteller. Von dem süßen Geheimniß der Natur haben uns die Romantiker so viel gesungen und gepredigt, aber wie kam es, wie kommt es doch, daß kein Dichter die süßen Geheimnisse der Natur, so verborgen und doch so sichtbar, in ihren Nächten in das einige schöne Bild einer romantischen Darstellung zu bringen vermag, in ein Epos, in einen Roman der Natur? Auch der Mensch gehört zur Natur, aber das Naturleben der Menschheit, der Völker, des Einzelnen, hat uns im Großen noch kein Dichter geschildert. Was davon vorhanden ist, sind Studien. Es wäre an der Zeit, diese Studien zu sammeln und in einem großen Gedicht, worin alle diese Monographien zusammenträfen, der Menschheit zu zeigen, daß sie aufhört Menschheit zu sein, wenn sie in frevelhafter Abtrünnigkeit es wagt, ihren ewigen Ursprung zu verleugnen.

Humoralia. Der Director einer kleinen reisenden Schauspielergesellschaft besaß eine große Virtuosität in Fertigung der Anhängsel, die er seinen Stücken auf dem Theaterzettel verlieh. Als er einst im Rathskeller frühstückte, erblickt er die Zeitung, wo ein Buchhändler das neuste Verlagswerk: „Rettung vor Gefahr und Schande, herausgegeben von einem alten Arzt“ anzeigt. Diese Sentenz gefällt ihm außerordentlich und er ersucht den gegenübersitzenden Buchdrucker, solche morgen als Anhängsel mit auf den Theaterzettel „Räuber auf Maria-Kulm“ zu setzen. Der Mann thut dies, fügt aber auch die untern Zeilen hinzu und der uns eingesendete Zettel heißt nun: „Bibiana, die Räuber auf Maria-Kulm, oder: Rettung vor Gefahr und Schande. Herausgegeben von einem alten Arzt.“

*** Der unlängst zu Hannover verstorbene Jurist **Detmold**, bekannt durch seine humoristische „Anleitung zur Kunstkennerschaft“ und seine „Randzeichnungen“ gab nicht selten Proben seines schlagfertigen Witzes. In den traurigen Septembertagen zu Frankfurt wurde er von einem Bekannten gefragt: ob er wohl glaube daß die Gefahr vorüber sei? Detmold sah zufällig einige Bürgerwehrmänner auf der Straße und sagte rasch: Ja, die Gefahr ist vorüber, denn die Bürgerwehr zeigt sich wieder.

*** Im Wochenblatt einer sächsischen Provinzialstadt war neulich zu lesen, daß von dem Rittergute Sch — täglich „herrschaftliche Milch“ in die Stadt komme. Diese muß doch was Apparteres sein, als die „unterthänige“ Milch, womit Christliebens Marthe zur Stadt kommt.

Moden-Bericht aus Paris.

Um zu einer genauen Kenntniß graciöser Toiletten im neuesten Styl zu gelangen, muß man sich jetzt hinaus begeben auf die lockenden Promenaden, die, wenn auch noch nicht geschmückt mit Grün in Fülle, uns dennoch einladen, zum Genuß der frischen, reinen Frühlingsluft. Einige heitere Sonnenblicke, und alles ist belebt wie mit einem Zauberschlage!

Als etwas Neues erblickten wir in diesen Tagen Amazonenkleider, ungemein anmuthig die Figur bezeichnend, gefertigt bei Human und Gaspard; im Gegensatze jedoch zu den berühmten Roben dieses Genres wählt man dazu Sammet und schwere Seidenstoffe, wie zu Zeiten Louis XIII. Außerdem sieht man viel Roben in Moirée, Damast, Lampas, Taffet, mit Volants à Disposition, oder mit sehr breiten Streifen, auch die Droguets in Seide und Wolle behaupten das Feld.

Eine besondere Eleganz verleihen diesen Toiletten die magnifiquen indischen und persischen Shawls; in diesem Augenblicke sogar herrschen sie unbedingt über die Frühjahrsmäntel; denn sie haben der Vorzüge so manche. Heben wir nur hervor, daß sie allein getragen und gekauft werden können von einzelnen Bevorzugten, also immer im Vergleich zu andern Trachten, etwas Ausgezeichnetes bleiben. Außerdem liegt in der Art und Weise, wie ein solcher Shawl drapirt und gehalten wird, ein gewisses, unbeschreibliches Etwas, welches genau die Dame von Distinction, Grazie und Erziehung von allen übrigen Erscheinungen unterscheidet. Empfehlen wir jedoch unsern Leserinnen Shawls, so meinen wir damit keineswegs, daß die Frühjahrsmäntel in Ungnade gefallen wären, im Gegentheil hat man der Formen so mannigfache, daß die Wahl beinahe schwer wird.

Die Frühjahrshüte sind in entzückender Mannigfaltigkeit, Anmuth und Schönheit vorhanden. Sie allein trotzen der unbestimmten, rauhen Witterung und ihre elegante Frische, der Reflex der zartesten Nüancen, die Fülle reizender Frühlingsblumen, inmitten der durchsichtigsten Blondengewebe, stempeln diese Schöpfungen von Madame Alexandeine zu Kunstwerken.

Citiren wir einige dieser reizenden Phantasiegebilde!

Ein Hut von weißem Taffet hatte schräge Streifen von hellblauem Sammet. Die eine Seite des Schirmes zierte ein blaues Hyazinthenbouquet, während auf der andern Seite ein reizender kleiner Paradiesvogel, mit hellblau und weißem Gefieder Posto gefaßt hatte. Im Innern des Hutes befand sich eine dicht gefältelte, doppelte, an den Locken sogar dreifache Blondenrüsche, die unterbrochen wurde von Hyazinthentouffes und kleinen hellblauen Schleifchen.

Ein zweiter reizender Hut war gebildet aus rosa Taffet und weißen Blonden, die Schirm und Bavolet reich garnirten, und als Halbschleier auf den Hut zurückfielen. Weiße Marabouts mit rosa Spitzchen gaben dem Ganzen Ausdruck und Leichtigkeit, während die innere Ausschmückung, bestehend aus Rosen und Federspitzchen, für die Kleidsamkeit des anmuthigen Hutes Bürge zu sein schien. Sehr breite Bindebänder sind für jeden eleganten Hut unerläßlich. Sonderbarer Weise trägt man schon viel Krepp-Hüte, die jedoch mit Sammet, Band und Federn so reich gemischt sind, daß der leichte Grundstoff dennoch nicht vorherrscht.

Die Strohhüte von Mademoiselle Desbaroff erfreuen sich der besonderen Gunst der Pariserinnen. Viele derselben sind noch in Phantasiegeflecht und zwar so klar wie Blonde oder Guipüre. Wir sahen ein Exemplar von sehr klarer Arbeit, das durchsäet war, von Gerstenbüscheln gestickt mit schwarzer Seide. Der Hut war gefüttert mit rosa Krepp und garnirt auf der einen Seite des Schirmes durch ein Bouquet von Theerosen, auf der andern durch eine schwarze Sammetschleife, gemischt mit Strohblättern. Dieselbe Mischung von Theerosen, Strohblättern und Sammetschleifchen zierte das Innere.

Von den Sonnenschirmen können wir berichten, daß die sogenannten deux-tans Schirme bis jetzt am Beliebtesten sind. Der Schirm beginnt mit einer dunkleren Farbe, die ungefähr in der Mitte mit einer gleichfarbigen Rüsche endet. Eine etwas hellere Farbe umspannt die andere Hälfte des Schirmes und endet in ausgeschlagenen Bogen. Weißes leichtes Futter und eine wehende Schleife in beiden Farben gehalten und oben am Ringe befestigt, sind zu diesen Schirmen unerläßliche Bedingungen.

Erklärung des Modekupfers.

1. Coiffüre mit doppelten glatten Scheiteln; das Haar vereinigt sich hinten ohne ein Chignon zu bilden unter einer doppelten Schleife mit langen Enden. Taffetkleid mit breiten gesäumten Falbeln besetzt. Geschlossene hohe Taille. Schoß-Jacke von schwarzem Sammet, mit breiten vorn sehr spitzen Schößen. Dieselben, so wie die Aermel und Achselbänder der Jacke sind mit Fransen garnirt. Kragen und Unterärmel von Batist, letztere mit Mousquetair-Aufschlägen.

2. Taffethut mit einem Spitzen-Halbschleier, im Innern mit Rüschen verziert. Droguet-Kleid mit glattem Rock und einer geschlossenen Schoßtaille. Letztere ziert eine Berthe, die übereinstimmend mit den Aermeln und den sehr langen Schößen mit Posamenterien besetzt ist. Kragen von Valencienner Spitzen; die Puffen der Unterärmel sind ebenfalls durch dieselben getrennt.

3. Anzug eines zweijährigen Kindes. Batistkleid, oben herum mit Stickerei verziert; an der Taille und den Aermeln mit Corallen-Agraffen zusammengefaßt. Breit gesticktes Unterröckchen.

Erklärung des für die Abonnenten der ersten (Acht Thaler-Ausgabe) beiliegenden Mantillenschnitts.

Unsere Leserinnen erhalten hier einen der beliebtesten Mantillenschnitte für die neue Saison, und zwar in einer Weise, die eine Verwendung desselben in bisher noch nicht gehabter Art erleichtert. Obgleich das Muster in zwei Theilen gegeben ist, so wird es doch in einem Stück geschnitten, so daß der mit A bezeichnete Theil an denjenigen mit B herantreffen muß. Die Garnirung mit Sammet- oder Seidenborten und Fransen giebt das Muster genau an.

Die Zeitung für die elegante Welt erscheint wöchentlich und zwar in drei verschiedenen Ausgaben:

Erste Ausgabe mit 4 Beilagen zu 8 Thalern jährlich. Enthält im Jahrgange 52 Damen- und 24 Herren-Modekupfer, Musik-Beilagen, Mustertafeln für weibliche Arbeiten und Moden, Schnitt-Tafeln für Herren, Potichinomanie-Bogen, Portraits, Genrebilder ꝛc.
Die zweite Ausgabe zu 5 Thalern jährlich bringt denselben Text und ausschließlich Damen-Modekupfer und Mustertafeln.
Die dritte Ausgabe zu ebenfalls 5 Thalern enthält nur Herren-Modekupfer, bringt aber ebenfalls 52 Lieferungen Text.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

Verlag von Otto Janke in Berlin. Verantwortlich: R. Wegener.

Druck von A. Hahn & Comp. in Berlin.

Digitized by Google

Modes de Paris.

Digitized by Google

№ 17. Sechsundfünfzigster Jahrgang. 1856.

Die Abonnements-Bedingungen befinden sich am Schlusse des Blattes.

Redaction: **Th. Drobisch** in Leipzig
und
R. Wegener in Berlin.

Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen darauf an.

Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich eine Lieferung von 1½ bis 2 Bogen Text, mit artistischen und technischen Beilagen, bestehend in Pariser Modekupfern, Muster- und Schnitt-Tafeln für Damengarderobe ꝛc. in sorgfältigster und reicher Auswahl.

Der Krämer von Glatz.

Vaterländische Erzählung

von

Heinrich Smidt.

(Fortsetzung.)

Glatz erbebte. Die verhängnißvolle Stunde war gekommen. Werk auf Werk fiel. Der Kranach wurde zuerst von den Kaiserlichen besetzt, und nun begann der Sturm auf die Hauptbefestigungen. Das Herz des Commandanten schlug mächtig. Die Stimme in seinem Innern sprach laut und gewaltig. Es war der Verrath, der diese feindlichen Kräfte in seines Königs Feste führte. Er hatte diesen Verrath um sich keimen sehen, und diesen Keim nicht zertreten. Er hatte so lange mit den einzelnen Fäden gespielt, bis sie sich zu einem Gespinnst verdichteten, das er nicht zu zerreißen vermochte. Dafür schnürte nun eine nicht zu bekämpfende Angst seine geängstigte Brust zusammen, daß sie schier zu zersprengen drohte.

„Ich will sie lösen diese Schuld," sprach er in sich hinein, und warf sich mit hochgeschwungenem Degen den Kaiserlichen entgegen. Aber keine der scharf gezückten Waffen fand den Weg zu seinem Erlösung suchenden Herzen. Die Kugeln, die ihn von allen Seiten umflogen, berührten ihn nicht. Der Feind drang immer unaufhaltsamer vor. Die Soldaten folgten seinem ermunternden Rufe nicht mehr, denn es war nicht der aus einem schuldfreien Heldenherzen erklingende Ruf der Begeisterung. Die ganze Garnison seufzte unbewußt unter dem Druck des Alp, der tief sich auf Stadt und Festung herabsenkte. Der frische, fröhliche Muth in ihrer Brust war gestorben. Regungslos starrten sie auf das unheimliche Gewühl und als die Feinde von allen Seiten auf sie eindrängen, werfen sie die Waffen weit von sich.

Alle waren kriegsgefangen. Der Commandant, Oberstlieutenant d'O mit hundert und eilf Offizieren wurden in das Lager der Oesterreicher abgeführt. Ein dumpfer Schmerzensschrei tönte durch die ganze Stadt.

Mit gebeugtem Rücken und zitternden Knieen nahten sich die angesehensten Männer von Glatz dem kaiserlichen General und baten um Schonung. Dieser aber wies sie mit Härte zurück und rief den nahestehenden Adjutanten zu:

„Sagen Sie den Soldaten, daß ich sie warne, Menschenblut zu vergießen; sie sind mit ihrem Kopf dafür verantwortlich. Sonst gebe ich ihnen für diese Nacht die Stadt preis; sie sollen die Herren darin sein. Welche Art von Beschwerden einlaufen, es wird nichts gemeldet."

Mit einem Hurrahrufe ward dieſer Befehl vernommen. Wie eine Rotte losgelaſſener Teufel ſchwärmten die Soldaten durch die Straßen der Stadt.

„Hierher! Hierher Grün-Laudon!“ erklang es zur Rechten.

„Hierher! Deutſchmeiſter hoch!“ rief es von der Linken her.

Der Kroat in ſeinem weiten rothen Mantel ſchlüpfte überall durch die Reihen hin und wieder, ein allzeit zum Sprunge fertiges Raubthier, das auf die Beute lauert, die ihm entgegen getrieben wird.

In dem entfernteſten Winkel ſeiner Wohnung harrte zagend der Bürger mit den Seinen. Fenſter und Thüren waren ſo feſt verwahrt, als ſie es irgend vermochten. Aber die Gewehrkolben zertrümmerten die leichten Schutzwehren und durch den ohnmächtigen Widerſtand zwiefach erbittert, nahmen ſie nicht nur mit ſich, was ihnen gefiel, ſie vernichteten auch, was ſie nicht mit ſich fortſchleppen konnten.

„Hierher, Jung-Daun!“ riefen drei halb angetrunkene Grenadiere dieſes Regimentes, indem ſie mit den Kolben gegen eine Thür ſtießen, die nicht aus den Angeln weichen wollte. Unfern davon befand ſich mitten auf der Gaſſen ein Haufen von zertrümmertem Hausgeräth. Eine muthwillige Hand ſchleuderte einen Feuerbrand hinein und die Flamme beleuchtete die nächtliche Scene.

Nochmals ſchlugen ſie mit den ſtarken Kolben gegen die Thür. Sie begann zu weichen.

„Die haben uns warm gemacht“, ſagte Einer der Grenadiere. Dafür möge, wenn wir drinnen ſind Gott Denen gnädig ſein, die uns dieſe Mühe machten. Es ſoll ihnen doppelt bezahlt werden.“

„Iſt's irgend eine alte Hexe, laſſe ich ſie langſam bei dem Feuer braten, das hier ſo luſtig praſſelt.“

„Weißt Du nicht, daß wir kein Blut vergießen ſollen, bei Gefahr des Kopfs.“

„Braten iſt nicht bluten! Und ich ſage nochmals, die alte Hexe ſoll braten.“

„Und wenn es nun eine junge Hexe iſt?“ fragte ſein Nebenmann.

„Deſto beſſer für uns, aber die Feuertaufe kriegt ſie doch!“ lachte Jener wild auf und führte einen ſo mächtigen Hieb gegen die ſchwankende Thür, daß ſie zuſammen krachte.

„Mir nach!“ rief der Grenadier und wollte über die Trümmer weg in das Haus ſpringen. Aber auf der Schwelle trat ihm ein Mann entgegen, einen entblößten Säbel in der Hand, der ihn mit einem Schlage auf die Straße zurückwarf.

„Hier iſt kein Quartier für Dich, Kamerad. Hier bin ich ſchon Herr und Meiſter.“

„Und wer biſt Du, ungeſchlachter Burſch? Wahre Deinen Schädel, wenn er nicht von Eiſen iſt. Mache Platz!“

„Nicht einmal dem Teufel; vielweniger Dir, einem ſeiner jämmerlichſten Helfershelfer!“ rief der Mann wieder und warf den andringenden Grenadier nochmals zurück. Hier bin ich der Herr, habe ich Dir geſagt und was ich einmal erobert habe, das laſſe ich mir nicht wieder entreißen, ſo lange ich noch einen Blutstropfen in den Adern habe.“

„So wollen wir dieſen letzten Blutstropfen erſt abzapfen!“ ſchrie der Grenadier außer ſich vor Wuth und holte mit dem Gewehr zu einem gewaltigen Schlage aus. Aber ehe er dieſen vollführen konnte, drang ſeines Gegners Säbel ihm ſo tief in den Hals, daß er röchelnd niederſank.

Mit Ingrimm ſahen die beiden Andern den Fall ihres Kameraden und warfen ſich dem Manne, von deſſen Hand er gefallen war, entgegen. Der Angriff geſchah mit ſolcher Heftigkeit, daß Jener einen Augenblick wich. Aber mittelſt einer geſchickten Wendung rannte er den Zweiten über den Haufen und ſtachelte dadurch den übrigbleibenden Dritten zur erneuten Wuth. Schon waren die Kräfte des heldenmüthigen Vertheidigers erſchöpft. Das Blut ſtrömte unaufhaltſam aus einer klaffenden Wunde. Es fehlte ihm an Kraft, den Kampf fortzuſetzen. In dieſem verhängnißvollen Augenblick kam ein öſterreichiſcher Offizier mit einigen Soldaten vorrüber. Der Mann erblickte denſelben kaum, als er laut ausrief: „Deutſchmeiſter hierher; Parole und Feldgeſchrei: Sentzen und Sophie!“

Wie ein Blitz trafen dieſe Worte den jungen Offizier. Raſch ſtand er auf der Schwelle des Hauſes und rief dem Manne zu:

„Wer hat Dir dieſe Parole gegeben?

„Ich mir ſelbſt, Herr.“

„Sentzen, ſagteſt Du?

„Sentzen und Sophie!“ wiederholte der Mann. Wollt Ihr Beide vom Untergange retten, ſo ſorgt dafür, daß Keiner dieſes Haus betritt und folgt mir.“

Der Offizier ließ das Haus ſogleich durch die ihn begleitenden Soldaten beſetzen und ertheilte ihnen die gemeſſenſten Befehle.

„Teufel noch einmal, Herr Baron, die Eurigen haben mir hart zugeſetzt. An der Wunde habe ich eine Zeit lang zu pflaſtern.“

„Woher kennt Ihr mich?“

„Habe Euch aus den Händen der Ziethenſchen befreit, habe Euch vor einem preußiſchen Kriegsgericht bewahrt, das keinen Spaß verſteht und Euch die Briefe Eurer Liebſten bis in die öſterreichiſchen Laufgräben nachgetra-

gen. Das ſpricht für meine Bekanntſchaft mit Euch, Herr Baron."

„Der Krämer!" rief der junge Offizier überraſcht.

„Derſelbe. Und die Parole bleibt Sentzen und Sophie. Wollt Ihr dieſe Treppe hinaufgehen und in die Thür links eintreten, werdet Ihr finden, was Ihr ſchwerlich hier geſucht habt. Ich kann Euch nicht begleiten, denn meine Wunde brennt und wenn unter Euern Burſchen draußen Keiner iſt, der dem Feldſcheer durch die Schule lief, kann es kommen, daß es zur Nacht mit meinem Gewerbe auf die Neige geht."

Der Baron hatte ſeinen Unteroffizier gerufen und ihm befohlen, für den Verwundeten zu ſorgen. Dann ſprang er die Stiege hinan. Verſchwunden war jeder Verdacht dem bleichen Mann gegenüber, mit dem ſein Weg ſich mehrere Male auf eine ſo verhängnißvolle Weiſe kreuzte und aus deſſen halbſcherzenden Worten eine tiefinnerſte Stimmung ſprach.

Ohne Mühe fand der Baron die ihm bezeichnete Thür. Vorſichtig öffnete er und ſah ſich der Geliebten gegenüber, die ihren über die Maaßen erregten Oheim mit den ſüßeſten Schmeicheleien zu tröſten ſuchte. Mit lautem Freudenrufe empfing das liebende Mädchen den theuern, fern geglaubten Freund und ſehnſüchtig ſtreckte ihm der alte Baron die Hand entgegen, den Zufall ſegnend, der ihm in der Stunde der Gefahr einen ſo treuen, zuverläſſigen Freund ſandte.

„Fürchten Sie nichts mehr!" ſagte der Baron. „Alle Gefahr iſt vorüber. Glatz iſt in unſern Händen. Sie befinden ſich auf Kaiſerlichen Boden, mein hochverehrter Freund. Du biſt in dem Eigenthum der Kaiſerin, meine Geliebte! Und wenn es Euch hier weh um's Herz iſt, ſo warte ich nur den anbrechenden Tag ab, um Euch dorthin zu geleiten, wohin Ihr zu gehen wünſcht. Wir haben jetzt die Macht, Euch vor jeder Unbill zu ſchützen und Euch jedes Zwanges zu entheben."

„Und wer zeigte Dir den Weg zu uns, theurer Freund?" fragte Sophie. „Ein guter Genius war es, der Deine Schritte leitete."

„Dieſer Genius hatte ſich die Geſtalt des Krämers von Glatz geborgt," ſagte der junge Offizier. „Es war jener unbegreifliche Ueberall und Nirgends, dem gegenüber mein anfängliches Mißtrauen allmählich ſchwindet und dem ich meine Achtung nicht verſagen kann. Es iſt kein gewöhnlicher Geiſt, der, um der Sache, der er ſich einmal widmete, redlich zu dienen, ſich jeder Gefahr bloßſtellt und Verſtand genug beſitzt, dieſe ſuperklugen Preußen immer und immer wieder zu täuſchen. Er hat uns treu gedient und ich will ſeiner ſpäter dankbar eingedenk ſein. Jetzt aber wollen wir uns zunächſt mit uns ſelbſt beſchäftigen und von einer beſſern Zukunft träumen."

Während hier mitten im wilden Kriegslärmen ein ſtiller Friede drei glückliche Herzen beſeligte, tobten die plündernden Soldaten durch die ihnen preisgegebene Stadt. Hier war es die wehrloſe Unſchuld, die machtlos mit dem gereizten Wüthrich rang; dort eine verzweifelnde Mutter, die vergebens den Säugling in der Wiege vor dem gierigen Blicke des grinſenden Panduren zu verbergen ſuchte. Dort ſchwang der Hausvater die blinkende Axt und drohte, ſie auf den Schädel des Räubers herabfallen zu laſſen, dem die gemachte Beute noch nicht genügte und der mit Brand und Mord die Hausbewohner einzuſchüchtern drohte.

Noth, Jammer und Wehklagen überall. Weinend irrten die von dem heimiſchen Heerde Vertriebenen durch die Straßen. Dieſer trug irgend ein unnützes Geröth auf den Schultern fort, Jener warf auch das Letzte von ſich.

„Was ſchleppt Ihr das werthloſe Gerümpel hinter Euch her, Frau? Laßt es doch liegen."

„Ach nein, lieber Nachbar. Iſt ja der grüne Sorgenſtuhl vom Urgroßvater ſelig her, worauf der Mann hinter dem Ofen zu ſitzen pflegte. Weiß nicht wo er geblieben iſt und wollte'n ihm nachbringen."

„Gott erbarm's! Die Frau iſt nicht bei ſich. Sieht Sie denn nicht, daß Sie nur einen werthloſen Stumpf hinter ſich her ſchleppt? Kennt Keiner die Frau? Wer ſie nur iſt?

„Die Gerberliese aus der Schloſſergaſſe. Sie ſpricht von ihrem Vater, der vor Schreck geſtorben iſt, als die Brandſtifter bei ihm eindrangen."

„Kenne Euch, Freund. Ihr ſeid Meiſter Simon vom Baberberg. Iſt's Euch ſchlimm ergangen?"

„Das ſei Gott geklagt. Schränke und Truhen aufgebrochen. Was Sie nicht fortſchleppen konnten, haben ſie verdorben. Hört nur den Lärmen dort. Hei! Wie die Weiber kreiſchen! Mann! Mann! Das iſt ein großes Unglück, was über unſere arme Stadt herein bricht."

„Uns ſo zu verlaſſen!" ſchalt der Bürger. Erſt eine Vertheidigung auf Tod und Leben, daß die Kaiſerlichen immer mehr in Wuth gerathen, und dann die Gewehre hinwerfen und ſich kriegsgefangen machen laſſen! O des Jammers! Nun ſitzen wir da!"

„Von dort her ſtürmt ſchon wieder ein toller Haufe heran. Was giebt es, Leute?"

„Was ſoll es geben? Die verdammten Oeſterreicher! Dieſe Kroaten! Dieſe Hunde von Panduren! Es iſt herzbrechend."

„Aber was denn?"

„Es iſt ihnen nicht genug, die Geſunden zu verderben; ſie machen ſich auch an die Preßhaften und Kranken."

„Schwatzt doch kein ungewaſchenes Zeug! Was wollen ſie von den Kranken?"

„Fragt ſie ſelber, wenn Ihr die Courage dazu habt.

Es hat ihnen Einer eingeredet, weil kein braver Kerl einem Kranken etwas zu Leide thun wird, hätten die reichen Glatzer ihr Gold und Silber nach dem Siechenhause an der Malzdorre gebracht. Nun ziehen ſie dahin und kehren die Kranken, ſammt den Betten das unterſt zu oberſt. Viele Hunderte halten die Straße geſperrt und drohen, Kranken und Geſunden, ſo viele deren darin ſind, das Dach über den Kopf anzuzünden, wenn man ihnen nicht die Feldkeſſel, die ſie auf der Spitze ihrer Piken tragen, mit harten Thalern und Guldenſtücken füllt."

„Und es regnet nicht Feuer und Schwefel auf die Häupter dieſer Frevler herab, wie weiland zu Sodom und Gemorrha geſchehen iſt?" fragte händeringend ein ſchmächtiges Männchen mit einem vertrockneten Mumiengeſicht. „Wehe! Wehe! welcher Jammer iſt gekommen über Iſrael, daß die Gläubigen verdammt ſind zu ſolcher Pein?"

„Bitte Euch, Schulmeiſter ſtellt Eure Predigt ein!" ermahnte ihn Einer aus der Menge. „Keine hungrige Ratte hört Euch zu. Flucht lieber eine Million Donnerwetter auf die Kroaten herab, das erleichtert das Herz. Warum ſieht man Euch zu dieſer Zeit auf der Straße, da Ihr doch ſonſt daheim ſitzt in erbaulichen Geſprächen begriffen mit Euerer ſchweſterlichen Freundin Veſa?"

„O, das aller unſchuldigſte Lamm wird von den Klauen dieſer Wölfe zerriſſen!" kreiſchte heulend das Männlein. „Nein nicht ein Wolf, denn der hat ein zeitweiliges Erbarmen, ein blutdürſtiger Tiger war jener Laudonſche Grenadier, der die Jungfrau meiner ſichern Hürde entriſſen. Sie weinte nicht, ſie ſchrie nicht, als er die Hand nach ihr ausſtreckte, daher ich muthmaße, daß ihr der Schreck die Sprache raubte. So feſt hielt ſie die Arme um ſeinen Nacken geſchlagen, daß es den Anſchein hatte, als wollte ſie ihn erwürgen und ich hoffe, daß es ihr gelungen iſt, den Belial für ſeine Frevelthat zu ſtrafen, denn die Veſa iſt ſehr ſtark."

„Das weiß Er am beſten zu beurtheilen, Schulmeiſter, denn die Leute ſagen, daß Er oft Gelegenheit hatte, die Stärke ihrer Fäuſte zu ſpüren, abſonderlich wenn Er Abends allzuſpät vom Bräuhaus heimkommt."

„Von dem alten Bräuhaus werden wir wohl nicht wieder nach einem guten Abendtrunke heimkommen. Alles darin ſpolirt. Erſt haben ſie ſich vollgeſoffen und dann die Hähne aufgedreht oder den Fäſſern den Boden ausſchlagen, und das liebe Gut in die Goſſe laufen laſſen."

„Feuerhol Feuerhol" rief es von einer andern Seite her. „Es brennt an der Färberpforte.

„Laßt uns dahin. Geht denn die Nacht noch nicht zu Ende?".

„In ſolcher Zeit währt eine Stunde länger, als ſonſt ein ganzer Tag."

„Der öſterreichiſche General ſoll die Plünderung erſt haben, bis die Sonne aufgeht. Aber ſoweit ſind wir noch lange nicht."

„Feuerhol Feuerhol" rief es abermals.

„Schon wieder? Wo brennt es denn nun?"

„Auf der Niedergaſſe."

„Niedergaſſe? Das iſt da, wo Euer Vetter, der Webermeiſter Wilders wohnt. Wenn es dem an die Kehle ginge."

„Könnte ihm gar nicht ſchaden. Er treibt's zu arg. Hat die Krämersfrau geheirathet, nur um ihres Geldes willen."

„Das laſſe ich ihm hingehen. Habe es auch ſo gemacht. Aber ich halte meine Frau in Ehren und laſſe ſie nicht Noth leiden. Aber ſein Gold iſt ſein Theiſtenthum."

„Wohl war. Und dies Laſter nimmt mit den Jahren bei ihm zu. Von einem Herzen iſt keine Spur mehr in ihm und einen Magen muß er auch nicht mehr haben, ſo ſpottwenig ißt er. Schleicht in ſeinem Hauſe umher wie ein bleicher Schatten. Wollen wir dahin?"

„Um ihm beizuſtehen? Das wäre ein ſchlechtes Geſchäft. Mir gerade recht, wenn ſie ihm das Meſſer 'mal an die Kehle ſetzen. Dann kommt ſein Geld unter die Leute."

„So meine ich es eben. Wir ſind auch Leute, und können's brauchen. Geht nur mit."

Sie liefen mit den Andern.

Wo die Niedergaſſe mit der Fleiſchbank gränzt, ſtand dazumal das Haus des Webermeiſter Wilders. Die Thür war feſt verſchloſſen. Jedes Fenſter ſorgfältig verhängt. Nichts verrieth, daß irgend ein lebendes Weſen darin athmete. Die auf, und ab ſtürmenden Soldaten hatten verſchiedene Male einen Angriff verſucht und wieder davon abgelaſſen, weil ihnen andere Beute winkte, die mühelofer zu erhalten war. Aber Meiſter Wilders hatte einen weit gefährlicheren Feind auf der Gaſſe, als die Oeſterreicher, das waren zwei ſeiner ehemäligen Geſellen, die er um geringer Urſache willen aus ſeiner Werkſtatt gewieſen, ihnen den verdienten Lohn unter vielen Vorwänden gekürzt, und als ſie ſich das nicht gut willig gefallen ließen, ſie durch falſche Anſagen faſt um ihren guten Leumund bei dem Gewerbe brachte. Dieſe konnten das Herzeleid nicht vergeſſen, was der Meiſter einſt über ſie brachte und ſtanden nun da, bereit, ihr Müthchen zu kühlen.

„Gott ſoll bewahren", ſagte Einer von ihnen, daß auch nur ein Pfennig von ſeinem Mammon in meinem Beutel fiele. Klebt ja der Fluch von Witwen und Waiſen daran. Aber er darf es nicht behalten und wenn er vor Boshett über den Verluſt das Gallenfieber kriegt, will ich mir in's Fäuſtchen lachen."

„Ich lache mit, ſagte ſein Kamerad. „Und damit wir es bald können, müſſen wir ihm die Oeſterreicher auf den

Hals hetzen. Da kommen gerade ein halbes Dutzend, die im Stande ſind, unſer Wort wahr zu machen. Hilf mir ſchreien. Hollah! Hierher! Hier liegen tauſend blanke Dukaten! Nein Zweitauſend! He! Zweitauſend Dukaten liegen hier! Will ſie denn Niemand aufheben?

Dieſe Worte zündeten. In demſelben Augenblicke wurden die Webergeſellen von den Oeſterreichern umringt, welche die Stelle wiſſen wollten, wo man die Dukaten ohne Mühe vom Boden aufleſen könne.

„Die wollen wir Euch zeigen. Aber dann müßt Ihr auch mit Manier fragen und uns nicht die Gurgel zuſchnüren. Tretet weg da vorne! Die Dukaten liegen hinter Euch.“

Drei Soldaten ſprangen ſo ſchnell zurück, als ſpürten ſie die Dukaten ſchon unter den Fußſohlen. Dadurch wurde die Ausſicht auf das Haus frei und der älteſte Geſell ſagte:

„Da drinnen wohnt der größte Geizhals von Glatz, der ganze Berge von Gold zuſammen geſcharrt hat. Mir ſchuldet er auch eine Handvoll Gulden, die Ihr mit in den Kauf nehmen könnt; ich will ſie nicht. Aber herzhaft anfaſſen müßt Ihr den Kerl, ſonſt blutet er nicht; er iſt zu zähe.“

Die Soldaten hörten ihn nicht aus, ſondern fingen an, mit Kolbenſtößen und eiſernen Brechſtangen die Thür wacker zu bearbeiten. Sie hielt ſo feſt, als gutes Eichenholz und Schmiedeeiſen irgend zu halten vermögen. Aber endlich unterlag ſie der Gewalt und ſtürzte in Trümmer.

Ein Schrei der Ueberraſchung entfuhr den Soldaten. Mitten auf dem Hausflur ſtand die Geſtalt eines Mannes bleich und regungslos. Sein Haar ſträubte ſich auf dem Schädel und die ſtierblickenden Augen traten aus ihren Höhlen. In der einen Hand hielt er eine brennende Laterne; in der andern einen Spaten. Er gab keine Zeichen, er ſprach keine Silbe. Aber die lauteſten Worte, die beredteſte Zeichenſprache hätten nicht deutlicher reden können, als dieſe regungsloſe Geſtalt, hinter welcher die Thür, die in das Kellergewölbe hinab führte, ſperrweit offen ſtand.

„Was brauchts weiter!“ ſagte der führende Geſell. ‚Da hinunter geht es. Reißt ihm die Laterne aus der Hand.“

„Er läßt ſie nicht los!“ antwortete einer der Grenadiere, der darnach griff.

„So hane die Hand ab!“ rief ſein Kamerad. „Wer wird da Umſtände machen.“

Die Laterne war in den Händen der Soldaten. Einer ging vorleuchtend voran. Die Andern folgten. Mit einem Freudenrufe begrüßten ſie den friſchaufgeworfenen Sandhaufen; ſie warfen ſich darüber hin und wühlten den Boden auf.

„Da glitzerts ſchon!“ rief Einer gierig und ſtreckte die Hand nach einem vollen Beutel aus.

Sein Kamerad wehrte ab: „Erſt Alles auf einem Haufen und dann ehrlich getheilt. Keinen Hinterhalt.“

Ein zweiter Beutel folgte und dieſem ein dritter. Die Luſt der Soldaten war im Wachſen.

Da polterte es auf der Treppe. Es war Wilders. Der Starrkrampf war von ihm gewichen; der Geiſt kehrte in dieſe zerrüttete Maſchine zurück. Aber es war der Geiſt des Wahns, der das Hirn erglühen machte; der Pulsſchlag der Verzweiflung, durch die Adern brauſte. Der Schaum ſtand vor dem bleichen Munde; kalter Schweis perlte von ſeiner Stirn. Die Augen waren mit Blut unterlaufen. Er konnte nicht ſprechen, nur unartikulirte Töne, die ſich in einen einzigen Schrei zuſammen preßten, drängten ſich aus der heftig arbeitenden Bruſt hervor. Von der unterſten Stufe warf er ſich mit ausgebreiteten Armen auf die Beutel, die er feſt an ſich drückte und regungslos daneben liegen blieb.

„Das iſt der Tod!“ ſagte einer der Soldaten. „Laßt uns ihn beiſeite tragen. Und dann macht, daß wir wegkommen. Es riecht hier nach Hölle und Verdammniß.“

Sie ſchoben die Leiche ſeitwärts und trugen die Beute in aller Stille fort. Es war leer im Gewölbe. Nur in der Laterne flackerte das Licht, dem Verlöſchen nahe, noch einmal auf und warf ſeinen Schatten auf das verzerrte Antlitz des Todten.

(Schluß folgt.)

Das Lied von Hiawatha

nach

H. W. Longfellow

deutſch von

Adolf Böttger.

(Leipzig, Friedrich Ludwig Herbig 1856.)

Dieſe neueſte Dichtung des Amerikaners Longfellow, beruht auf einer unter den nordamerikaniſchen Indianern herrſchende Sage über eine Perſon von wunderbarer Abſtammung, welche zu ihnen geſandt wurde, ihre Flüſſe, Wälder und Fiſchteiche zu reinigen und ſie in den Künſten des Friedens zu unterrichten.

Es iſt in der Poeſie nicht genug, daß der Dichter die Natur und Wirklichkeit copire, trocken, treu copire, ſein Copiren muß auch noch das Gepräge des geiſtgeſchaffenen Originals an ſich tragen. Denn nur inſofern können wir den Dichter zugleich einen Schöpfer nennen, wenn ſeine Geſtalten und Conceptionen — Erzeugniſſe des *eigenen* Geiſtes ſind, die ihrer Form nach reine Phantaſieſchöpfungen des Dichters ſein müſſen, deren Material dem Leben entnommen ſein kann, das aber nie zur Hauptſache wird,

da die geiſtgeſchaffene Form, das Ummodeln, Umgeſtalten und das poetiſche Bilden des Materials erſt den wahren Dichter macht.

Dieſem iſt in vorliegendem Werke der Dichter jenſeit des Oceans nachgekommen, aber mit wahrer Meiſterſchaft hat Adolf Böttger dieſe Dichtung in's Deutſche übertragen, in die er ſich ſo hineingelebt, daß man oft verſucht wird, ganze Theile deſſelben für eigene Schöpfungen des berühmten Byron-Ueberſetzers zu halten. Als Probe erlauben wir uns aus dem äußerſt nobel ausgeſtattetem Werke Folgendes zu geben.

Die Hungersnoth.

O des traurig langen Winters!
O des grauſamharten Winters!
Immer dicker, dicker, dicker
Fror das Eis auf See und Fluſſe,
Immer tiefer, tiefer, tiefer
Fiel der Schnee rings auf die Gegend,
Fiel der dicke Schnee und deckte
Rings die Waldung, rings die Hütten.

Kaum aus dem begrabnen Wigwam
Brach der Jäger eine Bahn ſich;
Mit den Handſchuhn, mit den Schneeſchuhn
Schritt umſonſt er durch die Wälder,
Spürt' nach Wild und findet Keines,
Sah von Hirſchen keine Fährte,
In dem Schneefeld keine Spuren,
In der grimmig ſtarren Wildniß
Sinkt er hin, erſchöpft vor Schwäche,
Und vor Kält und Hunger ſtirbt er.

O des mitleidloſen Fiebers!
O der grauſen Noth des Hungers!
O des Klageſchreis der Kinder!
O der Angſt der armen Frauen!

Sieh, verhungert lag die Erde,
Hungrig klagt' um ſie die die Luft rings,
Hungrig blickt der Himmel nieder,
Und die Sterne blitzten auf ſie
Hungrig wie des Wolfes Augen.

In den Wigwam Hiawatha's
Traten jetzt zwei Gäſte ſchweigend
Und wie Geiſter düſterblickend
Harrten nicht erſt einer Ladung,
Sprachen nicht erſt an um Einlaß,
Setzten ohne Gruß ſich nieder
Auf den Sitz von Minnehaha,
Stierten mit den hohlen Augen
In das Antlitz Minnehaha's.
Und der erſte ſagte: „Sie mich!
Bin der Hunger, Bukadawin!
Und der andre ſagte: „Sieh mich!
Bin das Fieber Ahkoſewin!

Und die holde Minnehaha
Schauderte vor ihrem Blicke,
Schauderte vor ihrem Worte,
Legte ſchweigend ſich auf's Lager,
Barg ihr Antlitz, gab nicht Antwort;
Lag dort zitternd, frierend, glühend
Bei den Blicken, die ſie warfen,
Bei den Worten, die ſie raunten.

In die öde Wildniß ſtürmte
Wie im Wahſinn Hiawatha,
In dem Herzen Pein und Sorge,
In dem Antlitz Marmorſtarrheit,
Angſtſchweiß drang auf ſeine Stirne,
Doch er fror und fiel nicht nieder.

Pelzumhüllt und jagdgerüſtet,
Mit dem mächtgen Eſchenbogen,
Mit dem Köcher voller Pfeile,
Mit den Handſchuhn, auf den Schneeſchuhn
Irrt' und lief er vorwärts, vorwärts
In dem weiten, wüſten Walde.

„Gitche Manito, du Mächtger!"
Schrie er mit erhobnem Antlitz
In der angſtvoll bittren Stunde,
„Vater, gieb doch deinen Kindern,
Nahrung gieb, wir müſſen ſterben!
Gieb der Sterbenden zur Nahrung,
Nahrung mir für Minnehaha!"

Durch den Wald, der wiederhallte,
Drang der Klagſchrei der Verzweiflung,
Doch als Antwort ſchallt zurücke
Nur das Echo ſeiner Klage,
Nur das Echo aus dem Walde:
„Minnehaha! Minnehaha!"

Und den ganzen Tag lang ſchweifte
Hiawatha in der Wildniß,
Durch den Wald, durch deſſen Schatten
In der holden Zeit des Sommers,
Heimgebracht ſein junges Weib er
Aus dem Lande der Dacotah's;

Als im Buſch die Vögel ſangen,
Und die Bächlein glitzernd lachten,
Und die Luft voll ſüßem Duft war,
Und die holde Minnehaha
Zu ihm ſprach mit feſter Stimme:
„Ja! ich folge dir, mein Gatte!

In dem Wigwam bei Nokomis,
Bei den beiden düſtern Wächtern,
Bei dem Hunger und dem Fieber
Lag die arme Minnehaha,
Sterbend lag ſie, die geliebte.

„Horch! ich hör' ein Rauſchen!" rief ſie,
Hör' den Fall des Minnehaha,
Der mir aus der Ferne zuruft!" —
„Nicht doch, Kindchen!" ſprach Nokomis,
„'s iſt der Nachtwind in den Fichten!"

„Sieh dort!" rief ſie, „meinen Vater,
Einſam ſteht er an der Thüre,
Winkt mir zu aus ſeinem Wigwam
In dem Lande der Dacotah's!" —
„Nicht doch Kindchen!" ſprach Nokomis,
„'s iſt der Rauch, der winkt und wirbelt!"

„Wehe!" rief ſie, „Paupuks Augen
Funkeln auf mich aus dem Dunkel,
Schon von ſeinen eiſ'gen Fingern
Fühl' ich meine feſt umſchlungen!
Hiawatha! Hiawatha!"

Mitten in die ferne Waldung
Ueber meilenweite Berge
Hörte troſtlos Hiawatha
Dieſen jähen Schrei und Angſtruf,
Hört' die Stimme Minnehaha's,
Wie ſie ihm im Sterben zuruft:
„Hiawatha! Hiawatha!"

Ueber pfadlos wüſtes Schneefeld
Unter ſchneebeladnen Zweigen
Eilte heimwärts Hiawatha,
Schwer das Herz, doch leer die Hände!
Hört Nokomis jammernd klagen:
„Wahonomin! wehe, wehe!
Wär ich doch für dich geſtorben,
Wär ich todt doch, ſo wie du's biſt,
Wahonomin! wehe!

In die Hütte ſtürzt' er haſtig
Sah Nokomis langſam wankend
Und von Jammer überwältigt,
Sah die holde Minnehaha
Vor ſich liegen kalt und ſchweigend,
Und ſein Herz vor Kummer brechend
Stieß ſolch einen Schrei der Qual aus,
Daß der Wald ſelbſt ſchaudernd klagte,
Daß die Sterne ſelbſt am Himmel
Zuckten und vor Angſt erbebten.

Sprachlos ſetzt' er dann ſich nieder
An das Lager Minnehaha's
Zu den Füßen der Geliebten,
Zu den ſtillen Füßchen, die ach nie mehr
Hurtig ihm entgegenſpringen,
Nimmermehr ihm hurtig folgen.

Mit den beiden Händen deckt' er
Sein Geſicht, und ſieben Tage,
Sieben lange Tag' und Nächte
Saß er wie in einer Ohnmacht,
Sprachlos, regungslos, bewußtlos,
Ob es taghell, ob es nächtig.

Dann begrub man Minnehaha!
In dem Schnee macht man ein Grab ihr,
In dem tiefen düſtern Walde,
Unter ſeufzend dunkeln Tannen;
Kleidet ſie in Prachtgewänder,
In ihr Kleid von Hermeline,
Deckt mit Schnee ſie, hermelingleich,
So begrub man Minnehaha.

Nachts brannt' auf dem Grab ein Feuer,
Viermal ward es angezündet,
Für die Auffahrt ihrer Seele
Zu den Inſeln der Glückſel'gen.
Aus der Thür ſah Hiawatha
In dem Wald das Feuer brennen,
Rings die Tannennacht erleuchtend.
Von dem ſchlummerloſen Lager,
Von dem Lager Minnehahas,
Sprang er auf zur Thür und wachte,
Daß das Feuer nicht erlöſche
Nicht ſein Lieb im Dunkeln laſſe.
Und er ſprach; „Leb wohl, Geliebte!
Leb wohl, o Minnehaha!
Mit dir ward mein Herz begraben.
All mein Denken ſteigt mit dir auf!
Komm zurück nicht mehr zur Arbeit,
Komm zurück nicht mehr zum Dulden,
Wo der Hunger und das Fieber

Herz und Körper ſchnöd zerſtören;
Bald iſt auch mein Thun vollendet,
Bald auch folg' ich deinen Schritten
Zu den Inſeln der Glückſel'gen,
In das Königreich Ponemahs,
In das Land des beſſern Jenſeits."

Feuilleton.

Schattenbilder verſchiedener Fruchthändler. Die Friedenstaube mit dem grünen Oelzweig ſchwebt über den Landen und die Eintracht kehrt zurück in die entzweiten Gemüther. Friede! Friede! jauchzt es hernieder in jeglicher Bruſt und mit dem Nahen des Frühlings kehrt der Welt zurück die Ruhe, welche gewichen vor Bellona's Dröhnen und Drang. Nur ein Theilchen der Menſchheit ſchaut düſteren Blickes darein und will Nichts wiſſen von der göttlichen Offenbarung, dieſes ſind die Kornwucherer, dieſe Herolde und Trabanten vom ſchwarzen Tod der Menſchheit, dieſe Peſtbeulen am Körper des Staates, dieſe in Lederhoſen, langen Stiefeln und naturfarbigen Röcken im Herzbeutel der Nation einhergehenden Gewiſſensbiſſe. Man muß jetzt dieſe Vampyre an der Kornbörſe ſehen, deren Herz immer parallel mit dem Gefrierpunkt ſtand, man muß dieſe phyſiſch und pſychiſch verkümmerten Engertinge und Mehlwürmer betrachten, wie ſie ſich einander anglotzen, wenn ſie hören, daß der Scheffel Korn bereits auf fünf Thaler herunter gegangen und von Tag zu Tag die Preiſe immer mehr ſinken. — Krieg, Cholera, Mißwachs, Hagelſchlag und Donnerwetter, mit einem Wort: Calamitäten aller Art, dies war Waſſer auf ihre Mühle. Jetzt müſſen ſie aufthun die gefüllten Scheunen und losſchlagen, wenn ſie halbweg noch ein Profitchen haben wollen. Jetzt ſagt das Schickſal zu ihnen wie Spiegelberg zu Carl Moor: „Dein Regiſter hat ein Loch!" denn ſie hoben in ihren Speculationen den Frieden weggelaſſen, der mit einem Mal all ihren hochliegenden Plänen ein Bein ſtellt. Mit Staunen ſieht der Unbefangene, welch unermeßliche Vorräthe die Habſucht aufgehäuft. Ein Mann, der Kenntniß und Einſicht von der Sache hat, verſicherte uns, daß vorzüglich die Gegend von Leipzig bis Cöthen eine Kornkammer ſei, wo ſich jetzt wahre Katakomben entleeren, wie einſt noch den ſieben fetten Jahren in Aegypten, wo in Folge der Traumdeutung Joſeph zum Premierminiſter und Magazinverwalter erſter Claſſe erhoben wurde. — Noch unlängſt gab es ſuperkluge Zeitungsſchreiber und nichtswürdige Feiglinge, die den Kornwucher als ein Geſpenſt hinſtellten; jetzt wird ihnen der Glaube in die Hand kommen, wenn ſie ſich gefälligſt auf einen Kornmarkt bemühen wollen, wo gewiſſe Fruchthändler ein Geſicht machen wie ein Färber, dem die Indigokübe übergelaufen. Wenn es früher nur möglich geweſen wäre, ſo hätten ſie nach Gottes liebe Sonne gepachtet, damit ſie ja nicht überall hinſcheine, ſie, unter deren Strahlen das Haidekraut und die Melone reift. Es giebt in Kunſt und Natur einen Frühling und — auch einen Völkerfrühling; möge er anbrechen zum Heil Aller, auf denen das Verhängniß der Zeit laſtet.

Ein Sonntagsmorgen zur See, auf einer ſchnellſegelnden Kauffahrer-Brigg, die eben im Begriff iſt, den Wendekreis des Krebſes zu überſegeln.

Der Ocean iſt ſpiegelglatt, eine leichte Briſe bläht mild die weißen Segel, eine erfriſchende Luft umweht uns, heilige Stille ruht über dem Waſſer und tiefes Dämmern.

Am Steuerruder, die Teille mit kräftiger Fauſt lenkend und dabei aufmerkſam auf die Buſſole bleibend, ſteht der alte Steuermann, neben ihm, die Arme über einandergeſchlagen, lehnt der Capitain mit halben Blicken den Stand der Segel beobachtend, nur wenige Matroſen befinden ſich auf dem Vorderdecke, und im Maſtkorbe ſitzt einer und lugt aus, er ſieht aber nichts als Himmel und Meer, denn nicht das kleinſte Segel läßt ſich am Horizont entdecken, und wie weit iſt's noch bis zum nächſten Eilande.

Die dritte Nacht iſt zu Ende, der Bootsmann verkündet es uns im gedehnten, ſingenden Ton, indem er zugleich das Stundenglas umwendet. Alſobald öffnet ſich die Raumlucke, die erſte Morgenwache ſteigt auf's Deck, löſt die dritte Nachtwacht ab, welche ſich in den Raum verfügt, um der Ruhe zu pflegen, und nun begiebt ſich auch der Capitain zu gleichem Zweck in die Kajüte.

Aber eine zweite Abtheilung des Schiffsvolkes, unter Anführung des Deckmeiſters erſcheint jetzt auf dem Verdecke. — Die Abtheilung iſt bewaffnet mit Sand, Seife, Schauerbürſten, Schauerlappen und Schöpfeimern. — In größter Ordnung ſtellen ſich die Leute auf, Jeder an ſeinem beſtimmten Platze, und ſo wie das Commandowort des Deckmeiſters ertönt, beginnt die Arbeit des Fegens, Scheuerns und Putzens des Verdeckes. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß das Deck vorher durchaus „klar" gemacht wurde, und befinden ſich Paſſagiere am Bord, ſo möchte ich es Keinem gerathen haben, ſich während der Arbeit des Scheuerns über Deck blicken zu laſſen, ein tüchtiger Eimer Seewaſſer über ſein Haupt gegoſſen, wäre die mildeſte Begrüßung, die er zu erwarten hätte.

Erſt wenn das Deck vollkommen gereinigt und geklärt iſt — worüber der Deckmeiſter eine ſtrenge Kontrolle führt, erhält die Scheuer-Mannſchaft ihr Frühſtück und — ein nobles. Anſtatt des gewöhnlichen bitteren Thees ohne Milch und Zucker, wozu harter Schiffszwieback gekaut werden muß, Grog und dazu kalter Pudding mit Roſinen und ein Stück geräuchertes Fleiſch, groß genug, einen Haifiſch damit zu locken, daß er ſich in den zwei Fuß langen Fangzähnen verbeißt. Das Scheuern iſt aber auch eine Arbeit eines ſolchen Lohnes werth, und wenn ſie gethan iſt, hält es ſchwer zu beſtimmen: ob die armen Kerle mehr vom Seewaſſer, oder vom Schweiß triefen.

Jetzt röthet ſich zuerſt ein kleiner Punkt am öſtlichen

Horizonte, aber raſch bricht unter dieſen Breitengraden Tag und Nacht an, der ganze Horizont in wundervollem Lichtpurpur. — An der lichten Stelle zuckt es auf, noch einen Moment und — der gewaltige Feuerball wiegt ſich jetzt auf den Wogen. Die Luft weht ſchärfer durch das Tauwerk — das Meer ſcheint geſchmolzenes Metall, aber wie das flimmert und funkelt und aufblitzt und Millionen leuchtende Funken ſprüht, und dazu der Contraſt, grad' über der Stelle, wo man ſteht, iſt der Himmel noch tief dunkelblau, die Sterne flimmern daran und der bleiche Mond. — Noch ein Moment, der Feuerball ſteigt höher — jetzt erzittert er — wirft ſeine unzähligen Strahlengarben aus — und es wird Licht.

In dieſem Augenblick ertönt aus dem Munde der ganzen Schiffsmannſchaft ein frommer Choral, indeß die Feſtflagge aufgehißt wird. Alle Männer erſcheinen in ihren beſten Anzügen, gar ſauber und proper. Der Capitain tritt aus der Cajüte in Uniform. Er ſpricht das Morgengebet, deſſen „Amen!" von Allen laut ausgeſprochen wird. Dann begiebt er ſich zurück in die Cajüte, wo er frühſtückt, die Mannſchaft aber verzehrt heute über Deck behaglich hingeſtreckt das Feſtmahl, wobei der Deckmeiſter den Schiffsjungen bemerkt: „Heut' iſt Gottestag da ruht das Endchen, aber nimm Dich in Acht, Ratte, daß ich Dir Morgen nicht doppelte Ration gebe."

Der Erfinder des Telegraphen. Es iſt eine ziemlich allgemein herrſchende Meinung, daß Claude Chappe in Frankreich der Erfinder des Telegraphen ſei. Dieſem muß aber widerſprochen und die Ehre der Erfindung in Deutſchland bleiben. Franz Carl Achard, (geboren zu Berlin den 28. April 1754, geſtorben zu Kunern im Regierungsbezirke Breslau, am 20. April 1821) Direktor der phyſikaliſchen Klaſſe der Berliner Akademie der Wiſſenſchaften, ſo wie berühmter Naturforſcher und Chemiker, er war es, der bereits zu Ende des vorigen Jahrhunderts in Spandau einen leicht transportabeln Telegraphen fertigte. Mittelſt fünf Zeichen konnten 93,750 Wörter und Redensarten ausgedrückt werden und zum Gebrauch dieſes Inſtrumentes gab der Erfinder noch ein eigenes telegraphiſches Wörterbuch in deutſcher und franzöſiſcher Sprache hinzu, dem er noch 32 telegraphiſche Ziffern beifügte.

Electriſche Uhren. Nächſtens werden in Marſeille hundert electriſche Uhren in Gang geſetzt, die des Nachts mit Gas erleuchtet werden ſollen. Es ſind dazu 40,000 Metres Drähte erforderlich. Die erſte Einrichtung koſtete 22,000 Francs und die jährliche Unterhaltung iſt auf 2000 Francs berechnet worden.

Emer Peters, ſchreibt man aus Nauenburg, der unlängſt in einem Alter von 99 Jahren und 6 Monaten in dem nahen Dorfe Hauterier geſtorben, war unter Ludwig XV. in franzöſiſche Kriegsdienſte getreten und zwanzig Jahre bei ſeinem Regiment, bis zum Jahre 1792, geblieben. Einige Zeit hatte derſelbe in Corſika geſtanden, und ſo erinnerte ſich der Veteran recht gut, den kleinen Napoleon Bonaparte, den nachmaligen Eroberer, baarfuß in den Straßen von Ajaccio herumlaufen geſehen zu haben.

Moden-Bericht aus Paris.

Das Holz von Boulogne bot am Sonntage nach dem Oſterfeſte einen der lachendſten und belebteſten Aſpecten! Es war der erſte ſchöne, warme Tag, den die Saiſon bis jetzt aufzuweiſen hatte; umſomehr Grund gab es alſo, für die Königinnen der Mode und die Prinzen der Fashion ihn zu ehren und zu ſchmücken mit allen Mitteln, welche ſich verſchwenderiſch von allen Seiten her boten.

Wir erblickten dort eine Auswahl von Hüten, deren einige wir nicht umhin können, unſern Leſerinnen zu beſchreiben. Ihre Schöpferinnen waren die Mlle. Noël, eine Firma, allgemein bekannt durch Geſchmack und eine bis ins Staunenswerthe variirende Phantaſie; letzterer Eigenſchaft verdankt ſie beſonders die Gunſt, welche unſere Damen ihr zugewendet, da nichts fataler und ermüdender iſt, als ſeine eigene Toilette unzählige Male wiederholt bei Andern zu ſehen.

Sonderbarerweiſe verwendet man zu den Frühjahrshüten großentheils ganz leichte zarte Stoffe, als Tüll, Krepp, Tarlatan; Stoffe, die man ſonſt zu den heißeſten Sommertagen aufſparte. Wie ſich erwarten läßt, haben dieſe Produkte etwas ungemein Duftiges, Zartes und erhalten eigentlich nur durch den Ausputz von Sammet, ſchwerem Bande, Federn, ein ſolideres, der Jahreszeit faſt angemeſſeneres Anſehen.

Ein reizender Hut, welcher unſer Auge feſſelte, hatte als Grundſtoff weißen Tüll, der reich mit weißen und ſchwarzen Blonden bedeckt war. Ein breiter Streifen von malvenfarbigem Taffet, umgab den äußeren Rand des Schirmes und des Bavolets. Auf einer Seite des Hutes blickte ein Bouquet von Primavera unter den Blonden hervor und ſchlang ſich anmuthig hinüber in das Innere des Hutes, wo es ſich in einer ſchwarz-weißen Blondenrüſche verlor. Breite malvenfarbige Bindebänder.

Ein zweiter Hut beſtand aus weißem Krepp, Blonde, roſa Taffetband und Roſen. Am Rande des Schirmes befand ſich ein Halbſchleier von ſehr kleiner Blonde, deſſen Enden ſich wie ein Fanchon über der Kinnſchleife von roſa Band kreuzten. Eine gleiche roſa Schleife ſchmückte das Bavolet. An der einen Seite des Schirmes ſteckte leicht und graciös eine große Roſe mit mehreren Knospen. Das Innere garnirten Roſenknospen, gemiſcht mit weißen Blonden.

Eine neue Art Stroh, genannt Panama, ein weißes Geflecht, erfreut ſich beſonderer Gunſt. Wir ſahen einen ſolchen Hut, deſſen Schirm und Bavolet mit grünem Sammet etwas breit eingefaßt waren. Beitchenbouquets gemiſcht mit ſchwarzen Spitzen, garnirten von Außen und Innen geſchmackvoll das originelle Hütchen.

Ein zweiter Strohhut, aus Stroh und Pferdehaar geflochten und mit kleinen Mouchen von ſchwarzem Sammet beſtreut, hatte den Kopf faſt ganz mit ſchwarzen Spitzen und Epheugewinden bedeckt. Schirm und Bavolet waren mit ponceau Sammet eingefaßt.

Ein dritter Hut endlich, von feſtem, belgiſchem Stroh, war geſchmückt mit ſchwarzen Spitzen, die graciös drapirt waren durch ſchwarze Sammetſchleifen und roſa Moosroſenbouquets. Alle dieſe reizenden Hüte ſind wie die Pariſerinnen ſich ausdrücken, zwanzig Jahr alt, d. h. ſie verleihen jeder Trägerin dieſes jugendliche Alter.

Die rauhe Luft der letzten acht Tage hat wiederum wärmere Umhänge nothwendig gemacht. Alles hatte ſich eingehüllt in Mäntelchen von Sammet, oder in unmäßig große Cachemirſhawls. Dieſe letzteren trägt man jetzt mehr in ihrer eigentlichen Shawlform, nicht als Tuch zuſammengelegt; ſicher gewinnt dadurch das reiche Deſſin dieſer Gewebe da man es ſo vollſtändiger beſchauen und bewundern kann. Hier und dort bemerkten wir auch elegante Basquinen, die, wie ſich beinahe vermuthen läßt, den Sommer über en vogue bleiben werden. Ihre Form iſt etwas länger, als im vorigen Jahre, und ihre Garnituren reichen faſt bis zum Knie. Garnirt werden dieſe anmuthigen Ueberzieher reich mit Spitzen, Franſen und den köſtlichen Poſamentericen von Audoyer. Viele dieſer Poſamentericen ſind im Sevillaſtyle.

Die Kleiderſchnitte ſind bis jetzt nicht verändert. Die Promenadenkleider bleiben hoch hinaufgehend, meiſtens vorn heraus geknöpft, zuweilen auch noch mit Schößen, die ſich noch immer nicht ganz entthronen laſſen. Die Soiréekleider ſind ſtets ausgeſchnitten und mit Berthen geſchmückt.

Die Volants beſetzt man reich mit Galonen, deren man ſtets neue erfindet. Eins der beliebteſten hat einen matten Grund, auf welchem ſich erhabene Blumen und Blätter à la Pompadour erheben. Eine ſchmale Franſe ſäumt das Galon und vereinigt in ſich zugleich die Farben deſſelben. Dieſe Galons wiederholen ſich in allen Farben.

Erklärung der Schnitt- und Muſtertafel.

Nr. 1. Modell eines Frühlings-Mäntelchen. Es wird von Sammet, Moirée, Taffet, Tuch, double Stoff, Angora oder dergl. angefertigt, in den erſten Fällen mit Seidenzeug gefüttert, auch leicht wattirt. Der auf dem Modell bezeichnete Beſatz beſteht in Seiden- und Sammetborten, die unten herum und um den Kragen etwas breiter, ganz glatt, vorn herunter und um die Aermel in kleinen Querſtreifen aufgeſetzt, und an der einen Seite mit einem kleinen Quäſtchen oder einer Eichel verziert ſind. Außer dieſem Beſatz können wir als die modernſten: Plüſchbeſätze in glattem und gemuſtertem Plüſch, glatte Sammetſtreifen und in Bogen geſchnittene, desgleichen in Moirée-antique empfehlen. Sehr viele Poſamenterien: Knöpfe, Eicheln, Franſen werden zu allen Mantel-Garnirungen verwandt.

Nr. 2. 0——0——0 Vordertheil des Frühlings-Mäntelchen; hat aus Mangel an Raum oben einen Umſchlag von t————t, und an der Seite einen kleinen Umſchlag von D————D erhalten. Punkte, Kreuze, Striche und die Buchſtaben A und B bezeichnen die Stellen, wo Vorder- Rücken- und Aermel-Theil aneinanderpaſſen müſſen.

Nr. 3. 00——00——00 Rückentheil des Mäntelchen, an dem ſich zugleich die Hälfte des Aermels befindet; hat unten einen Umſchlag von A————A, und am Aermel einen von B————B. Siehe ebenfalls alle Bezeichnungen, die mit den heranpaſſenden der anderen Theile genau übereinſtimmen.

Nr. 4. 000——000——000 Aermeltheil des Mäntelchen.

Nr. 5. 0000——0000——0000 Hälfte des Kragens desgleichen.

Nr. 6. Modell eines Ueberzieh-Jäckchens von Sammet oder feinem Tuch zu verfertigen, mit Seidenborten, mehreren Reihen ſchmalen Schnitt-Franſen, Moirée, Plüſch- oder Sammet-Streifen zu garniren. Daſſelbe hat vorn und an den Aermeln Aufſchläge, an den Seiten Taſchen; vorn drei und hinten auf dem Rückentheil zwei Knöpfe.

Nr. 7. |—·—|——| Vordertheil des Jäckchens; mit einem t iſt die Stelle bezeichnet, wo vorn der Umſchlag beginnt, den ſeine Striche außerdem andeuten; ein D giebt den Anfang des Einnähers vorn, ein E die Stelle, wo die Taſche beginnt, an.

Nr. 8. ||——||——|| Rückentheil des Jäckchens; hat in der Höhe der Taille, wie auf dem Muſter bezeichnet, einen Knopf.

Nr. 9. |||——|||——||| Rücken-Seitentheil des Jäckchens.

Nr. 10. ||||——||||——|||| Aermelmuſter deſſelben. Punkte und der Buchſtabe F bezeichnen die Stellen, wo der Aufſchlag an denſelben unten heranpaſſen muß.

Nr. 11. ||||——||||——|||| Aufſchlag zu dem Aermel der vorigen Nummer.

Nr. 12. Muſter zur Plattſtickerei, zu einer Mantille oder einem Sommer-Mäntelchen beſtimmt. Die Arabeske wird im Kettenſtich genäht, oder breit cordonirt, die Punkte dazwiſchen hoch, die Blätter und Blumen hoch geſtickt, das Innere der Blumen mit dem Knötchenſtich gefüllt. Die höchſte Stelle des Muſters bildet die Mitte der Mantille oder des Mäntelchens hinten, und muß auf der zweiten Hälfte ebenſo wiederholt werden; es bleibt an den Schultern ſo ſchmal als es hier ausläuft, wiederholt

ſich in den kleineren Bouquets, und endet vorn in einem größeren Bouquet, wozu daſſelbe hinten gezeichnete dienen kann. Die Mantille vorn herunter und oben herum wird mit einer Stickerei in den kleineren Bouquets verziert. Da uns der Raum mangelte das Muſter in ſeinem ganzen Umfang zu geben, ſo machen wir ſchon heute darauf aufmerkſam, daß eine unſerer nächſten Muſtertafeln ein mit dieſem Muſter übereinſtimmendes, zu einem Ueberrock und den Aermeln deſſelben bringen wird, welches auch zugleich als Fortſetzung des heutigen dienen kann.

Nr. 13. Modell eines gehäkelten Kinder-Lätzchen. Zu demſelben, um es für ein kleines Kind zu benutzen, werden von ſeiner Strick-Baumwolle 50 Maſchen aufgeſchlagen, und in gerippter Häkelarbeit hin und her gehäkelt, bis zu einer Höhe von 18 Reihen, d. h. 36 Touren. Dann häkelt man an jeder Seite über 8 Maſchen 10 Mal hin und her, die Mitte der Häkelei zu dem Halsloch freilaſſend; und dann rund um die ganze Arbeit 1 Mal feſte Maſchen. Der klare Rand wird nun folgendermaßen gearbeitet:

1te Tour: 1 Doppelſtäbchen (2 Mal den Faden um den Hocken ſchlagen). 3 Luftmaſchen. — 1 St. u. ſ. w.

2te Tour: wie die erſte, nur das St. auf die mittelſte der drei Luftm. So werden im Ganzen 5 Touren gehäkelt, auf die nach vollendeter Häkelei mit rothem Garn oder feiner rother Wolle ein kleiner Plein durch Hin- und Hernähen, angebracht wird. Nach den eben genannten 5 Touren, werden 2 Touren feſte Maſchen und dann die Spitze gehäkelt.

1te Tour: 1 feſte M. — 5 Luftm. (unten bleiben 2 M. liegen). — 1 feſte M. — 5 Luftm. — u. ſ. w.

2te Tour: 2 Doppelſtäbchen in die Luftm. d. v. Tour. — 2 Luftm. — 2 St. — u. ſ. w.

3te Tour: 1 feſte M. in die 2 Luftm. der v. Tour. — 5 Luftm. — u. ſ. w.

4te Tour: wie die 2te.

5te Tour: wie die 3te.

Der klare Streifen und die Spitze geht, wie es auch das Modell bezeichnet, nur um drei Seiten und über die kleinen Achſelſtücke des Lätzchen und muß oben bei der Rundung der letzteren etwas krauſer gehäkelt werden.

Nr. 14. a) Tapiſſeriemuſter; b) die dazu paſſenden Farben. Iſt zu einem Fußbänkchen, einem Ruhekiſſen, Reiſetaſche, kleiner Decke u. ſ. w. paſſend. Am hübſcheſten wäre es die Katze in geſchorener Wollenſtickerei, die Decke von Chenille und Seide zu arbeiten. Doch eben ſo können wir es empfehlen die Katze und das Kiſſen in Wolle, Seide und Chenille zu miſchen, die Füllung von weißen Cryſtallperlen zu ſticken.

Nr. 15. Die Buchſtaben A. v. K. hochzuſticken.

Nr. 16. Der Name Adelheid, ganz hoch, oder auch die kleinen Punkte durchbrochen zu arbeiten.

Nr. 17. Die Buchſtaben W. H. in einer kleinen Verſchlingung, beides zu feſtoniren.

Nr. 18. Kragenmuſter auf feinem Nanſonk, theils im Guipüreſtich, die Löcher als Schattenbindlöcher, das Innere der Medaillons auf Tüll hochzuſticken, oder zu appliciren. Die mit dieſem Kragen übereinſtimmenden Aufärmel ſind für die nächſte Muſtertafel zurückgelegt worden.

Nr. 19. Der Name Olivia in Hochſtickerei.

Nr. 20. Muſter zu einem ſchmalen Einſatzſtreifen, zu Kinderwäſche, Morgenhäubchen, Kragen oder dgl. paſſend, ganz engliſch oder auch mit Hochſtickerei gemiſcht zu arbeiten.

Nr. 21. Muſter zu einer Krone in Hochſtickerei.

Nr. 22. Der Name Johanna, theils hoch, theils engliſch, auch ganz in erſterer Stickart zu arbeiten.

Nr. 23. Beſatzſtreifen zu einem Kragen und wie das Modell des Unterärmels Nr. 25 zu arrangiren.

Nr. 24. Einſatzſtreifen zur vorigen Nummer paſſend.

Nr. 25. Modell eines Unterärmels mit einem breiten geſtickten Strich, einer Puffe und Bandſchleife verziert.

Nr. 26. Franſen zu Mäntel, Montillen, Jäckchen und dgl. paſſend. Dieſe hübſche Arbeit wird von ſchwarzer Seide, die doppelt auf eine Filet-Nadel gewickelt wird, und über ein Filet-Stöckchen 6 Millimeter im Umfang gearbeitet. Man beginnt ſie, indem man von weißem Zwirn eine ſo lange Reihe Filet-Maſchen auflegt, als die Franſe lang ſein ſoll. Dann werden 5 Reihen glatter Filet gemacht. Zur 6ten Tour wird der Faden noch ein Mal verdoppelt, ſo daß er jetzt vierfach iſt und mit demſelben zu jeder Maſche, drei Mal um das Stöckchen geſchlagen.

7te Tour: die Seide wird nun zweifach genommen, und die ſich kreuzenden Maſchen folgendermaßen gearbeitet: die erſte Maſche dieſer Tour wird in die 2te Maſche der vorigen Tour gemacht; dann die 2te M. in die erſte der vorigen Tour; die 3te in die 4te; die 4te in die 3te u. ſ. w. So wird die ganze Tour entlang gearbeitet, wobei mit Sorgfalt darauf zu achten iſt, daß man immer alle vier Fäden der langen Maſche der vorigen Tour zuſammenfaßt.

8te Tour: Ganz glatt 1 M. in jede M. d. v. Tour. Von jetzt ab wird jede Zacke einzeln vollendet.

1te Tour der Zacke: 18 glatte Maſchen. Die Arbeit wird umgedreht und die Nadel in die letzte Maſche dieſer Tour geſteckt.

2te Tour: 17 Maſchen. 3te Tour wie die vorige 16 Maſchen. — 4te Tour: 15 M. — 5te Tour: 14 M. — So wird fortgefahren bis nur 1 Maſche übrig iſt, und dann die andere Zacke neben dieſer, mit einem Zwiſchenraum von einer Maſche begonnen. Sind alle Zacken beendigt, dann wird die Arbeit, wie das Muſter bezeichnet, mit ſchwarzen Perlen verziert. Man nimmt einfache Seide, befeſtigt ſie an den erſten Filetknoten der 4ten Tour, zieht eine Perle in den Zwiſchenraum der erſten Maſche der 4ten Tour, ſticht die Nadel in den nebenanliegenden Knoten, zieht eine Perle auf, und wiederholt dies in der ganzen Länge der Franſe, und ebenfalls in den Maſchen der 6ten Tour. Dann faßt man jede Zacke in gleicher Weiſe mit 2 Reihen Perlen ein, und macht zuletzt die aus vier Perlen gebildeten Carreaux. Jetzt

werden die Zacken mit den Fransen und zwar folgendermaßen garnirt: die Seide wird vierundzwanzigfach genommen, und in 40 Centimeter lange Enden geschnitten, dann in die erste Masche zwischen die Zacke gezogen; alsdann wird doppelte Seide in eine Nadel gezogen und mit derselben in einer Entfernung von 3 Millimeter vom Filet die Seide mehrfach umwickelt, nach einem Zwischenraum von 10 Millimeter wird dies nochmals, und in eben derselben Entfernung noch ein Mal wiederholt. Zuletzt werden durch zwei in die obere Schlinge befestigte Fäden, alle drei verschlungene Stellen so nah wie möglich an einander gezogen, und unten durch einen fest und sorgfältig geschürzten Knoten geschlossen. In gleicher Weise fährt man fort die Zacken der Filet-Arbeit zu garniren, wobei immer eine Masche der letzteren überschlagen wird. Zuletzt werden alle Fäden in gleicher Länge abgeschnitten.

Nr. 27. Modell eines reich gestickten Morgenhäubchens, mit doppelten gestickten Gardinen, einem Fanchon, und breiten abgerundeten Barben verziert.

Nr. 28. Kleine Taschentuch-Ecke mit den Buchstaben A. S. Letztere hoch, die Ecke theils hoch, theils englisch zu sticken.

Nr. 29. Modell des Morgenhäubchens Bäuerin, in sehr reicher erhabener Stickerei. Der Boden desselben ist rund, zwei Falbel fassen ihn ein; auf der Passe ist ein gestickter Streifen wie eine Bandschleife geschürzt.

Nr. 30. Der Name Ida, theils hoch, theils durchbrochen, auch ganz hochzusticken.

Nr. 31. Taschentuch-Ecke mit dem Namen Wilhelmine; erstere wird festonirt oder hochgestickt; der Name festonirt, die äußeren Linien fein cordonirt.

Nr. 32. Modell eines Unterärmels mit Aufschlägen besetzt, die festonirte Einsätze und quer gestreifter Mull zieren.

Nr. 33. Der Name Olga hoch oder die Punkte durchbrochen zu sticken.

Nr. 34. Kleine Taschentuch-Verzierung mit dem Buchstaben B., erstere wird festonirt, das B. hochgestickt.

Nr. 35. Der Name Emma mit einem Zug; beides hoch oder auch die Punkte in ersterem durchbrochen zu sticken.

Nr. 36. Der Name Olivia wird theils hoch, theils englisch gestickt.

Nr. 37. Schmaler Besatzstreifen zu Kinder- und Leibwäsche, theils hoch, theils englisch zu sticken.

Nr. 38. Der Name Elise, theils englisch, theils hoch, oder auch ganz in letzter Stickart zu arbeiten.

Nr. 39. Der Name Emma mit Zug; beides in Hochstickerei.

Nr. 40. Modell eines Häubchens mit breiten Spitzen, schwarzen Sammet- und grünen Taffetbändern verziert.

Erklärung des Modekupfers.

1. Toilette zu Diners, Staats-Visiten. Toilfüre mit doppelten glatten Scheiteln und Rollen ohne Chignon; kleine Schleifen von gerippptem Sammet sind an den Seiten angebracht. Kleid von Moirée-antique mit gerippptem Sammet, Atlas, Eicheln und Fransen besetzt. Hohes Leibchen, ohne Schöße, von oben bis unten mit Perlknöpfen geschlossen und Posamenterieen berthenartig vorn und hinten eine Spitze bildend, verziert. Aermel aus einer Puffe und einem Falbel zusammengesetzt, mit Posamenterieen und Sammet besetzt. Der untere Rock ist glatt und hat fünf Breiten; die Tunik hat deren vier, und ist mit Atlasstreifen, die nach oben hin schmäler werden, mit Eicheln, Posamentirborten und Fransen reich garnirt. Kragen und Besatz der Unterärmel von Alencon-Spitzen.

2. Promenaden-Toilette. Rosa Taffet-Hut mit weißen Blonden garnirt; sehr breites Bavolet; Halbschleier, der unter dem Schirme befestigt und über den Hut zurückgeschlagen ist. Im Innern Rüschen. Taffet-Kleid, mit schwarzen Sammet- und Taffetbändern verziert. Hohes vorn mit Knöpfen geschlossenes Schoßleibchen, mit Revers besetzt, die vorn und hinten ganz schmal werden. Kurze Aermel, mit einem in Falten gelegten Strich besetzt. Sehr langer runder Schoß, in dessen Saum unten Blei eingenäht ist, um ihn nieder zu halten. Schoß, Aermel und Revers sind mit Bandrüschen, schwarzen Sammetbändchen und schwarzen schmalen Spitzen besetzt. Eine Schleife ziert die Aermel und die Revers vorn und hinten, wovon erstere sehr lange Enden hat. Der Rock ist sehr weit und abstehend und hinten sehr lang. Kragen und Unterärmel mousquetaire von Batist.

Die Abonnenten der ersten (Acht Thaler-) Ausgabe erhalten heute als Extra-Zugabe:

Ein Genrebild in Stahlstich.

Die Zeitung für die elegante Welt erscheint wöchentlich und zwar in drei verschiedenen Ausgaben:

Erste Ausgabe mit allen Beilagen zu 8 Thalern jährlich. Enthält im Jahrgange 52 Damen- und 24 Herren-Modekupfer, Musik-Beilagen, Musterlafeln für weibliche Arbeiten und Moden, Schnitt-Tafeln für Herren, Potichmenamie-Bogen, Portraits, Genrebilder ꝛc.
Die zweite Ausgabe zu 5 Thalern jährlich bringt denselben Text und ausschließlich Damen-Modekupfer und Musterlafeln.
Die dritte Ausgabe zu ebenfalls 5 Thalern enthält nur Herren-Modekupfer, bringt aber ebenfalls 52 Lieferungen Text.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

Verlag von Otto Janke in Berlin. Verantwortlich: R. Wegener.

Druck von J. Hahn & Comp. in Berlin.

Digitized by Google

№ 18. Sechsundfünfzigster Jahrgang. 1856.

Die Abonnements-Bedingungen befinden sich am Schlusse des Blattes.

Redaction: **Th. Drobisch** in Leipzig
und
R. Wegener in Berlin.

Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen hierauf an.

Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich eine Lieferung von 1½ bis 2 Bogen Text, mit artistischen und technischen Beilagen, bestehend in Pariser Modekupfern, Muster- und Schnitt-Tafeln für Damengarderobe ꝛc. in sorgfältigster und reicher Auswahl.

Der Krämer von Glatz.

Vaterländische Erzählung

von

Heinrich Smidt.

(Schluß.)

Noch ein Bild taucht aus dem Nebel jener verhängnißvollen Julinacht empor. Es ist die Gestalt des Krämers, den ein mitleidiger Feldscheer die empfangenen Wunden nothdürftig verbunden hat. Schwankenden Fußes betritt er die Gasse. Hier ist es still. Zerschlagenes, zertrümmertes Geräth liegt verstreut umher. Daneben oder darüber hin die Beraubten und ihre Berauber. Ermüdet von dem langen Kampfe zahlen sie der Natur den Tribut. Sie schlafen einträchtig neben einander. Der Krämer ist der einzig Wachende auf der ganzen Strecke bis zu dem Hause des Webermeister Wilders, der in seinem Kellergewölbe neben der Grube liegt, die er selbst nur zu andern Zwecken gegraben. Das Hausgesinde ist auf und davon. Nur eine alte Magd, die für ein Stück mageres Brod mit ihren dürren Fingern die Spuhle fleißig drehen mußte, ist geblieben und wacht als Barmherzigkeits-Engel an dem Krankenlager ihrer Herrin, deren früheres Leiden in diesen Stunden der Erregung mit verdoppelter Stärke zurückkehrte und den ohnehin zerrütteten Körper durch und durch erschütterte.

Bleich und scheinbar ohne Leben liegt Frau Gertrud da. Die Augen sind geschlossen. Die Feder, welche die alte Magd auf ihre Lippen legte, bewegte sich nicht. Mit gefalteten Händen eifrig betend schaut die gute Alte ihre Herrin an und tiefe Bekümmerniß zeigt sich auf ihrem Angesicht:

„So muß sie einsam und verlassen sterben. Kein Priester, der sie tröstet und segnet. Ihr Mann ... ach, die arme Frau! ... Sie hat nicht viele Freude in diesem Hause gehabt. Arbeit und Mühe vollauf und für das Alles kaum ein freundliches Wort. Der Meister Wilders ist ein harter Mann."

Sie beugte sich zu der Sterbenden nieder, als wollte sie sich überzeugen, ob sie wirklich todt sei. Als sie sich wieder aufrichtete, war es ihr, als husche ein Schatten hinter ihrem Rücken vorüber.

„Jesus Maria!" rief sie vor Schreck auffahrend. „Hebe Dich weg, Satanas!"

„Still, alte Margareth!" sagte der Krämer mit gedämpfter Stimme. Dein Schreien hat die Sterbende erschreckt. Siehst Du nicht, wie sie zusammenzuckt?"

„Ach Du allbarmherzige Jungfrau! Ihr ſeid es? Wa kommt Ihr nur her? Ihr wollt doch nicht die Aermſte, die in dieſer Zeit genug gelitten, mit Vorwürfen quälen?"

„Ich will nur Abſchied nehmen," antwartete der Krämer mit trübem Lächeln. „Du haſt mich lange genug in meinem Hauſe geſehen, um zu wiſſen, daß ich gegen Niemand Groll hege. Geh, Alte. Bei jedem Abſchied iſt der Dritte überflüſſig. Ich danke Dir für Deinen Beiſtand, den Du der Frau geleiſtet. Laß mich allein."

Zögernd entfernte ſich die Magd. David Jonas ſaß neben der Sterbenden und faßte ihre Hand. Nachmals ſchlug ſie die Augen auf und blickte ihn ſtarr an, als hätte ſie eine Erſcheinung. Leiſe beugte er ſich zu ihr und fragte mit dem Ton der zarteſten Sorge:

„Wie fühlſt Du Dich, alte Gertrud?"

Sein Name ging kaum hörbar über ihre Lippen.

„Ich bin es!" antwartete er liebreich. „Ich wollte Dich nochmal ſehen vor Deinem Heimgange, um Dir zu ſagen, daß ich niemals einen Groll gegen Dir hegte. Wir haben einander manches Herzeleid bereitet. Laß es vergeben und vergeſſen ſein."

Gertrud war unruhig. Ihre Augen ſchweiften umher, als ſuchten ſie etwas.

„Liege ſtill!" fuhr der Krämer fart. „Du haſt von ihm nichts mehr zu fürchten. Ihm ward ſein Lohn, er iſt dahin."

Ein tiefer Seufzer rang ſich von der Bruſt der Sterbenden los.

„Ich kann nicht bei Dir bleiben," ſagte er nach einer Pauſe. „Aber wenn ich ſcheide, werde ich ſargen, daß treue Hände ſich Deiner annehmen. Mein Wunſch war mich mit Dir zu verſöhnen nnd Dich zu bitten, ahne einen Grall gegen mich aus der Welt zu gehen."

Gertrud vermochte nicht mehr zu ſprechen, aber der verlöſchende Blick ihres Auges ſagte Alles.

„Sei gedankt!" ſprach David Janas. „Und nnn dieſer Stein von meinem Herzen herunter iſt, ſind meine Geſchäfte in Glatz für immer geendet. Ich verlaſſe es noch in dieſer Stunde. Ueber kurz oder lang iſt auch mein Wanderleben vorüber; dann, alte Gertrud, finden wir uns an einem andern Orte wieder. Du willſt beten ... komm! Ich bete mit Dir."

Er faltete ihre Hände in einander und bewegte ſtill die Lippen. Dann ſah er auf die Frau, die regungslos vor ihm lag und drückte ihr die Augen zu:

„Fahre hin! Dir iſt wohl. Ich muß meine Wanderung noch fartſetzen. Wer weiß, wa ſie endet?

Stumm verließ er die Kammer.

Das Leben auf den Straßen iſt zurückgekehrt. Allerlei Volks geht darin auf und ab. Still grollend oder laut zürnend ſtreifen ſie ſich. Keiner traut dem Andern. Wird irgend wo ein lautes Wart gehört, eilen gleich Mehrere der Stelle zu, wa es erklang, als hofften ſie van dart den Beginn eines neuen Lebens und müßten ſie die Hände dabei im Spiel haben. Zwiſchen durch bewegten ſich kaiſerliche Offiziere und Beamte der Stadt, die fortwährend zur Ruhe ermahnten und Soldaten wie Arbeiter antrieben, alle Hinderniſſe aus den Straßen zu entfernen und die Wege frei zu machen.

Mitten in dieſem Gewühl tancht David Janas auf. Barſichtig ſpäht er nach allen Seiten, ob auch irgend ein bekanntes Geſicht ihm entgegen kommt, und wenn er ein ſalches zu erblicken glaubt, ſucht er ihm auszuweichen. Mehrere Male ſchon iſt es ihm geglückt und er nähert ſich bereits dem Brückenthar, durch welches hinaus er über den Raßmarkt geht, als er abermals um einen Bekannten 'zu vermeiden ſich ſeitwärts wendet und ſich nun einem Manne gegenüber ſieht, mit dem er in früheren Zeiten öfter verkehrte.

„Sieh da!" rief dieſer ihn an. „Wer hätte es gedacht? Berg nnd Thal kammen nicht zuſammen, wahl aber Menſchen, nnd wenn ſie noch ſo weit auseinander ſind. Sagt mir ..."

„Ihr irrt Euch, Mann," entgegnete der Krämer. „Ich kenne Euch nicht."

„Nicht? Das iſt nicht freundſchaftlich van Euch. In früheren guten Tagen ſprachſt Ihr anders. Verleugnet Ihr mich, weil ich nicht mehr ſa reputirlich darein ſchaue, wie ehedem? — Das iſt ſchlecht van Euch, David Jonas! Man muß ſeine Freunde hübſch wieder kennen, David Janas!

Die letzten Worte ſprach der Mann abſichtlich mit gehabener Stimme. Dee Name David Janas durfte an keinem Orte in Glatz geſprochen werden, ahne Aufmerkſamkeit zu erregen. Auch jetzt wendet ſich Jedermann den beiden Sprechenden zu.

„Was ſagtet Ihr? David Janas? Der hauſirende Krämer von der Frankenſteiner Gaſſe? — Der öſterreichiſche Spian, der uns unglücklich gemacht hat? — Wa iſt er? — Wer ſpricht van ihm?"

Sa ging es bunt durcheinander. Ein dichter Menſchenknäul hatte ſich um die beiden Männer gebildet. An ein Entrinnen war nicht zu denken.

„Was ſchreit Ihr nnd laßt einen Mann nicht zu Worte kommen?" ſchalt der Zerlumpte, welcher den Krämer aufgehalten hatte. „Iſt der Kerl, der David Jonas gefangen, ſa muß es auch Jemand geben, der ihn gefangen genammen hat, und dieſer Jemand bin ich. Da ſteht der Spion. Ich habe ihn gegriffen. Ich! Und ich will den ſehen, der ihn mir nimmt, ehe ich abgefunden bin."

„Wollen es Dir zeigen!" lachte Einer laut auf. „Will

etwas Apartes haben für das Greifen. Höchſtens kannſt Du den Strick bezahlen, womit er gehängt wird."

Das habt Ihr gut geſagt, Nachbar. Fällt dann der Gemeinde nicht zur Laſt, dieſe Execution. Aber laßt uns doch den Kerl näher anſehen, ob er es auch wirklich iſt. Schiebt ihn mal vor."

Der Krämer zuckte, als er von mehreren Fäuſten zugleich gefaßt wurde. Seine Wunde brannte. Er biß die Zähne feſt zuſammen, um jeden Schmerzenslaut zu unterdrücken, aber das Geſicht glühte im Fieber.

„Was der Kerl für Fratzen ſchneidet! Und — Teufel noch ein Mal! Was iſt das? Meine Hand iſt voll Blut! Woher kommt das?

„Woher ſoll es kommen? Der Schurke hat uns chikanirt ſo lange er Athem hat. Weil er weiß, daß wir ein Exempel an ihm ſtatuiren und ihn öffentlich verurtheilt wiſſen wollen, bringt er ſich heimlich ſelber um. Aber das ſoll ihm nicht gelingen. Dafür laßt mich ſorgen. Er ſoll die Hände ſchon ruhig halten. Einen Strick her."

Währrnd die Maſſen ſich immer dichter um den Krämer ſchloſſen, bewegte ſich von dem Gouvernementshauſe her die Kutſche des Barons von Seutzen. Der alte Herr und ſeine Nichte ſaßen darin, frei aufathmend und im innerſten Herzen Gott dankend, daß ſie der drohenden Gefahr glücklich entgangen waren. Capitän von Brinken ritt vor dem Wagen her, um ihnen das Geleit bis über das Weichbild der Feſtung hinaus zu geben.

Der Capitän ſprach ſeiner Braut guten Muth ein, und der alte Herr ſagte:

„Wie froh will ich ſein, wenn ich draußen unter Gottes freiem Himmel in meinen Bergen bin. Keine Macht der Welt ſoll mich wieder von meinem ſtillen Heerde treiben. Aber darum bitte ich Dich, mein Kind, und auch Ihnen, mein Sohn, lege ich es an's Herz, wenn Ihr jemals den Mann begegnet, der das wenige Gute, das ich ihm früher erwies, ſo reich vergalt, ſo gedenkt es ihm. Ihr wißt, wen ich meine. Was geht es uns an, wem er diente und auf welche Weiſe. Uns war er treu ergeben. Und ich hoffe, es wird nicht für Verrath ausgelegt werden, wenn ich treu bei dem Grundſatz meiner Altvordern feſthalte, Treue mit Treue zu belohnen."

Der alte Herr ſchwieg. Schon ſeit einiger Zeit hatte ſich die Kutſche nur langſam fortbewegen können. Jetzt ſtand ſie ganz und gar ſtill. Die dichten Menſchenmaſſen hemmten das Weiterfahren.

„Platz da! Platz da!" riefen die zugführenden Huſaren.

„Macht eine Gaſſe, Leute!" befahl der Capitain. „Was für ein Auflauf, Unteraffizier?

„Weiß nicht, Euer Gnaden. Ich hörte ſo etwas von einem Spion, den ſie hängen wollen."

„Volksjuſtiz in einer Stadt Ihro Majeſtät der Kaiſerin? Sprengt ſie auseinander. Was unterſteht ſich der Kerl? Macht Ihr nur Miene den Zügel meines Pferdes anzurühren, reite ich Euch nieder. Was habt Ihr vor?"

„Mit Verlaub vor Euer Gnaden. Sie wollen den David Jonas aufhängen und ſind nur noch nicht einig, an welcher Stelle. Er ſoll recht weit zu ſehen ſein, als abſchreckendes Beiſpiel."

Der Capitain feuerte ſeine Leute mit beredten Worten an. Mehrere wohl angebrachte Hiebe thaten die gewünſchte Wirkung. Die Maſſe ſprengte ſchreiend und ſchimpfend nach allen Seiten auseinander. David Jonas war frei.

Die ſorglichſte Hülfe wurde ihm zu Theil. Einer der Huſaren ſaß ab. Man hob den Verwundeten in den Sattel und nahm ihn in die Mitte. Glatz lag hinter ihm. Frei athmete er auf.

Mit einbrechender Nacht wurde in einer einſamen Herberge übernachtet. Als am andern Morgen die Reiſe fortgeſetzt werden ſollte, ſuchte man umſonſt nach dem Krämer von Glatz. Am äußerſten Hofthor war ein beſchriebener Zettel befeſtigt, der die Worte enthielt:

„Ich kann von den Feinden meines Königs keine Wohlthaten annehmen. Rettete ich den Baron von Brinken, weil er in jugendlicher Uebereilung fehlte, ſo hat er mich dafür wieder gerettet. Wir ſind quitt für immer."

Der Tag von Hubertsburg hatte dem Vaterlande den Frieden zurückgegeben. König Friedrich war der ſchleſiſchen Lande Herr und ſandte den Prinzen von Bevern, damit er in Seinem Namen von der Grafſchaft Glatz Beſitz ergreife. Es war am 18. März 1763 als der Prinz in Gegenwart des kaiſerlichen Generalfeldmarſchall, Grafen von Gaysruck dieſen königlichen Befehl vollzog und an die Regimenter von Fouqué und L. Nable Ordre gab, die Feſtung Glatz zu beſetzen.

Ein trüber Tag brach für den ehemaligen Commandanten an, als er zu derſelben Zeit aus der kaiſerlichen Gefangenſchaft zurückkehrte. Ein Kriegsgericht wurde eingeſetzt, das den Obriſtlieutenant d'O zum Tode verurtheilte. Die Execution ſollte zu Breslau in einem der ehemaligen Ravaline vor dem Schweidnitzer Thor ſtattfinden. Schon ſchickte der Verurtheilte ſich an auf den Sandhügel niederzuknieen, da kam der königliche Pardon und zugleich der Befehl, der den Verräther des Landes verwies. Die Geſchichte weiß nichts weiter von dieſem Unglücklichen, als daß er nach einem freund- und freudeloſen Daſein in dem Haspital zu Turin verſtorben iſt.

Friede!

Luſt und Freude überall, hüben und drüben, zu Berg und Thal, ſo weit das feierliche Glockengeläute die Luft

durchzittert. Ganz Glatz prangt im Feſtſchmuck. Fouqué, der ritterliche Held von Landshut, kehrt aus der kaiſerlichen Haft zurück und die Sorgfalt des königlichen Freundes bereitete ihm die Stätte. Wiederum wogt es auf den Straßen, aber diesmal ſtrahlen Frohſinn und Heiterkeit auf allen Geſichtern und viele Augen ſpähen ſehnſüchtig in die Ferne, ob der Langerſehnte denn nach immer nicht komme?

Es dunkelte ſchon ſtark. Zu der Ungeduld der Erwartung geſellte ſich die Furcht, es könnte dem noch immer Leidenden etwas begegnet ſein.

Wa weilte der ſehnlich erwartete Held?

Er war nach eine weite Strecke entfernt. Als die Abenddämmerung ſich auf den Wald herabſenkte, fuhr der Wagen an den Saum deſſelben hin. Der General hatte ſchon einige Male ſorglich ausgeſpäht und ſeinen Begleitern, denen dies wunderſam ſchien, heiter angelächelt, aber ohne ein Wort zu ſprechen.

Jetzt zeigte ſich ein verſchlungner Pfad, welcher in das Dickicht führte, ſo ſchmal, daß er nur dem geübten Auge ſogleich erkennbar war. Der General rief dem Kutſcher ein lautes „Halt!“ zu und ſchickte ſich an auszuſteigen.

Die Offiziere, welche ihm gegenüber ſaßen, verließen den Wagen und fragten, wohin ſie den General zu begleiten hätten.

„Ich danke Ihnen, meine Herren,“ ſagte Fouqué. „Ich bedarf Ihrer Begleitung nicht, ſondern erſuche Sie, mich hier zu erwarten. Fürchten Sie nichts, meine Herren. Der alte Feldherr will, bevor er in ſeine Friedensburg einzieht, eine Ehrenſchuld berichtigen, welche ſein Gewiſſen ſchwer belaſtet. Ich will haffen, daß ich es noch im Stande bin. Nachmals, meine Herren, Sie haben nichts zu beſorgen. Aber Ihre Geſellſchaft kann ich nicht annehmen, da es ſich um ein Geheimniß handelt, das nicht mir allein gehört. Mein alter Trautſchke geht mit mir. Auf den kann ich mich verlaſſen. Trautſchke, wa biſt Du?“

„Hier, Excellenz!“ ſagte dieſer und der General legte ſeinen Arm auf die Schulter des treuen Knechtes.

„Adieu, meine Herren! Auf baldiges Wiederſehen!“ ſprach der General und ging tiefer in das Dickicht hinein.

Unweit von dem Haltpunkt ſtand eine einfache Bretterhütte, wahrſcheinlich die ehemalige Behauſung eines Waldwärters, jetzt aber ſeit lange nicht mehr bewohnt. Wind und Wetter hatten allenthalben freien Durchzug. Dennoch brannte auf dem Platze, der ſanft zum Heerde gedient hatte, ein munteres Feuer und eine an der Wand hängende Lampe verbreitete genugſame Helle. Von irgend einem Hausgeräth war in der Hütte nicht das geringſte vorhanden.

Sinnend ſtand der Krämer von Glatz am Feuer. Die Strapatzen und Mühſale der Zeit hatten ihr Recht geübt. Die ſtolze Haltung war gebeugt und das Haar auf dem kahl gewordenen Schädel ergraut. Aber noch immer blitzten Muth und Entſchloſſenheit aus den klaren Augen und der Ernſt der ſich auf dieſem Geſichte malte, gab Zeugniß, daß das Herz in ſeiner Bruſt der alten guten Sache unerſchütterlich treu ergeben blieb.

„Was er nur von mir wollen mag?“ ſprach er vor ſich hin. „Unſere Rechnung iſt geſchloſſen. Ich habe nichts mehr mit ihm zu thun. Friedrich hat Schleſien erobert und er und ich haben ihm geholfen. So that jeder ſeine Schuldigkeit. Was iſt's da weiter?“

Er ging einige Male auf und ab: „Es iſt lange her, ſeit er mich zum letzten Male rief. Und doch hatte er die Zeichen nicht vergeſſen. Er wußte, wahin er das weiße Blatt mit den drei ſchwarzen Kreuzen ſchicken mußte, damit ich es fände und ihn aufſuchte. Nun, ich bin auch diesmal dem Rufe gefolgt, obgleich er meiner jetzt nicht mehr bedarf.“

Der Krämer war unruhig. Plötzlich horchte er auf. Der General trat nach einer Pauſe ein. Trautſchke blieb draußen auf Poſten.

„Iſt Er da, David Janas?“

„Zu Befehl, Excellenz. Was habt Ihr mir zu ſagen?“

„Dank ſei dem Himmel, daß ich Ihn wieder finde. So lange ich gefangen war, konnte ich Seiner nicht gedenken. Aber jetzt will ich es gut machen.“

„Hat der General einen Auftrag für mich?“

„Nein, David Janas. Die Zeit der Arbeit iſt vorüber. Der Tag der Ernte bricht an.“

„Ich wüßte kein Feld, worauf meine Saat reifte.“

„Die Aehren neigen ihr ſchweres Haupt; ich reiche Ihm die Sichel.“

„Ich glaube Euer Excellenz zu verſtehen und bitte Euch, redet nicht weiter davon. Euere Sichel kann ich nicht brauchen. Was ich that, mag für Etwas gelten, da ich es aus freiem Antriebe that. Wolltet Ihr mich jetzt dafür bezahlen, wäre es ein jämmerliches Handwerk das ich getrieben und der ſchlechteſte Bauernkerl hätte das Recht mit Achſelzucken an mir vorüber zu ſtolziren. Wenn das Euer letztes Anliegen iſt, ſo ſehe ich es als beendet an. Mein Weg iſt weit.“

„Er ſoll nicht gehen!“ ſagte der General, raſch auflodernd. „So nicht. Ich will es geſtehen, ich hatte die Abſicht, Ihm eine Summe Geldes zu bieten, nicht um Ihn zu bezahlen aber Ihn abzulohnen, ſondern um Ihm eine Stütze zu reichen für Sein Alter. Er weiſt meine helfende Hand zurück und ich biete ſie Ihm nicht wieder.“

„Dafür danke ich Euer Excellenz.“

„Aber Eines, Er Trotzkopf, wird Er doch nicht zurückweiſen wollen,“ fuhr der General fort, und ſein kla-

res Auge ruhte mit unverſtelltem Wohlwollen auf den treuen Helfer in den Tagen der Noth. Ich weiß, was Sein Gemüth bewegt, weiß, wer Ihn bei jeder Fährlichkeit vorſchwebte und Ihn das Schwerſte vollbringen ließ."

„König Friedrich!" rief der Krämer begeiſtert.

„Noch iſt Alles zwiſchen uns Beiden ein Geheimniß. Der König hörte nie Seinen Namen; weiß nichts von Seiner Ergebenheit und Treue. Er wird mich auf meiner Reiſe begleiten. Ich werde Ihn zu dem Könige führen und ſagen: Euer Majeſtät, das iſt ein Mann, den wir Alle zum großen Danke verflichtet ſind, dafür und dafür und wieder dafür. Der König wird mich hören, und was dann Seine Majeſtät zu thun für gut findet, wird Er ſich mit dem gebührenden Reſpekt gefallen laſſen; ſonſt ſei ihm Gott gnädig."

„Der König!" rief der Krämer mit überwallendem Herzen. Ich ſoll ihn ſehen? Ihn ſelbſt? Drüben in Potsdam? Auf den goldenen Terraſſen von Sansſouci? Ihr wollt ihm von mir erzählen?"

„Das will ich."

„Der König ſoll von dem armen Krämer von Glatz hören? Sein helles Auge ſoll mir in das Herz ſchauen und meine Treue erkennen?"

„Das wird er. Und nun, Marſch, alter Kriegskamerad. Es iſt nicht gut ſein, hier im feuchten Walde."

Der Krämer gab ſich einen Augenblick der lauteſten Fröhlichkeit hin. Aber auch nur einen Augenblick. Eine trübe Wolke trat auf ſein Antlitz und er wandte ſich kopfſchüttelnd ab. Der General ſah es mit dem größten Erſtaunen, indem er, faſt zornig, ausrief:

„Er verſchmäht es, vor Seinem Könige anzutreten?

„Ja, Euer Excellenz. Ich thue es, weil ich es muß. Wenn ich öffentlich mit Euch erſcheine, wird unſer Verhältniß offenbar, und was jetzt nur wir Beide wiſſen, erfährt bald die ganze Welt. Es ſchlummern viele Geheimniſſe in dieſer Bruſt. Geheimniſſe, die Euch angehen, oder Männer treffen, die vor der Welt in Anſehen ſtehen. Es kommen Tage, wo der Menſch ſich nicht gern an dieſe oder jene vergangene That erinnern läßt, wäre ſie auch in der edelſten Abſicht von der Welt geſchehen. Eine ſolche Stunde könnte auch ein Mal über Euch kommen, und dann käme die Reue. Vor dieſer will ich Euch bewahren und darum folge ich Euch nicht nach Potsdam; darum verlaſſe ich Euch in dieſer Minute und werde Euch nicht wiederſehen."

„David Jonas!" rief der General. Der Ton der Stimme gab Zeugniß von der tiefen Erſchütterung des Feldherrn.

„Mein Wille iſt eiſern. Euer Excellenz wiſſen das von früher und werden ihn nicht beugen. Bangt Euch nicht um mich. Dieſe Arme ſind ſtark genug, mich zu erhalten, ſo lange mir noch zu leben beſtimmt iſt. Zu Vieles habe ich geſehen, zu Schmerzliches erfahren, um mich von allem müſſigen Volk als ein Wunderthier begaffen zu laſſen. Mir genügt das Bewußtſein meiner That. Ich bin mit dem Glücke zufrieden, dem Könige und dem Vaterlande gedient zu haben. Reichen Euer Excellenz mir noch einmal die Hand. Ich ſcheide mit dieſem Händedruck. Sendet nicht wieder nach mir. Euere Zeichen werden mich nicht finden, denn ich werde die Orte, wo ſie gefunden worden, nie wieder betreten. Laßt mich unbehindert meine Straße wandern. In meinem innerſten Herzen fühle ich es, daß dieſe Wanderung nicht allzu lange dauern wird. Geht, General. Laßt mich hier allein."

Fouqué verließ tief erſchüttert die Hütte und ging, geführt von ſeinem Trautſchke, zu den ängſtlich harrenden Freunden zurück.

Der Krämer von Glatz blieb gedankenvoll am Feuer ſtehen, bis die Gluth erblich und die Lampe verlöſchte. Dann ſchritt er hinaus und verſchwand in dem Dunkel des Waldes.

Wohin er ging? Wo er ſein müdes Haupt zur Ruhe nieder legte? Keiner erfuhr es. Wie eine halbverſchollene Sage tönte ſein Name bis an die Gränze des Jahrhunderts. Dann verſtummte auch dieſer Laut. Nur in ſtillen Nächten flüſterte manchmal das dunkle Laub von dem Geheimniß jener Tage.

Es war das Geheimniß von der heiligen Treue, das mir entgegen klang in dem einſamen Thal, wo ich träumend unter hohen Buchen ſaß und das ich Euch enthüllte in der Sage von dem Krämer von Glatz.

Der Führer zur Teufelsmauer.

Novellette aus dem Leben.

Von

H. E. R. Belani.

Dort unten im Schlieber Grunde, unweit der Teufelsmauer bei Blankenburg am Harz, ſieht man noch tief im Dornengebüſch von wildem Hopfen überrankt, die Ueberreſte eines alten längſt verfallenen Förſterhauſes. — Ein alter Mann mit weißem Haar, übrigens geſund und kräftig, ſaß dort und ſchien ſo in ſchmerzvolle Erinnerungen verſunken zu ſein, daß er unſere Annäherung nicht bemerkte. Doch, geweckt durch das Rollen eines Geſteins und das Knacken der Zweige unter unſern Füßen, blickte er auf. Da überraſchte uns ein tief eingefurchter Zug von Gram auf den edel gebildeten Zügen dieſes ſchönen Greiſenkopfes — und Thränen blitzten in ſeinen Augen.

„Was fehlt Dir Alter?" — redete ich ihn freundlich an.

Der Greis ſchien dieſe Frage überhören zu wollen, denn er erhob ſich und fragte in beſcheidenem Ton: beliebt den Herren vielleicht ein Führer auf die Teufelsmauer? — Habe ſo eben Herrſchaften dahin geführt, die aber weiter gegangen ſind — mich aber zog's hierher wo es ſo ſtill und ſchweigend iſt wie im Grabe. —

„Du mußt viel Weh erlebt haben, Alter, ſolche elegiſche Gedanken zu hegen.

„Ich weiß nicht was die Herren damit meinen — aber ich denke — alte Geſchichten kann ich erzählen zum Todtlachen. Zum Beiſpiel von der Teufelsmauer drüben. Ach — da hat jeder Stein ſeine eigne alte Geſchichte; aber der Teufel kommt in allen vor; — der ſpukt aber auch in neuen Geſchichten die ich ſelbſt erlebt habe — denn Teufeleien giebt es überall in der Welt, wo es große Herren giebt, die unſchuldige hübſche Mädchen verführen und berücken. — —

„Dieſe moderne Teufelei hängt wohl hier mit dem alten Baugeröll zuſammen?"

„Ja Herr — dieſer Grund hier — da drüben am Abhange, wo die alten prächtigen Buchen ſtehen — hat Blut geſehen, das ich ſelbſt einſt vergoſſen habe — und heute wie alle Tage ſieht er meine Thränen — aber wie geſagt — der Teufel hatte auch ſein Spiel dabei." —

Es machte einige Mühe den Alten zum Reden zu bringen, als er aber erſt Vertrauen zu uns gefaßt hatte, und ſah, daß es nicht frivole Neugier war, ſondern aufrichtige Theilnahme, ſo erzählte er folgende Geſchichte. —

Sehen Sie hier meine Herren — dort ſtand vor vielen Jahren ein kleines aber reinliches Unterförſter-Häuschen — das der alte Saß bewohnte, der weit und breit im Lande als der beſte Schütz bekannt war. — Aber er beſaß außerdem noch einen köſtlichen Schatz, der ihn berühmt machte bei allen Jägern und Landburſchen im Gebirge, das war die ſchöne Elsbeth — ſeine einzige Tochter. —

Ich ſage nichts von ihrer ſchlanken und doch vollen Geſtalt, von ihren Lippen, ſo fein wie Roſenknospen, und ihren Wangen, wie Apfelblüthe ſo weiß und roth — denn viel höher gebildete und gar vornehme Leute, die ſich viel beſſer auf weibliche Schönheit verſtehen als ich, haben ſie liebreizend gefunden — aber davon kann ich ein Wort mitreden, daß Elsbeth eben ſo ſchöne als liebe ſeelengute blaue Augen hatte, ſo daß man Stein und Bein auf ihre Treue hätte ſchwören mögen. — Na — was kanns helfen, Ihr Herren — 's iſt doch nur Alles eitel Dunſt und Wahn mit dem Blümchen Weibertreu. — Soll ich Sie nun nach der Teufelsmauer führen?" —

„Noch nicht Alter — Du haſt ja kaum angefangen — erzähle weiter." —

„Nun ſehen Sie meine Herren, das war ſo weit Alles recht gut und hätte auch zum fröhlichen Ende geführt, denn ich war 20 Jahr alt und, wie die Weiber mir weiß machen wollten, der hübſcheſte Jägerburſch auf dem ganzen Unterharz — und das war ganz richtig — der fleißigſte und unermüdlichſte Tänzer, den ſich ein ſchmuckes Mädel, wie meine Elsbeth war, nur immer wünſchen kann — und bald war ich mit ihr einig. — Das ſechszehnjährige ſeine Mädel hatte mir das Jawort gegeben, der Vater hatte zugeſtimmt, daß ich ſie haben ſolle und kein Anderer, aber erſt müſſe ich ihm adjungirt werden, als Unterförſter. Dazu hatte ich auch damals ganz gute Ausſichten. —

„Aber Alter, wo bleiben denn da die Teufeleien, das ſieht ja ganz aus, als hätten die Engel im Himmel die Geſchichte ſelber gemacht." —

„Nur Geduld — Satan hat bei ſolchen Liebesgeſchichten allemal ſeinen Schweif und Pferdefuß hinten und unten. — Zuerſt regierte der Teufel den alten Unterförſter, daß er als guter Schütz alle Freiſchießen auf dem ganzen Unterharz beſuchte, und weil er ohne ſeine Tochter nicht leben konnte und ihr gern ein Vergnügen machte, ſie überall mit hin nahm, wo es oft ganze Nächte zu tanzen und zu ſchwärmen gab. —

„Ei zum Henker, alter Burſch — da konntet Ihr Euch ja recht luſtig machen mit Eurer Liebſten?"

„Ja Herr — wenn ich nur immer hätte abkommen können aus dem Dienſt meines gnädigen Herrn — aber da plagte wieder der Teufel mein Mädel, daß es auch tanzte, wenn ich nicht dabei war — und grollte ich darüber, ſo maulte ſie wohl länger mit mir, als ich es aushalten konnte und meinte am Ende: Höre Wilhelm, wenn Du ſo neidiſch und ſo kindiſch biſt, daß Du mir auch gar kein Vergnügen ohne Dich gönnen willſt — ſo ſcheer' ich mir den Henker um Dich — brauch' bloß eine Hand auszuſtrecken, ſo hängen mir zehn ſchmucke Freier an jedem Finger. — Wurde ich wüthend ſo lachte ſie — und ſagte zuletzt: weiß doch daß Du nicht lange Schmollen kannſt — komm her, Wilhelm — küſſe mich und Alles ſoll vergeſſen und vergeben ſein — und ſo wärs denn wieder alles gut; aber der Teufel fing bei jedem Tanzgelage, wobei ich nicht ſein konnte, ſein Spiel wieder von Neuem an. — Sehen Sie meine Herren — das war der Satan der Eitelkeit und der Gefallſucht — der ſich meiner armen Elsbeth bemächtigt hatte — denn das waren alles böſe Eingebungen, daß ſie bald Dieſem bald Jenem zulachte, der ihr Schönes ſagte, und daß ſie für ihr Leben gern ſich putzte um noch ſchöner zu werden als die Schönſte im Gebirge, wofür ſie ohnehin ſchon galt.

Indeß Alles wäre noch gut gegangen — denn war sie erst meine Frau, so hätte ich mein Hausrecht im Nothfall gebraucht — was vielleicht nicht einmal nöthig gewesen wäre — denn das wildeste Mädchen in unserm Stande, wird oft die ehrbarste Frau — indeß da hatte der Teufel wieder eine neue List ersonnen um meine Seele zu verderben — er schickte die verdammten Franzosen nach Blankenburg. —

Wie? — nach der Schlacht — oder in der Zeit des Königreichs Westphalen? —

Nein — das waren doch noch Menschen — die aber, die ich meine — das waren die verdorbenen zucht- und sittenlosen französischen Auswanderer die den Grafen von Lille begleiteten. — So nannte sich nämlich damals der geflüchtete französische Prinz, der später als Ludwig XVIII. den Thron von Frankreich bestieg. —

Es war vom 24. August 1796 bis zum Februar 1798, als diese Schaar über das stille unschuldige Blankenburg hereinbrach.

Alles was man jemals erzählt hat über die Sittenlasigkeit des damaligen französischen Adels, fand an diesen bleichen, mageen, gelbhäutigen Franzosen Bestätigung. — Sie besaßen nichts als ihre Frivolität, ihre aristokratischen Manieren, ungeheure Ansprüche und die nicht geringen Pensionen die ihnen der edle Herzog von Braunschweig, Carl Wilhelm Ferdinand, mit ebensoviel Feinheit als Galanterie zufließen ließ. — Aber welchen Gebrauch machten sie von diesen Gaben der edelsten Gastfreiheit? — Brachte man ihnen ein Huhn oder einen Hasen zum Kauf und forderte wenige Groschen dafür, so zahlten sie Thaler, und an Mädchen und Weiber verschenkten sie Goldstücke und die kostbarsten Kleiderstoffe, Tücher und Geschmeide und wußten sich dafür mit französischer Gewandheit Gunstbezeugungen zu erschmeicheln, die ein ehrbarer deutscher Bursch niemals als möglich zu denken gewagt hatte.

So verging kaum ein Jahr, als auch schon die ganze damalige junge weibliche Generation verdorben war. Da gab es — mit Ausnahme der Häßlichsten ihres Geschlechts — kaum eine treue Braut oder junge Gattin von einiger Schönheit, die nicht irgend ein galantes Geschenk von einem dieser Manseigneurs aufzuweisen hatte, und bei den jungen Mädchen, die noch keinen Liebsten hatten, war es förmtich Mode geworden, sich irgend einer Gunstbezeugung von einem solchen französischen Herzog oder Grafen ohne Scheu und Schaam zu rühmen.

Ich zitterte für meine Elsbeth; aber mit der liebenswürdigsten Unschuld im Blick, hatte sie eine Zaubergewalt über mich gewonnen. — Wenn sie schwor daß sie mir treu sei und treu bleiben würde bis zum Grabe, so hätte ich meine Augen abgeschworen, wenn diese mich vom Gegentheil hätten überzeugen wollen, — allein dieses Vertrauen dauerte nicht länger als ihre schönen blauen Augen mit schwärmerischer Innigkeit auf den meinigen ruhten. — War ich fort, so marterten mich tausend Bedenken. — Da mußte Elsbeth selbst die Rebhühner und die Hasen, die ihr Vater geschaffen hatte, in die kleinen Wohnungen dieser Manseigneurs tragen, weil sie besser bezahlten, und Elsbeth kam jedesmal mit einer Hand voll Thaler und glühenden Wangen von da zurück, indem sie die Artigkeit und Höflichkeit dieser gnädigen Herren nicht genug rühmen konnte.

Besonders gefährlich schien mir das kleine grüne Häuschen am Schloßberge zu sein. — Dort logirte ein Marquis von .... der für den jüngsten, hübschesten und liebenswürdigsten, aber auch ausschweifendsten der Flüchtlinge galt, auch zugleich ein großer Jagdliebhaber war. —

Bald sah ich ihn öfter im Försterhause bei meinem künftigen Schwiegervater. Elsbeth wurde immer befangen, wenn ich darauf zukam — denn sie hatte die seltsame Grille, was die ganze Welt wußte, daß sie meine Braut war, sollte dieser verdammte Franzose nicht wissen, und endlich, als ich mir einmal den Muth genommen hatte sie in seinem Beisein zu umarmen und zu küssen, wurde sie im Ernst bitter und böse, verwies mir ein für allemal diese Ungezogenheit einer bäuerischen Vertraulichkeit in Gegenwart so hoher Herrschaften und sprach dann zu dem Marquis, der die Barwürfe, die sie mir machte, nicht verstand — einige französische Worte, die mich betrafen, die ich aber eben so wenig verstand. Der Marquis aber antwortete in derselben verdammten Sprache mit einem so sichtbaren Groll, daß ich leicht errieth, Elsbeth habe mich verleugnet und er mich zu allen Teufeln gewünscht.

Indeß ging mir doch die Sache im Kopfe herum — dieses französische Parliren meiner Braut wollte mir gar nicht gefallen — es verrieth schon bedeutend viel Umgang mit jenen verhaßten Sprachmeistern. — Als ich Elsbeth bald darauf wieder allein sah, wußte sie mich zwar zu beruhigen; allein zum Unglück bemerkte ich ein brillantenes Kreuz an einem goldenen Kettchen, das sie halb versteckt am Halse trug. — Auf meine ängstlichen Fragen, woher sie das habe, suchte sie sich zwar damit auszureden, daß es ein Geschenk von ihrem Vater sei — allein es wurde mir schwer an solche Freigebigkeit des alten Försters zu glauben, der davon bis jetzt noch nicht den geringsten Beweis gegeben hatte. —

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

Alle Fehd' hat nun ein Ende! kann man wohl in der bis zum Ueberdruß und in's Poſſenhafte getriebenen Frage des „Fechter von Ravenna" ausrufen. — Hier heißt es einmal wieder recht: „Blinder Eifer ſchadet nur," denn der Schullehrer Franz Bacherl zu Oberpfaffenhofen am Staremberger See unweit München, iſt von dem Herrn von Schorn zu einer Art dramatiſchen „Struwwelpeter" geworden, zu einem „Tolpatſch" auf Melpomenes Gebiet, zu einem poetiſchen „Hemdenmatz," der den Direktor des Wiener Hofburgtheaters in den Harniſch bringen ſollte. Wie geſagt: viel Rauch aus dem literariſchen Schornſtein der Augsburger Allgemeinen Zeitung, weshalb Viele in den Gaſſen anderer Journale ſchon „Feuer!" ſchrieen, zumal der Münchener Entdecker immer wieder friſch den Beſen eintauchte und einen neuen Zubringer ſeiner Beweiſe zu bringen verſuchte. Zu bedauern iſt es nur, daß ein Mann wie Heinrich Laube in dieſer Geſchichte die gemeinſten Angriffe von ſogenannten Schutzmännern und literariſchen Nachtwächtern über ſich mußte ergehen laſſen, ehe Halm aus ſeiner Dunkelheit hervortrat. — Ja! ja!

Es ſprach in ſeinem Zorn
Der Literatus Schorn:
Es ſoll durch mich auf Erden
Franz Bacherl Dichter werden.

Das Blatt hat ſich gewandt,
Als man den Halm erkannt,
Der den Verdacht am Raube
Geſchüttelt von dem Laube.

Was kommt dort von der Höh'
Am Staremberger See?
Mit welkem Lorbeerkränzchen?
Schulmeiſter Bacherl-Fränzchen.

Er geht zum Herrn von Schorn,
Er ſpricht: Nimm dieſen Dorn!
Und ſende ihn in Deine
Augsburger Allgemeine.

Hin iſt Thumelikus,
Und Mutter nelde-Thus;
Obgleich mich portraitirte
Die Leipziger Illuſtrirte.

Hin iſt die Gloria!
Doch ſtets mit „Aeſtima,"
Der Dichter hinterm Ofen
Zu Oberpfaffenhofen.

Die Opfer der Hexenprozeſſe zu ermitteln würde kein leichter Verſuch ſein, indem ſich da ein furchtbares Reſultat ergeben würde. So wurden z. B. allein in Lothringen binnen 15 Jahren 900 vermeintliche Hexen verbrannt. Im Jahre 1789 wurde in Würzburg noch eine Hexe durch Feuer hingerichtet, nachdem zahlreiche Bekämpfer des Hexenglaubens aufgetreten waren.

Luxus im Grabe. Ein altes Sterbelied ſagt: „Eine Hand voll Erde iſt für mich genug." Auf dem Lande in den walloniſchen Provinzen ſcheint man damit nicht zufrieden zu ſein, denn es iſt dort Sitte, die Leichen mit ihren beſten Kleidern, ſelbſt mit ihren Schmuckſachen ausgeſtattet, zu beerdigen. Jüngſt ſtarb im Dorfe M. ein vermögendes Mädchen. Daſſelbe wurde auf's Stattlichſte herausgeputzt, in bebänderter Mütze und Shawl in den Sarg gelegt. Dieſer war geſchloſſen, als man bemerkte, daß man einen weſentlichen Theil der Ausſtattung der Leiche vergeſſen hatte. Der Sarg wurde nach einiger Berathung wieder geöffnet und das Vergeſſene, das auf einem Stuhle liegen geblieben war, der Leiche beigegeben, nämlich — ihr Regenſchirm. Der Berichterſtatter meint, es ſei dies wahrſcheinlich nicht das erſte Mal, daß man in M. Jemanden mit einem Regenſchirm begraben habe.

Wie viel es an der Zeit iſt und — was es geſchlagen, müßten eigentlich die Schweizer am beſten wiſſen, wenn man einen Blick auf ihre Uhren-Manufaktur wirft. Abgerechnet die Genfer Fabriken, ſind allein im vergangenen Jahre im Canton Neuenburg 1 Mill. 500,000 Uhren gebaut worden. Es hat dieſe Induſtrie in den letzten Jahren ihre Kräfte verdoppelt, erſtens durch die überraſchenden Leiſtungen ihrer ſinnreichen Werkzeuge, ſodann durch ihre große Arbeitstheilung, alſo ihre großen Erſparniſſe an Tagelohn. Tauſende von Männern und Frauen ſind mit dem Uhrenbau beſchäftigt, alle Thäler, bis zum Genfer See hinab, mit Handwerkern erfüllt, während ſich in ganz London vielleicht nur 4800 Uhrmacher befinden.

Die Ruinen eines Dianentempels hat man zu Marſeille gefunden, als man beim Ausgraben der Gründungen der Kathedrale beſchäftigt war.

Douglas Jerrald, gegenwärtig einer der beliebteſten engliſchen Humoriſten, iſt ein gelernter Buchdrucker, und Weber's „Freiſchütz" war es, der ihn zum Schriftſteller machte. Die romantiſche Muſik des deutſchen Meiſters tönte, als er ſie zum erſten Mal gehört, ſo gewaltig in ſeiner Seele nach, daß er in der Nacht, anſtatt zu ſchlafen, zur Feder griff und ſeine Eindrücke zu Papiere brachte. Dieſes Papier warf er am andern Morgen in den Briefkaſten der Londoner Zeitung, an der er als Setzer mitarbeitete. Im Laufe des Tages kommt aus der Redaction ein beſchriebenes Blatt mit der Weiſung in die Druckerei, es ſchleunigſt zu ſetzen, es müſſe noch in die

nächste Nummer. Jerrold erhält ein Stück davon zum Setzen und erkennt darin seinen eigenen Aufsatz über Webers „Freischütz" und liest in der nächsten Nummer eine Aufforderung an den anonymen Verfasser desselben, seine Beiträge fortzusetzen. Nun schriftstellert er des Nachts weiter und seine Artikel erregen Aufsehen. Bald wünscht der Redacteur die persönliche Bekanntschaft des Anonymus zu machen; der Schriftsetzer stellt sich ihm vor und wird sofort als Schriftsteller bei der Zeitung angestellt. Jetzt gießt er vornehmlich die „Freikugeln" in der „Wolfsschlucht" des Londoner Punch.

Eine Erinnerung aus der Theaterwelt. Es ist in der That nicht uninteressant, zu erfahren, welche wichtige Rolle die Breslauer Bühne in der Geschichte des Kleist'schen Drama's: „Das Käthchen von Heilbronn" spielt. — Dasselbe war in seiner ursprünglichen Gestalt in der nämlichen, wie es noch heute in der Zinck'schen Ausgabe von Heinrichs Kleist's sämmtlichen Werken zu lesen ist, zum ersten Male in Hamburg, im Jahre 1807 oder 1808 zur Darstellung gekommen. Das Stück hatte jedoch gleiches Schicksal mit seiner Heldin, als diese beim Brande des Schlosses Thurneck aus Gefälligkeit für die falsche Kunigunde die Stiege hinaneilt — es fiel durch. — Ueberdies schimpften die Kritiker damaliger Zeit ganz gewaltig über die jämmerliche Poesie und die miserablen Charaktere des Schauspiels. Man pfiff noch Monate lang in den Blättern, als das wüthende Hamburger Parterre längst verstummt war. Solch ein Loos können Meisterwerke haben! Zu vollen Ehren kam das holde Käthchen von Heilbronn erst etwa zehn Jahre später in Breslau. — Aber nach welchen Unglücksmomenten und Widerwärtigkeiten. Mehrmals waren hier ebenfalls die beabsichtigten und sogar bereits angesetzten Aufführungen durch allerlei seltsame Zufälle gestört und aufgeschoben worden. Einmal stürzte der Ritter von Strahl, welchen der jetzige Wiener Hofschauspieler Anschütz in voller Rüstung geben wollte, auf der Treppe, die von der Garderobe zur Bühne führte, und beschädigte sich dermaßen, daß die Vorstellung an diesem Abende nicht Statt finden konnte. — Einige Wochen später ist sie wiederum angesetzt. Der erste Akt wird ohne weitere Störung gegeben — und mit Entzücken aufgenommen. Plötzlich beicht d'rauß'n ein Gewitter los. Ein Wolkenbruch entladet sich zu gleicher Zeit über Breslau und sein Theater, das damalige alte, an der Ohlauer-Straßen-Ecke in der „Kalten Asche" gelegene Haus. Der massenhaft herabstürzende Regen strömte durch, und bald steht das ganze Parterre unter Wasser. Man springt auf die Bänke, der Vorhang wird aufgezogen. Die Damen, durch hilfreiche Hand von Bank zu Bank geleitet, werden endlich auf die Bühne selbst gehoben. Hier ist keine Ueberschwemmungsgefahr ferner zu befürchten. Unter Rittern und Knappen, Fräulein und Zofen, unter den Mauern von Thurneck, hinter dem süßduftenden Hollunderbusche, der noch seitwärts hinter der Coulisse steht, und unter dem Schutze des Theaterdachs, der bereits in den Soffiten hängt, plaudern und spaziren Breslau's theaterfreundliche Söhne und Töchter. Die Theaterdirektion siegt endlich in dem seltsamen Kampfe mit dem Fatum. Eine lange Reihe von Vorstellungen des „Käthchens von Heilbronn, konnte statt finden, und sie brachten sämmtlich volle Häuser und dem viel verkannten Dichter Ehre und Ruhm. Der arme Kleist blieb freilich erschossen und hörte in seiner kalten dunkeln Grabeslage nicht das Mindeste von dem Beifallsrufe der Breslauer. Das Pfeifen des Hamburger Parterre, das Schimpfen der Hamburger Kritik hatte er hingegen mit hinübergenommen in die Ewigkeit.

Gedanken einer französischen Frau über Frauen, bringt ein Pariser Journal wie folgt: „Die Frauen vergießen so viel und so oft Thränen, sie seien Opfer, behaupten sie, aber Opfer wessen? ihrer Trägheit, die sie der Langeweile überliefert, ihrer Schwäche, die sie zum Spielball ihrer eigenen und anderer Laune macht, ihrer Frivolität, die sie alle Demüthigungen für einen Putz ertragen läßt, ihres Kleinigkeitsgeistes besonders, der ihre Thätigkeit auf galante Intriguen oder häuslichen Zwist beschränkt. Weinet weniger, meine theuren Zeitgenossinnen! die Tugend nährt sich nicht von Thränen. Werfet ab die Geberde, die Stellung um den Ton der Flehenden. Richtet Euch empor und schreitet vorwärts mit festem Schritt der Wahrheit entgegen. Wagt, ihr einmal in's Angesicht zu sehen, und Ihr werdet Euch Euerer Seufzer und Klagen schämen. Ihr werdet dann einsehen, daß die Natur von Euerer unfruchtbaren Opferung Nichts wissen will, sondern daß sie alle ihre Kinder zu einer freien Lebensentwickelung geleitet. Des Schmerzes bedient sie sich nur als einer Geißel, die uns zum Fortschritt antreibt. Euere schlaffe Melancholie, Euere eitlen Seufzer und kleinlichen Schmerzen streben ihren thatkräftigen Absichten gerade entgegen. Noch einmal, trocknet Euere Thränen, nehmt Theil an der etwas bitteren und verwickelten Arbeit unseres Jahrhunderts, die in der Umbildung begriffenen Gesellschaft bedarf Euerer Hülfe. Handelt, arbeitet, seid thätig und bald wird die Zeit Euch fehlen, um Euere eingebildeten Uebel zu beklagen und gegen die vorgebliche Ungerechtigkeit des Schicksals zu zürnen, die nichts Anderes ist, als die gerechte Strafe Euerer freiwilligen Unwissenheit und Schlaffheit.

Erinnerung aus der Musikwelt. Zwei Schüler von Michael Haydn, Schin und Oller, erzählen in einem Lebensabrisse ihres gelehrten Meisters folgende Anekdote: „Als Mozart sich einige Zeit zum Besuch in Salzburg aufhielt, hatte einer seiner ehemaligen Genossen, Michael Haydn, ein Bruder Joseph Haydns, vom Erzbischof den Auftrag erhalten, Duetts für Violine und Bratsche zu componiren. Haydn erkrankte aber so schwer, daß er außer Stand war, zu arbeiten. Als die bestimmte Frist verstrichen, verlangt man die Composition. Der Kranke entschuldigt sich mit seinem Zustande, allein der Erzbischof,

der keine Entſchuldigungen liebte, befahl ſogleich den Gehalt Haydns zurückzuhalten, weil dies das ſicherſte Mittel ſei, die Wiederherſtellung eines Menſchen zu beſchleunigen, der nichts als ſeine Gage zur Befriedigung des Apothekers hatte. Mozart, der den Kranken täglich beſuchte, fand dieſen in Verzweiflung und erhielt auf Befragen den Beſchluß des Erzbiſchofs mitgetheilt. Er liebte es nicht, zu Tröſtungen ſeine Zuflucht zu nehmen, wenn er helfen konnte. Ohne ſeinem kranken Freunde ein Wort zu ſagen, ſetzt er ſich zu Hauſe hin und bringt ihm zwei Tage nachher die Duette vollens in's Reine geſchrieben, auf deren Vorderblatt nichts mehr als der Name Michael Haydn geſetzt werden durfte, um ſie dem Erzbiſchof überreichen zu können. Das Geheimniß wurde von beiden Theilen bewahrt und der Erzbiſchof wünſchte ſich Glück, über die Art, wie er es verſtanden, den Genius des Componiſten zu erwecken und dem Kranken die Geſundheit wieder zu geben. Die Schüler Haydns fügen bei Mittheilung dieſer Anekdote hinzu: Nach oft ergötzten wir uns in der ſpäteren Zeit mit dieſem trefflich gerathenen Liedeswerke, das auch unſer Meiſter wie ein Heiligthum im Original aufbewahrte, und darin immer Mozarts unſterbliches Andenken ehrte. — Dieſe Duette erſchienen einige Jahre ſpäter in Offenbach unter dem Namen ihres wirklichen Verfaſſers, der aber deshalb doch dieſer Veröffentlichung ganz fremd blieb.

*** Aus Felix Mendelsſohns Stammbuch.

Wenn über die ernſte Partitur
Quer Steckenpferdlein reiten,
Nur zu, auf weiter Töne Flur
Wirſt manche Luſt bereiten.
Wie Du's gethan mit Lieb' und Glück,
Wir wünſchen Dich alleſammt zurück.

Weimar, 20 Januar 1822. Goethe.

Der Haf-Gallawagen der Königin von England, der bei feierlichen Auffahrten, namentlich bei Eröffnung und Schließung des Parlaments benutzt wird, wurde für Georg II. nach dem Entwurfe des William Chambres gebaut und im Jahre 1762 vollendet. Die Malereien wurden von Cipriani, die Bildhauer-Arbeiten von Wilton, die eingelegten Arbeiten von Coit, der Wagenbau von Butler, die Stickereien von Barett, die Vergolder-Arbeiten von Rujolas, die Lackir-Arbeiten von Anſel, und die Sattler-Arbeiten von Ringſtead ausgeführt. Die Gemälde zeigen auf der Vorderſeite des Wagens Britannien auf dem Throne ſitzend, den Freiheitsſtab in der Hand, umgeben von der Religion, Gerechtigkeit, Weisheit, Tapferkeit, Kraft, dem Handel, Ueberfluſſe und Siege; im Hintergrunde die Anſicht der Pauls-Kathedrale und des Themſeufers. — Auf dem rechten Kutſchenſchlage die Induſtrie und Freiheit, welche dem Genius von England ein Füllhorn überreichen. Die Seitenfelder zeigen die Geſchichte, die Thaten des Ruhmes und die Begebenheit des Friedens aufzeichnend, welcher die Geräthe des Krieges verbrennt. Die Rückſeite: Neptun und Amphitrite in einem von Seepferden gezogenen Triumphwagen, begleitet von Tritonen und Najaden, den Tribut an die brittiſche Küſte bringend. Oberhalb iſt das brittiſche Wappen, reich verziert mit dem St. Geargsorden, und von den Emblemen des vereinigten Königreiches, der Roſe, dem dreiblätterigen Klee und der Diſtel umwunden, angebracht. — Am linken Kutſchenſchlage zeigen ſich: Mars, Minerva und Merkur, die königliche Krone Großbrittaniens haltend. Auf den Seitenfeldern erblickt man allegoriſche Darſtellungen der freien Künſte und Wiſſenſchaften. Ueber den Gemälden der Vorderſeite und der vier Kutſchenthürſeiten ſind Spiegelglasfenſter eingerahmt. Der Wagen iſt mit prächtig vergoldeten-Lorbeergewinden und anderen Schnitzwerken reich geſchmückt. Seine Länge beträgt 24 Fuß, die Weite 8 Fuß 3 Zoll, die Höhe 12 Fuß, und das Gewicht 4 Tonnen. Das Wagengeſtelle wird von breiten Tritonen gebildet, die mit den Armen den Wagenkörper halten. Auf zwei ähnlichen Figuren ruht der Kutſchbock, indem ſie an Tauen, die um ihre Schultern und Schläfen gewunden ſind, zu ziehen, und auf Seemuſcheln blaſend, die Ankunft der Herrſcherin des Oceans anzukünden ſcheinen. Die an der Rückſeite befindlichen Figuren tragen römiſche, mit dem Dreizack geſchmückte Fasces. Der Fußtritt am Kutſchbacke beſteht aus einer breiten Kamm-Muſchel, mit Bündeln von Schilf und anderen Seepflanzen geziert. Die Stange ſtellt ein Bündel von Lanzen vor; die Deichſel iſt von erhaben geſchnitzter Arbeit, die von einer Schneckenmuſchel ausgeht, und an beiden Seiten in einen Delphinkopf endigt. Die Räder ſind wie bei den Triumphwagen des Alterthums geformt. Der Wagenkörper wird von acht Palmbäumen gebildet, die am Scheitel ausgezweigt, den Kutſchhimmel tragen; die vier Bäume an den Ecken ſind mit Trophäen, die die Siege Englands andeuten, belaſtet. Auf dem Mittelpunkte des Kutſchenhimmels ſtehen drei Knaben als Genien von England, Schottland und Irland, und tragen die Königskrone von Britannien, in den Händen den Scepter, das Staatsſchwert und die Inſignien der Ritterſchaft haltend, ihre Leiber ſind mit Lorbeergewinden geſchmückt, die ſich bis an die vier Ecken zierlich herabſchlängeln. Das Innere des königlichen Wagens iſt mit goldgeſticktem, ſcharlachrothem Sammete prächtig tapezirt. In der Mitte des innern Kutſchenhimmels iſt der Stern, umgeben von dem Collare des Hoſenbandordens, oben mit der Krone von England, in den Ecken prangen Roſen, Klee und Diſtel. Die Geſchirre der acht Pferde ſind aus rothen Maroquin verfertigt, und mit blauen Schleifen geziert. Das königliche Wappen iſt darauf in drei verſchiedenen Formen, reich vergoldet, 1200 Mal angebracht. Der Koſtenaufwand für dieſe Prachtkutſche betrug 6500 Pfund Sterling; das Geſchirr der Pferde koſtete 2167 Pfund.

Gasverbrauch in London. Im Jahre 1807 und etliche Jahre nachher, war in London das vornehme Pallmall die einzige mit Gas beleuchtete Straße. Jetzt iſt

wohl ziemlich jede Straße der Riesenstadt mit Gas beleuchtet, denn nach einem neulich veröffentlichten Nachweis über die Gaserzeugung daselbst, wird der Verbrauch auf 12 Millionen Kubikfuß für je 24 Stunden berechnet.

Das Gesangsfest des norddeutschen Sängerbundes in Braunschweig ist nunmehr definitiv auf den 19. 20. und 21. Juli d. J. festgesetzt worden.

Emancipation der Köchinnen. In Dresden kam ein Offizier nach Hause, dessen Diener August Jänich heißt. An der Thür fand er einen Zettel stecken, auf welchem Folgendes von Frauenzimmerhand korrekt geschrieben stand:

„Jede Freude, meiner Seele Frieden
Ist dahin! Ach, ohne Wiederkehr.
Glück und Ruhe ist von mir geschieden,
August Jänich liebt mich auch nicht mehr."

Moden-Bericht aus Paris.

Trotz des strengen Winters, trotz aller glaubhaften Prophezeihungen eines zeitigen, wonnigen Frühjahrs, sehen wir uns schmerzlich in unsern Hoffnungen betrogen! Die lachenden Bilder, welche uns heute ein warmer Sonnenstrahl zu schaffen gestattet, verhüllt schon morgen wieder der trübe, bedeckte Himmel und die kalte, eisige Luft erweckt in uns mehr melancholische herbstliche Gedanken, als im „wunderschönen Monat Mai" eigentlich zulässig wären.

In Paris entschädigt man sich durch Concerte und Soiréen; wir rathen unsern Leserinnen angelegentlich, diesem Beispiel nachzuahmen und werden zu diesem Zwecke einen kleinen Bericht über derartige Toiletten folgen lassen.

An Nouveauté's rücksichtlich schöner Stoffe, reicher Gewebe, bietet das Haus Gagelin eine staunenswerthe Auswahl. Täglich sehen wir neue Schöpfungen, die um so mehr fesseln, als sie variiren in zahllosen Nuancen. Die Schönheit der Dessins und die Eleganz der Dispositionen sichern ihnen einen ebenso glänzenden, als dauernden Erfolg. Die neuen Dispositionen sind in einem Genre der Fabrikation, welche die Dessins en relief hervorbringt, mit einem Reichthum, der sie den schönsten Stickereien zur Seite stellt. Da giebt es Guirlanden, Bouquets, Arabesken, orientalische und Pompadour-Muster, welche einen reizenden Effekt machen auf den Tafteten und Lampas von lila, amerikanergrünem, perlgrauem, rosenblattfarbigem Fond, selbst auf den ganz weißen Tafteten, die allgemein und zu jeder Toilette adoptirt sind. Wir sahen Kleider von weißem Taffet mit doppelten Röcken oder drei bis vier Volants, die im Verein mit einer Coiffüre von Rosen, mit Kreppblättern, oder leichten Korallenzweigen, ebenfalls mit grünen Blättern einen sehr anmuthigen Concert- oder Soiréeanzug bildeten. Sehr en vogue sind auch Taffetkleider mit Volants in verschiedenen Nuancen, die in sieben bis acht immer zarter werdenden Tönen aneinander folgen. Die Coiffüren haben noch immer Cache-Peigneform, doch arrangirt man sie so, daß einige Zweige oder flatternde Bänder zur Seite niederfallen, was jedenfalls den meisten Gesichtsformen vortheilhafter ist.

Die Hüte sind so klein, daß man zuweilen versucht wird sie für bloße Coiffüren zu halten; die Bavolets dagegen von so enormer Breite, daß der für den Hut bestimmte Schmuck an Blumen, Federn, Schleifen hauptsächlich dort Posto faßt, wo er allerdings auch am bequemsten placirt wird.

Trotz der rauhen Luft sieht man eine Menge von Tüllhüten mit Strohstreifen. Viele haben Köpfe von Stroh, während das Schild aus Strohgeflecht und Tüll zusammengesetzt ist.

Die Sonnenschirme sind etwas größer geworden, sie haben Mitleid mit dem zarten Teint, der durch keinen Hut mehr vor der brennenden Sonne geschützten Damenwelt, und breiten schützend ihre Fittige über die schutzberaubten Köpfe.

Ein Engländer Mr. Sangster hat einen neuen, ebenso kostbaren, als praktischen Sonnenschirm erfunden. Er heißt „The Persian", welcher Name sich herleitet von der Aehnlichkeit der Dessins mit den persischen Cachemireshawls. Der Stoff ist eine sehr elastische Seide, welche in einem Stücke, ohne eine einzige Nath, den Schirm überspannt. Die Dicke und Festigkeit des Stoffes und die Lebhaftigkeit und Frische machen diesen Schirm besonders durabel. Der Erfinder hat mit Recht ein Patent darauf erhalten. Gewiß wurde in neuster Zeit im Reiche der Mode keine Nachricht mit so lebhaftem Beifall begrüßt, als — die Verbannung des Crinoline! Wir sagen damit nicht, daß wir zurückkehren zur bequemen Nonchalence der sogenannten Regenschirmtoiletten, indessen sind die Glockenröcke, welche der Crinoline bildete, völlig verschwunden und man stellt eine der weiblichen Figur angemessene Form, durch Volantröcke von Bayadere-Cambray oder Mousseline her.

An Mantelformen haben wir wahrlich keinen Mangel. Das Haus Laffalle offerirt uns deren in großer Fülle. Als besonders graziös nennen wir: la Florentine, la Gabrielle aus der Zeit Louis XV, le Chantilly, la Fleurette, eine reizende Basquine, la Séville und Longchamps.

Die Kindertoiletten bietet uns das Magazin Saint-Augustin in großer Zierlichkeit und Schönheit. Sehr beliebt sind die Amazonenhütchen für kleine Mädchen, obgleich die runden Schweizerhüte im Allgemeinen mehr gelauft werden. Für Knaben hat man wunderhübsche schottische Blousen tunique und niedliche kecke Strohhüte oder Strohmützen.

Erklärung des beiliegenden Modekupfers.

Neueste Frühlings-Moden.

1. Weißer Crepphut, rund um den Schirm und das Bavolet mit einer weißen Blonde, und darüber mit einer schwarzen Blonde garnirt. An der einen Seite und in der Mitte ist das Bavolet mit schwarzen Sammetschleifen verziert. Taffetkleid, dessen Falbel mit Säumen gestreift sind. Mantille Joguarita von schwarzem Taffet, in an die Taille anschließender Form; eine breite Spitze faßt es ein und fällt berthenartig auf Rücken und Brust herab. Eine Verzierung von Posamenterie-Eicheln ist über die Spitze gesetzt. Aermel und Rock dieses Ueberziehers sind ganz von der Spitze verdeckt. Façonirte Borten zieren denselben in allen Conturen.

2. Sehr durchsichtiger leichter Hut von weißem Crepp und weißer Blonde; der Fond ist mit schwarzer Blonde von dem Muster der weißen Blonde, bedeckt. Das Bavolet bilden zwei breite Blondenvolants; das Innere zieren Frühlingsblumen von Taffet in Blondenrüschen. Droguet-Kleid mit Pompadour-Mustern, Mantille Victoria, von schwarzem Taffet, mit breitem gefältelten Volant, mit reichen Fransen und façonirten Borten garnirt.

3. Weißer Crepphut; den Rand faßt eine Sammetrolle ein; an der Seite ein großes Bouquet, das sich mit der Innengarnirung des Hutes vereinigt. Den Rand des Schirmes und des Bovolets ziert eine breite Blonde. Kleid von Moirée antique in zwei Farben von einer Schattirung, breit gestreift. Andalusische Schoßjacke von schwarzem und violettem Taffet. Das Jäckchen selbst ist schwarz, die Verzierung von violettem Taffet mit schmalen Borten und Eicheln gemischt. Der untere Rand des Jäckchens und die Achseln ziert eine Franse und eine schwarze Application.

4. Hut von weißem Crepp und Blonde; der Fond ist von einem weißen Blonden-Stern gebildet; das sehr reiche Bavolet ist übereinstimmend mit der Blonde die den Rand des Schirmes ziert; an einer Seite eine große Straußfeder. Glattes Moirée-antique Kleid. Mäconnaise von schwarzem Toffet, mit Spitzenrüschen und schmalen Sammetborten reich verziert. Das Falbel dieser Mantille ist in große Falten gelegt und mit einer Franse eingefaßt, die auch den Rand der Mantille ziert.

5. Hut von Crepp und Blonde, an einer Seite mit Federn und Marabouts garnirt. Kleid von Moirée antique, mit sehr breiten Querstreifen. Ueberzieher Berezie von schwarzem Taffet. Oben ist er mit einer Pelerine aus Tüllstreifen und Sammetborten zusammengesetzt, mit schwarzer Application und Fransen eingefaßt, garnirt. Der untere Rand und die Aermel sind mit schmalen Borten, Fransen und einer Application verziert.

6. Hut von weißem Crepp und weißer Blonde, zwei breite Blonden fallen fanchonartig übereinander. Glattes Taffetkleid mit fünf Volants. Mantille Othello, die die Taille bezeichnet, Sie ist von schwarzem Taffet mit façonirten Borten und Fransen garnirt.

Erklärung der für die Abonnenten der ersten (Acht Thaler-) Ausgabe beiliegenden Schablone.

Muster zu Unterkleidern, Gardinen, Reauleaux und dergl. in theils Hoch- theils englischer Stickerei.

Wie wir bereits auf der Schablone selbst gesagt, wird sie mit ihrer linken Seite auf den zu der Stickerei bestimmten Stoff gelegt, mit einem Mousselin-Beutelchen in den, zu bunten Zeugen fein gestoßene Kreide oder pulverisirtes spanisch Weiß und Gummitragant, zu weißen Stoffen das weiter unten beschriebene blaue Pulver befindlich darüber hingefahren, dann die Schablone vorsichtig abgenommen, neben das durchgepauste Muster gelegt und bis eine ganze Breite des Zeuges, oder der ganze zur Stickerei bestimmte Streifen bezeichnet ist, so fortgefahren.

Zu dem erwähnten Blau-Pulver gehören 2 Theile Berliner Blau, 1 Theil Branntwein, 1 Theil pulverisirtes Gummi arabicum; Alles wird gut gemischt, getrocknet und zu Pulver gestoßen. Nachdem mit demselben über die Schablone gefahren, wird sie mit einem dünnen Papier bedeckt, und mit einem heißen Bügeleisen darüber hin und her geplättet. Oder in Stelle des letzteren Verfahrens taucht man eine stumpfe Feder oder feinen Pinsel in einen Theil der flüssig gebliebenen blauen Farbe, oder in fein geriebene blaue Tusche, oder in Wasser aufgelöstes Saftblau, Alles nicht zu dünn, und zieht mit derselben das Muster nach.

Zu farbigen Stoffen bedient man sich zum Nachziehen des Musters einer Mischung von Schlemmkreide, fein geriebenem Zucker und ein wenig Spiritus, oder Kemnitzer Weiß, ein wenig aufgelöstem Gummi und etwas Galle.

Die Zeitung für die elegante Welt erscheint wöchentlich und zwar in drei verschiedenen Ausgaben:

Erste Ausgabe mit allen Beilagen zu 8 Thalern jährlich. Enthält im Jahrgange 52 Damen- und 24 Herren-Modekupfer, Musik-Beilagen, Mustertafeln für weibliche Arbeiten und Moden, Schnitt-Tafeln für Herren, Polichinomane-Fogen, Portraits, Genrebilder ꝛc.
Die zweite Ausgabe zu 5 Thalern jährlich bringt denselben Text und ausschließlich Damen-Modekupfer und Mustertafeln.
Die dritte Ausgabe zu ebenfalls 5 Thalern enthält nur Herren-Modekupfer, bringt aber ebenfalls 52 Lieferungen Text.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

Verlag von Otto Janke in Berlin. Verantwortlich: R. Wegener.

Druck von A. Pohn & Comp. in Berlin.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

№ 19. Sechsundfünfzigſter Jahrgang. **1856.**

Die Abonnements-Bedingungen befinden ſich am Schluſſe des Blattes.

Redaction: **Th. Drobisch** in Leipzig
und
R. Wegener in Berlin.

Alle Buchhandlungen und Poſtämter nehmen Beſtellungen hierauf an.

Von dieſer Zeitſchrift erſcheint wöchentlich eine Lieferung von 1½ bis 2 Bogen Text, mit artiſtiſchen und techniſchen Beilagen, beſtehend in Pariſer Modekupfern, Muſter- und Schnitt-Tafeln für Damengarderobe ꝛc. in ſorgfältigſter und reicher Auswahl.

Der Führer zur Teufelsmauer.

Novellette aus dem Leben.

Von

H. E. R. Belani.

(Schluß.)

Bald indeß nahmen die Jagdparthieen im kleinen Förſterhauſe auf eine recht bedenkliche Weiſe überhand. Es kamen immer mehr dieſer leichtfertigen Monſeigneurs dorthin, Wein, Braten und Torten wurden dorthin geſchleppt — es gab förmliche Jagdgelage welche die halbe Nacht dauerten und Elsbeth wartete dabei auf, mußte ſich aber bald neben ihre Gäſte ſetzen um brauſenden Champagner mit ihnen zu trinken; — ich aber durfte an ſolchen Tagen nicht ins Haus kommen — meiſtens waren auch Tage oder Stunden gewählt, wo ich mich mit meinem Herrn, dem Oberforſtmeiſter, auf Reiſen oder auf der Jagd befand.

Beſchwerte ich mich bei dem alten Förſter, der übrigens ein kreuzbraver Mann, jedoch von beſchränktem Verſtande war, ſo ſagte der: Laß es gut ſein Junge — ſind die Franzoſen Narren, ihr Geld ſo mit vollen Händen wegzuwerfen, ſo müßten ich und Elsbeth Narren ſein, davon nicht zu profitiren. Wir haben das gute Mitleben davon und Kiſten und Koffer füllen ſich mit blanken Thalern und koſtbaren Geſchenken. — Uebrigens mein Wort darauf, Unehrbares fällt nicht vor — das würde ich nicht dulden — und unſere Elsbeth, die kennſt Du — die würde eher einen Franzmann aufs Maul ſchlagen als einen Kuß von ihm dulden. —

Hatte mich aber der Alte ſo halb und halb beruhigt, ſo brachten mich meine Kameraden und andere Leute, die meine Eiferſucht kannten, wieder in Zweifel. —

Ich war in einer ſo desperaten Stimmung, daß ich meinen Dienſt nicht mehr ordentlich verſehen konnte und eines Tages Knall und Fall fortgejagt wurde. — Nun hatte ich nichts mehr als meine Büchſe, einige Schuß Pulver und zwei Kugeln — die eine für meinen Feind — die andere für mich; ſo ſchlich ich in den Wald hinaus — und das geſchah an einem trüben Herbſtabend des Jahres 1797. —

Mein Blut lechte, meine Zunge war trocken, meine Hände ballten ſich krampfhaft, als ich auf dem Fußſteige der von Blankenburg nach dem Forſthauſe führte, wo ich ſo oft mit meiner Elsbeth Arm in Arm gewandelt war, mich der Förſterwohnung näherte. — Plötzlich erblickte

ich Elsbeth unter der großen Buche sitzend, wo sie mich so oft schon erwartet hatte — aber heute gerade konnte sie mich ja nicht erwarten — gestern noch hatte ich ihr gesagt, daß ich heute mit meinem Herrn Oberforstmeister nach Kloster Walkenried übers Gebirge reisen würde — und heute Mittag hatte ich erst meinen Laufpaß bekommen.

„Ach — rief sie aus, als sie mich erkannte — und warf sich in meine Arme — Du bist es Wilhelm — ich hätte Dich gerade heute am wenigsten erwartet."

„Wen denn sonst? — Du saßest ja grade hier auf der Stelle, wo man den Weg nach Blankenburg übersehen kann." —

„Ja" — antwortete sie in dem schnippischen Ton, der ihr so allerliebst stand — „ich dachte gerade an Dich und an unsere Hochzeit, und da bin ich hierher gekommen um mich recht viel in Gedanken mit Dir zu beschäftigen — nun bist Du selbst da — o wie schön ist das?"

Da plagte mich wieder der Teufel der Eifersucht. —

„Höre Elsbeth — das kommt mir verdächtig vor" — raunte ich ihr mit gepreßter Stimme ins Ohr — „ich sage Dir, treffe ich Dich einmal allein mit einem dieser Franzosen, so denke nur, sein letztes Brod sei gebacken und mit uns ist es dann aus und vorbei." —

Elsbeth wurde ängstlich. — Scheu blickte sie sich um; dann zog sie mich unvermerklich von dieser Stelle fort und führte mich tiefer ins Gebüsch — hier schwor sie mir aufs Neue mit Thränen in den Augen ewige Liebe und Treue und als ich reumüthig ihr meinen Verdacht abbat und ihr vertrauend sagte, welches Unglück mich betroffen habe, daß ich aus Liebe und Eifersucht halb verrückt geworden und deshalb aus dem Dienst gejagt sei — da zog sie ein langes Gesicht und sprach: „Laß nur davon meinen Vater nichts merken, der würde Dich einen brodlosen Lungerer schelten und nie dürftest Du wieder seine Schwelle betreten." —

Da fiel mir eine List ein — ich sagte ihr: „beunruhige Dich deshalb nicht Elsbeth; ich habe schon halb und halb eine bessere Stelle wieder. Bei Clausthal auf dem Oberharz — dort werden die Unterförster besser bezahlt als bei uns und wenn auch im Hannöverschen das Faß klein ist, so ist das Nefas desto größer; denn da haben sie den Grundsatz, man soll den Ochsen, der da drischt, das Maul nicht verbinden — dorthin wollte ich mich jetzt eben auf die Reise machen. — Leb' wohl Elsbeth — und bleib mir treu!" —

Treu wie Gold, rief sie voll Extase — umarmte mich — und rief mir mit Thränen ein „Adieu mein Wilhelm" zu. —

Verschwunden war ich ihren Blicken; aber ich umschleiche sie im Gebüsch; mit dem scharfen Auge eines Jägers, der ein Wild im Lager beschleichen will, verfolge ich jede ihrer Bewegungen. —

Sie bleibt stehen — sie sieht mir nach — aber Nebel und Gebüsch entzogen mich ihren Blicken und auch sie bald den meinigen. —

Ich horche mit angehaltenem Athem um am Knistern der Zweige zu hören, wohin sie geht; aber bald war es still; sie muß also auf dem offenen Fußsteig zurückgekehrt sein. Plötzlich vernahm ich ein leises Klatschen mit den Händen; das waren die ihrigen; ich kenne diesen Ton, womit sie mich oft geneckt — oft auch in den verborgensten und süßesten Versteck im ganzen Walde verlockt hat. — Ich glaubte mich selbst damit gerufen. — Im Begriff auf sie zuzustürzen, höre ich plötzlich das Knurren eines Hundes und eine männliche Stimme ruft halb laut: „Couche Mylord!"

Das war die Stimme des Marquis und der Name seines Hundes. — Jetzt will ich hervorbrechen; aber der Eifersüchtige, der liebt, traut seinen eigenen Vernunftschlüssen, selbst seinen Ohren nicht — er will sehen — überzeugt sein — überraschen — damit dann kein Leugnen mehr möglich wird. —

Fiebernd vor Aufregung werfe ich mich auf den Boden — ich krieche auf dem Leibe fort, wie eine Schlange — als ich aber die Stelle erreicht hatte, von woher der Ton zu mir gedrungen war, sehe ich nichts mehr; ich horche — nichts mehr zu hören — als das Picken des Spechts an einer fernen Tanne.

Wie wahnsinnig stürze ich mich nun in den Wald, um die Verschwundenen zu suchen.

„Der Nebel hatte sich verzogen. Ich war bis drüben an den Mühlberg gekommen, meine Augen bohrten in den tiefsten Schatten der Bäume hinein. — Da sah ich unten im Schlieber Grunde etwas Weißes schimmern zwischen den hohen Buchenstämmen hindurch, — und eine andere Gestalt darneben — das waren sie!

Das war kein kochendes Blut mehr in meinen Adern, das war ein Toben — ein Rasen. — Ich umkrallte mit krampfhaft geschlossenen Fäusten meine Büchse und stürmte fort, durch den Wald auf Umwegen den Höhen über den Schlieber Grund zu; — dort war dichtes Unterholz worin ich mich verberge. Ich sehe sie fast zu meinen Füßen — Elsbeth — den Marquis und den Hund —

Der Letztere knurrt — sein Herr beschwichtigt ihn lachend. Elsbeth ließ den Kopf hängen und klopfte gedankenvoll dem schönen Hunde, der sich wedelnd an ihre Seite drängte, den Kopf. — Sie ließ es dabei geschehen, daß der Franzose ihre Taille umfaßte, ihr zärtlich ins Auge

Digitized by Google

blickte und ihr tausend süße Dinge sagte — und kaum schien sie es zu bemerken, als er sie neben sich auf das Mooslager unter dem Stamme einer dichtbelaubten Buche niederzog. Da saßen sie nun Beide neben einander und Elsbeth — o Schrecken — o Wuth! ließ sich von ihm küssen ohne Widerstand. — Ich zittere — ich starre hin — ich war kein Mensch mehr — zuckend spannt mein Finger den Hahn meiner Büchse. —

Jetzt aber — o Hölle und Teufel! wird das Blendwerk um mich wahnsinnig zu machen, immer ärger. Ich sehe, wie er sie in wilder Genußgier umfaßt und auf seinen Schooß zu ziehen bemüht ist. —

„Halt!" — schrie ich furchtbar und sprang hervor auf die baumleere Stelle, die sich zwischen dem Gebüsch und ihrem Sitz befindet —

Elsbeth schreit auf und stürzt fort — der Franzos riß die Büchse, die neben ihm am Boden lag, empor, legt auf mich an und schreit: „Fort deutsch Canaille! — ich schieße!"

Ich aber nicht faul, werfe ebenfalls die Büchse an den Kopf und rufe ihm zu: wirf die Waffen fort Franzos — oder Du bist caput. —

Der Hund bellt mich an. — „En avant — en avant Mylord!" ruft er und während die große Bestie auf mich einspringt, zuckt mein Finger noch einmal; die Büchse knallt, der Donner des Schusses hallt durch die Berge und der Franzmann schlug über Kopf ein Rad den steilen Abhang des Berges hinunter. —

Mein Schrecken über die Wirkung des Schusses war so groß, daß ich betroffen und besinnungslos da stand bis der Hund mich bei der Gurgel gepackt und zu Boden geworfen hatte. — Wüthend zerfleischte er mir Hals und Schultern — da erst erweckte mich der Schmerz aus meiner Betäubung — ich ziehe das Waidmesser und steche ihn nieder. —

Indeß — durch den Knall meiner Büchse waren Holzhauer herbeigelockt. — Man brachte die Leiche des Franzosen nach Blankenburg, mich aber in's Gefängniß." —

Ich habe nichts geleugnet und dennoch dauerte die Untersuchung zwei Jahr, die ich in Ketten zubringen mußte. Endlich kam der Spruch: Deliquent soll als Mörder mit dem Schwerte vom Leben zum Tode gebracht werden. — —

Mir war's auch recht — des elenden Lebens war ich längst satt und müde — doch der menschenfreundliche Herzog begnadigte mich — freilich auf zwanzig Jahr Zuchthaus, das hieß mein Elend verringern. Aber Gewohnheit macht am Ende Alles erträglich. Ich wurde alt und kalt im Leiden und erfuhr nichts mehr, was in der Welt sich ereignete.

Der Winter des Jahres 1812 hatte indeß die Franzosen auf den Eisfeldern Rußlands vernichtet. Das Jahr 1813 führte den Ländern, die Napoleon geraubt hatte, die angestammten Herrscher zurück — so uns auch den Heldenfürsten Friedrich Wilhelm — der 1809 den Heerschaaren Napoleons getrotzt hatte und später 1814 bei Waterloo für Deutschlands Freiheit fiel, der jetzt aber im tief grollenden Franzosenhaß, in seinem kleinen Lande ein Heer von 10,000 Mann auf die Beine brachte um zu helfen, den Weltbezwinger zu vernichten. — Da — eines Morgens hörte man Hufschlag eines galappirenden Pferdes; — ich stand gerade am Eisengitter meines Kerkers und sah einen Offizier mit einem Ordensstern auf der Brust, von einem Adjutanten gefolgt, beide in der schwarzen Husarenuniform mit hellblauem Kragen und Todtenkopf an der Feldmütze, wie sie das Braunschweigsche Corps im letzten Kriege trug, von einem schlechten Klepper springen, der aber in Schweiß gebadet war; und von einem Zweiten gefolgt, trat er rasch in die innern düstern Räume des alten Zuchthauses in Wolfenbüttel, bald darauf in den Kerker, worin ich mit andern schweren Verbrechern saß.

„Seine Figur war nicht groß, aber jede Bewegung war voll Energie und Leutseligkeit. Die weißen buschigen Augenbrauen und der ebenso verwilderte weiße Schnurrbart und der wetterbraune Ton seines Gesichts gaben seinen edlen Zügen den Charakter einer martialischen Wildheit. — Das ganze Wesen der Aufseher verrieth gegen ihn Ehrerbietung und Unterwürfigkeit. —

„Kerl" — rief er meinem Nachbar und Schlafgenossen zu — der mit Spinnen beschäftigt war — „„was thust Du hier — weshalb sitzest Du?"" —

„Sr. Durchlaucht, der Herzog" raunte ihm ein Aufseher zu, damit er sich in anständige Position stellen solle — und wie aus der Pistole geschossen, so fiel der Kerl auf seine Knie, hob die Hände empor und schrie: „Gnade — Gnade!""

„„Was hast Du verbrochen?"" fragte der Fürst noch einmal kurz und barsch. —

„Ach durchlauchtigster Herr, ich bin, so wahr Gott der Herr lebt, unschuldig auf lebenslang verurtheilt — ich soll Feuer angelegt haben — aber alle Zeugen haben falsch geschworen — kein Kind ist unschuldiger.""

Wir wußten Alle daß er log; denn mit gemeiner Frechheit hatte er sich hundertmal gegen seine Kameraden dieser That berühmt. —

„Meine Gerichte verurtheilen keine Unschuldigen" — sprach der Fürst und wendete sich zu mir:

„„Und Du?""

„Ich blieb stehen und antwortete ruhig: Gnädigster Herr — ich habe meine Strafe verdient — ich bin Mörder." —

Digitized by Google

„Wer ſich anklagt, bereut ſchon halb — bereuſt auch Du Deine That, ſo wirſt Du Gnade für Recht finden — denn Gott iſt dem reuigen Sünder gnädig.““

„„Nein — ich bereue nicht““ — antwortete ich ergeben und feſt — „„ich würde heute noch daſſelbe thun.““ —

„„Ei der Teufel, Du biſt ein hartgeſottener Sünder““ ſprach der Herzog, und im Begriff weiter zu gehen, fragte er den Aufſeher: „„was that denn dieſe blutgierige Beſtie — die durch langwierige Zuchthausſtrafe nicht gebeſſert werden konnte?

„Da erzählte der Aufſeher mit kurzen Worten meine Geſchichte —

„Wohlgethan, mein Sohn“ — ſprach jetzt der edle Fürſt, der ſtets ſo lebhaft fühlte für Menſchenrechte und Menſchenwohl, zu mir: „Nur eine Schlafmütze läßt ſich ungerecht ſeine Braut verführen. — Dir gebe ich nicht Gnade — ſondern Dein Recht wieder; — Du biſt frei. — Haſt Du Luſt Dir noch einige windige Franzoſen dazu zu ſchießen, ſo kannſt Du morgen Dich melden bei Bernewitz und in mein Jäger-Corps eintreten.“ —

„Freudig gab ich meine Zuſtimmung zu erkennen. — „„Der Prozeß des Andern““ ſprach der Herzog noch im Weitergehen, ſoll revidirt werden — denn ich ſehe hier, daß die Richter doch manchmal zu wenig Menſchen ſind.““

Ich habe, ſchloß der Alte ſeine Erzählung, bei Waterloo mitgefochten, mit der Wuth eines Löwen — verwundet kehrte ich in meine Heimath zurück und lebe nun von meiner kleinen Invaliden-Penſion und als Fremdenführer.

„„Und Elsbeth?““ fragte ich als er ſchwieg — „und der alte Förſter....?“

„Ach liebe Herren — ihr Geſchmeide und Alles, was ihr der Franzmann geſchenkt hatte, fand man dort neben dem Brunnen. Sie ſelbſt war verſchwunden. In der folgenden Nacht brannte das Forſthaus nieder — ihn ſelbſt — den redlichen Alten fand man im Keller — erſchoſſen. Seine Kugel hatte nie ihr Ziel verfehlt — auch jetzt nicht.

Der Brunnen war halb verſchüttet — mit fallendem Gebälk und Brandſchutt. Hierher war mein erſter Gang nach meiner Rückkehr. — Doch mit Heulen und Zähneklappen wird nichts gebeſſert in der Welt. Ich machte mich daher mit einem Bergmann da oben aus Hüttenrode daran, den Brunnen auszuräumen. Endlich nach einer Arbeit von neun Tagen war's geſchehen. — Seht Ihr Herren — da hatte der Teufel wieder ſein Spiel gehabt. —

„Wir fanden Elsbeths Gebeine — und meine Bitten, meine Thränen verſchafften ihnen ein chriſtlich ſtilles Grab auf dem nahen Kirchhofe von Hüttenrode. —

„Nun habe ich nur noch drei Wünſche: erſtlich daß mich der liebe Gott bald zu ſich rufe — um meiner armen Seele Ruhe und Frieden zu geben und dann“ — rief er aufſpringend — und noch mit jugendlichem Feuer: „Daß der Teufel alle Jene hole, — denen keine Unſchuld heilig iſt! — Für ſolche Fälle ſteht meine Büchſe immer noch dem ewigen Weltenrichter zu Dienſte.“ —

Gedichte von Friedrich Baron de la Motte Fouqué.

Aus dem literariſchen Nachlaß von Fr. Krug von Nidda.

An mein Pferd.

Heil Dir, mein Roß! Du Flüchtling aus den Wäldern,
Wo wilder Wölfe Hunger heult,
Wo auf des Polen wüſten Feldern
Kein Samenkorn die fette Erde theilt.

Wie wehte Dir die Silbermähn' im Winde,
Wenn Deinen ſchnellgehobnen Huf
Im Lauf durch freie Wieſengründe
Nicht Zaum und Peitſche zwang, und keines Treibers Ruf!

Und dennoch trugſt Du bald im ſanften Schritte
Durch Sacrow's angebautes Thal,
Den Knaben Fritz mit leichtem Tritte,
Nachdem ein Schlaukopf Dir die ſichre Freiheit ſtahl.

Jetzt, edles Roß, da ſich in Deine Seiten
Des Jünglings feſtrer Schenkel drängt,
Jetzt, da ihn Luſt und Muth begleiten,
Und ſein gewohnter Arm mit Jugendkraft Dich lenkt;

Jetzt ſpiele wild mit dem geſchmückten Zügel,
Zum raſchen Durſt nach Lauf entbrannt,
Jetzt eile über deutſche Hügel
Mit ſchnellerm Hufe fort, als einſt im Vaterland.

Grabſchrift.

(Im Winter von 1794 zu 95)

Schlaf ruhig, Jüngling, ſchlaf! Als jüngſt vor wenig Lenzen
Dein Arm zuerſt nach Preußens Degen griff,
Da lockte Hoffnung Dich mit fernen Lorbeerkränzen
Ins Meer der Welt hinaus auf trügeriſchem Schiff.
Der Liebe Mund verſprach, in ihrem Roſengarten
Des müden Kämpfers einſt zu ſiegen und zu warten.
Doch Lorbeern ſproßten nicht für Dich empor;

Du gingst zu früh nach Edens stillen Hainen.
Nur wenig Edle sind's, die Deinen Fall beweinen,
Dich preist kein lauter Barbenchor.
Der Liebe Rosengarten schwand,
Wie Morgenwolken schnell am hellen Tage schwinden;
Den müden Kämpfer pflegt in seinen dunkeln Gründen
Freund Hain mit kalter, treuer Hand.

Die lieben Augen.

Von J. Bachee.

Du schlägst die lieben Augen zu mir auf
So wundersam, als sollt' ich darin lesen,
Was deines Busens Einsamkeit bewahrt,
Was darin lang' verborgen schon gewesen.
Ich schau' in sie und schaue stets aufs' Neu'
In diese unschuldsklaren Liebessterne,
Mir wird im Herzen dann so wohl, so gut,
Als hört' ich Engelssang aus Himmelsferne.

Und wie der Sterne mildesüßer Strahl
In mir erweckt der Andacht reine Triebe,
Erfüllet mich ihr seelenvoller Glanz
Mit Ahnungen der unbegrenzten Liebe.

O senk' sie nicht, erglüht von holder Schaam,
Und laß' sie tief mir in die Seele sehen!
Was ich auch fest vor dir verborgen hielt,
So lieben Augen muß ich's ja gestehen

Feuilleton.

Der Philharmonische Verein zu Leipzig wird den 20. Mai dies. Jahres sein 19 jähriges Stiftungsfest begehen. Dieser sowohl in seiner Vaterstadt Leipzig, als auch auswärts weit bekannte Verein, wurde am 20. Mai 1837 von 15 jungen Leuten, größtentheils Studenten, gegründet und hatte den Zweck, die Mitglieder in musikalischer Hinsicht weiter auszubilden. Seitdem es aber 1838 bei ihm zum Gesetz wurde, daß nur Studenten die Mitgliedschaft erlangen können, gestaltete sich das Leben desselben um, es ward nämlich gemüthliche Vereinigung der Commilitonen unter sich der Zweck, und der Gesang nur Beförderungsmittel zur Erreichung des Zweckes, weshalb auch das Aufführen von Opern durch die Männerquartetten immer mehr verdrängt worden ist. Nichts desto weniger hat sich der Philh. Verein immer eines tüchtigen musikalischen Werthes zu erfreuen gehabt, was die vielen Concerte, namentlich zum Besten Hilfsbedürftiger, in welcher mitzuwirken er sich von jeher bereitwillig finden ließ, genügend darthun und die Bewohner von Rennеburg, Eilenburg, Düben, Ober-Röblingen, Leisnig, Pegau und anderer Städte der Umgegend sowohl, die Directoren und Mitglieder der Leipziger Ballgesellschaften wissen wohl zu schätzen, daß nicht allein der Verein in gesanglicher Hinsicht viel leistet, sondern daß er auch seinen Zweck, die Gemüthlichkeit, wohl befördert und vollkommen erfüllt. Wie wir vernehmen, wird der genannte Verein im künftigen Jahr sein 20jähriges Stiftungsfest mit einem Concert und daran sich anschließenden Ball begehen, zu dem er auch seine früheren 5 Directoren, Eugen Petzold, Franz Abt, Schmidt, Carl Zöllner und Ed. Conrad, so wie alle früheren Mitglieder (über 200 an der Zahl) und Ehrenmitglieder einladen wird. Unser Wunsch geht nun dahin, daß der bespr. Verein seinen Zweck auch für die Zukunft in gleicher Weise erfüllen möge und daß derselbe, da er jetzt directorlos, bald einen neuen Director finden möge, der ihn weiter auf der Bahn der Töne geleiten möge. Vivat, crescat, floreat.

Ein angenehmes Getränk. Ein vortreffliches, erfrischendes und angenehm schmeckendes Getränk, welches auch vielen Kranken zu empfehlen ist, ist das moussirende Zuckerwasser. Man bereitet solches auf folgende Art: Ein halber Eimer und einige Quart Wasser werden zum Kochen gebracht und darin 4 Pfund Zucker aufgelöst. Man läßt die Flüssigkeit bis auf 18 Grad R. abkühlen, setzt dann 2 Tassen voll gute Bierhefen hinzu, und füllt das Ganze auf ein Halbeimerfaß und legt es in den Keller. Die Gährung wird bald anheben, und die Hefen durch den Spund ausgestoßen werden. Man füllt von Zeit zu Zeit von der zurückgebliebenen Zuckerauflösung nach und erhält das Faß immer so weit voll, daß die Hefe herausfließen kann. Bemerkt man kein Aufstoßen mehr, so wird das Faß fest verspundet, und ruhig liegen gelassen. Hat man nichts von dem Zuckerwasser übrig behalten, so kann das Auffüllen auch mit reinem Wasser geschehen. Nach einigen Tagen untersucht man, ob die gegohrene Flüssigkeit hell geworden ist, und zieht sie dann, wenn dieses der Fall ist, auf gläserne Weinflaschen. In jede Flasche thut man zuvor etwa ½ Loth weißen, in Stücke geschlagenen Zucker, verkorkt sie gut, verpicht sie und stellt sie aufrecht in einen kühlen Keller. Nach einigen Tagen ist das Getränk zum Trinken fertig. Die Flüssigkeit fängt bei dem Oeffnen der Flaschen an zu moussiren, wie der beste Champagnerwein, und wirft nicht selten den Stöpsel von selbst ab. Dieses Getränk ist also ein stark mit kohlensaurem Gas imprägnirtes Wasser, das eine geringe Menge Alkohol enthält. — Schwache, dünnwandige Flaschen darf man nicht anwenden, weil diese oft zersprengt werden; am besten sind dabei Champagnerweinflaschen. Will man dem Getränk

einen noch angenehmeren Geschmack geben, so nimmt man die gelbe Schale von zwei frischen Citronen und läßt sie mitgähren. Sonst kann man wohl etwas Oelzucker von Citronen- und Orangenblütenöl und dergleichen hinzusetzen.

Der Weinstock in Aegypten gleicht einem langen Gedicht, heißt es in einer Beschreibung dieses Landes, so mit den ersten Blättern beginnt und mit dem Winter schließt. Er hat Lust und Schmerzen. Am liebsten sucht er in der heißen Jahreszeit Schutz in dem Laubwerk eines Orangenbaumes und die Bewegungen, die Anstrengungen, die er macht, dies ersehnte Ziel zu erreichen, haben ganz das Anziehende eines kleinen Romans. Bei der ersten Frühlingswärme schlängelt sich der junge Sproß am Boden hin, bricht sich Bahn mitten durch die Blumen und Pflanzen, welche die Erde bedecken, überspringt die Wassermelonen und ihre langen Ranken und verliert sich öfters in diesem Blättergewühle. Manchmal, nennen wir's Laune oder Zufall, erhebt er sich mit größter Anstrengung und läuft über die Pflanzen, die ihn ersticken könnten, hinweg, wie um Luft zu schöpfen und sich zu orientiren, denn er hat ja ein Ziel vor Augen, den Orangenbaum, den er vor der Blüthezeit erreichen muß. Doch, ein Bach trennt ihn davon, er hält inne, wendet sich nach rechts, nach links, verfolgt umsichtig den Lauf des Wassers, um eine Furth zu finden. Hat er endlich die Unmöglichkeit gesehen, so legt er sich in den Sand, kehrt sein letztes Blatt nach dem unerreichbaren Ziele, — um ruhig zu vertrocknen; er hat das gelobte Land gesehen.

Da kommt ein zweiter lebhafterer Zweig, der sich jene Bahn und Erfahrung zu Nutze macht; kühn will er das Hinderniß besiegen und macht unerhörte Anstrengungen, eine Brücke zu schlagen. Er hebt sich vorwärts, aber seine Kräfte reichen nicht aus, seine eigene Schwere zieht ihn nieder und nur zu bald sind seine Blätter von der Strömung ergriffen; sie erheben sich, fallen wieder nieder und plätschern taktmäßig auf dem Wasser. Dann scheint sein Wachsthum still zu stehen, bis zu dem Augenblicke, wo er durch einen wunderbaren Instinkt auf sich selbst zurückkehrt und wieder Boden gewinnt. Da bemerkt er einen Jasmin, der seine Blüthen auf das andere Ufer schüttelt. Den ersteigt er, springt vor und sinkt nieder; da ist das Hinderniß besiegt und erschöpft hält er inne. Nach einigen Tagen geht's wieder vorwärts, endlich erreicht er die Orange, windet und flicht sich hinein mit seinen gestärkten Zweigen, und triumphirend ruht er aus im Schatten ihrer Blätter. Dort feiert er das Geheimniß seiner Liebe und es ist herrlich zu sehen, wenn die Rebe im Herbste von den Aesten des Baumes mit goldenen Früchten ihre gereiften Trauben herabhängen läßt, so gelb wie Rosenkränze von Bernstein.

Ein jugendlicher Selbstmörder. Vergangene Woche stürzte sich zu Leipzig ein Mädchen von 14½ Jahren in den sogenannten „Kanonenteich" vor dem Sandthor. Sie war die Tochter eines Instrumentenmachers und beging die That aus Furcht vor der zu erwartenden Strafe kleiner Veruntreuungen.

London. Im Theater von Drurylane machte man unlängst Versuche mit einem neuen Feuerlöschapparat; es fehlte wenig, so wäre dabei das ganze Haus in Feuer aufgegangen.

„Der Styl ist der Mensch" soll Buffon behauptet haben. Es giebt Leute, die einen schlechten Styl schreiben und dennoch besser geartet sind, als ihr Styl, und umgekehrt Andere, die mit ihrem guten Style weiter Nichts bezwecken können, als Leuten, deren Charakter und Gesinnung gar keinen Styl hat — begreiflich zu machen: in ihrem Style stecke die Gesinnung und der Charakter, den sie eben mit ihrem Style umhüllen müssen. Geht man dieser Behauptung näher zu Leibe, sucht man ihre psychologische Richtigkeit aus dem Gebiete der Erfahrung zu reduziren; nimmt man an, daß Hochgelehrte und Dichter ihren Charakter, ihre Ueberzeugung im Style, in welchem sie ihre Lehrsätze, ihre begeisternden Gedanken vortrugen, kenntlich machten, scheint sie aus dem Munde eines Naturforschers wie Buffon gar paradox. Hufeland hat bekanntlich im Widerspruche mit den Regeln gelebt, die er in seiner Makrobiotik verordnete, ein Buch welches im elegantesten Style abgefaßt ist.

Verdienst eines Kattunwebers in der Oberlausitz. An einem schmalen Stück Kattun (Kittei) von 145 Ellen hat ein geübter Weber 14 bis 18 Tage zu arbeiten, angenommen, daß er von früh fünf bis Abends acht Uhr fleißig ist und je nachdem er gutes oder schlechtes Garn dazu bekommt. Der Weberlohn hierfür beträgt 1 Thlr. 25 Ngr., hiervon gehen 23 Ngr. 7 Pf. Verläge ab und so bleiben 1 Thlr. 1 Ngr. 3 Pf. Dies auf nur 15 Arbeitstage vertheilt und die Woche zu sechs Arbeitstagen gerechnet, ergiebt einen wöchentlichen Verdienst von 13 Ngr. 4 Pf. Schlägt man aber die Zeitversäumniß der zu dieser Arbeit nöthigen Gänge auf einen halben Tag an und rechnet die beiden in jene Arbeitszeit fallenden Sonntage mit, so ergiebt sich, daß der Weber täglich 1 Ngr. 8 Pf. für sich hat.

Ein gutes Geschäft hätte dieser Tage ein Leipziger Buchhändler machen können, denn er empfing von einer New-Yorker Handlung den Auftrag: umgehend hundert Exemplare von dem in Dresden erschienenen berüchtigten schwarzen Buch zu senden und zwar: um jeden Preis. Wir haben ebenfalls von einem Privatmann aus New-York einen Brief gelesen, worin gesagt wurde: Für ein Exemplar von dem schwarzen Buch können Sie bis auf hundert Thaler hinaufgehen und schicken Sie mir solches gleich unter Kreuzband.

Wir werden nicht darauf eingehen. Neulich fragte uns ein Leser unseres Blattes: „Warum bringen Sie in

Ihrem Journal nicht ernste Abhandlungen, belehrende Artikel, wie es jetzt Mode ist!" — Da sagten wir: Mode, ja, das ist der rechte Ausdruck, denn es ist hier und da ordentlich zur Manie geworden, Kathedermiene anzunehmen, den Leser zu einem äußerst superklugen Menschen zu machen. Arzneikunde, Anthropologie, Astronomie, Erziehungslehre, Anatomie, von all' diesen Sachen sind besonders Rubrilen angebracht und es vergeht kein Monat, wo nicht ein Blatt dieser Art mit den gewöhnlichen „Siebenmeilen-Versprechungen" den Regenbogen des Prospectus ausfüllt und mit tausend anderen Ankündigungsschminken auf den Pränumerationsfang geht. Artikel obiger Art in populärem Ton gehalten, z. B. wie die gediegenen kurzen Abhandlungen des Professor Bock in der „Gartenlaube," diese erfüllen ihren Zweck und das Blatt hat sich meistens die Aufgabe der Belehrung gestellt, sind also hier an Ort und Stelle. Nun aber glauben andere Blätter, es sei Pflicht, gleichen Weg zu wandeln und engagiren schnell den ersten besten Arzt, damit er über Körperbau, Diät, Gicht, Zahnschmerzen, Rheumatismus u. s. w. schreibe, ohne zu fragen, ob er auch die Fähigkeit besitzt, dies Alles in einem den Laien verständlichen Ton vorzutragen. Ein Blatt, das dem flüchtigen Augenblicke gewidmet ist, dem Feuilleton huldigt, läßt sich nicht auf solche Vornehmthuerei, auf solche „klaffische Grimasse" ein. Der Leser eines Journals will nicht „geschulmeistert," er will zerstreut sein, er will nicht den Baccalaureus-Schweiß vergießen sehen, er will den flinken Journalisten seine Lancaden machen sehen, er will nicht von Zöpfen und Perücken steife Abhandlungs-Menuette, er will den leichten Tänzer auf der Welle des Augenblickes pirouettiren sehen. Ein Professor in einem belletristischen Journale nimmt sich aus wie eine Kanone auf einem Nippestisch; ein geschulter Pedant in einem Feuilleton ist abgeschmackt, wie ein Courierstiefel in einer Broche vorn an der Brust. — Darum hinweg mit dieser Salbaderei; die „Elegante" schmeichelt sich, die einfache Mitte zwischen seichter Oberflächlichkeit und tiefer Langeweile, zwischen inhaltsloser Notizelei und wankendem Elephantentritt gefunden zu haben, und als „redlicher Finder" hofft sie ferner ihren Lesekreis immer mehr zu erweitern und auszubreiten.

Eine sonderbare Erinnerung wollen die Schweizer im October d. J. zu Basel wach rufen, nämlich das Andenken an das vor 500 Jahren erfolgte große Erdbeben, und zwar der Natur der Sache nach religiös kirchlich.

Unsinn auf höchster Spitze hat in einem Amerikanischen Zeitungsblatt Raum ergriffen und zwar in der Danksagung eines Verstarbenen an seinen Arzt. Die Familie des Verstorbenen, heißt es in der Anerkennung, sei durch Geisterklopfen und Anrufen des Todten so lange allarmirt worden, bis man die Danksagung herausbuchstabirt und zu Ehren des trefflichen Arztes veröffentlicht habe. — Nun erst, da dem Arzte sein Recht geschehen und für die unendliche Aufopferung sowie für seine außerordentlichen Kenntnisse (!) öffentlicher Dank gezollt worden sei, habe der Todte Ruhe.

Aus dem Leben des Herzogs von Wellington wird folgende Anekdote erzählt: In seinen Jünglingsjahren hatte er einst einem Trinkgelage bis spät in der Nacht beigewohnt, jedoch endlich Gelegenheit gefunden sich zurückzuziehen, sein Bett aufgesucht und war fest eingeschlafen. Einer seiner trunkenen Genossen bemerkte es, ergriff ein Pistol, suchte ihn auf und feuerte den Schuß auf des Schläfers Kopf ab, nachdem er vorher die Kugel herausgezogen hatte. Wellington erwachte natürlich und mußte dem Schützen zur Gesellschaft folgen. Am andern Morgen fand sich aber, daß — der Ladestock des Pistols, welcher aus Versehen im Lauf geblieben war, den Bettpfosten durchbohrt hatte, dicht an der Stelle, wo der Kopf Wellingtons lag.

„Erklärt mir Oerindur ꝛc." Ein Wiener Blatt nannte neulich unter den einpassirten Fremden auch Einen mit dem räthselhaften Titel: „Hufschlagbauführer."

Geschichte der Flasche. In England und Irland ist jetzt wieder ein Heftchen von acht Bildern sichtbar und vielfach unterm Volke verbreitet, welches bereits vor ungefähr zehn Jahren die Runde machte. Es stammt von George Cruishank, den man mit Recht den Sittenprediger mit der Radirnadel nennen kann. Held und Heldin dieser Geschichte in Bildern sind aus der Proletarierwelt herausgerissen, ein Arbeiter und dessen Weib. Auf dem ersten Blatte wird die Flasche zum ersten Mal zum Vorschein gebracht, und der Mann veranlaßt seine Ehehälfte auch einmal „einen Schluck zu nehmen." Auf dem zweiten sieht man den Arbeiter, wie er wegen Trunkenheit aus der Arbeit entlassen ist und Kinder ausschickt um die Flasche wieder füllen zu können. Das dritte Blatt zeigt, wie das Ehepaar gemeinschaftlich Trost in der Flasche sucht, während der größere Theil ihrer Habe gepfändet wird. — Auf dem vierten erblickt man Beide mit den Kindern auf der Straße betteln, als unzertrennliche Gefährten die volle Flasche mit sich führend; das fünfte stellt sie auf's neue dar, in dem Augenblicke darin Trost suchend, wo ihr jüngstes Kind vor Kälte, Hunger und Elend stirbt. Das sechste Blatt führt jene entsetzlichen Streitigkeiten und grausamen Mißhandlungen des Weibes ein, welche die unausweichlichen Folgen des häufigen Gebrauches der Flasche sind. Auf dem siebenten tödtet der Mann im Zustande trunkener Wuth sein Weib mit dem Werkzeug all' ihres Elendes; auf dem nächsten und letzten sieht man den letzten und schrecklichsten Triumph der Flasche; Mutter und Säugling auf der Bahre, Sohn und Tochter in Verbrechen und Laster versunken auf der Straße und den Vater als Tollwüthigen im Irrenhause. Die acht Blätter auf denen die verschiedenen Stufen der Trunksucht mit Meisterhand dargestellt sind, werden jetzt

nach unſerm Geld ungefähr für ſechs Silbergroſchen verkauft und bilden auf dieſe Weiſe eine Abhandlung für das Volk als Warnung gegen den Trunk, viel ergreifender und wirkſamer als ſie irgend eine Scheift liefern oder ein Dutzend Predigten an das Herz legen könnte.

Das Waſſer als Geſundheitsmittel war ſchon Anno 1656 in großem Anſehen, ebenſo wie zu jener Zeit auch ſchon der Obſtgenuß als ſehr zuträglich empfohlen wurde. In einem Kalender des erwähnten Jahres findet ſich das folgende, wirklich merkwürdige Carmen:

Nimm nebſt Obſt auch Waſſer, kalt und rein,
So wirſt du noch lange nicht geſtorben worden ſein.

Sonderbarr Zuſammenſtellung. Der Direktor einer kleinen reiſenden Schauſpielergeſellſchaft ließ unlängſt für ſeine Bieebretterbühne in Dresden einen Vorhang malen und wünſchte auf demſelben die Büſte von Mozarr und Roderich Benedix angebracht zu ſehen.

Eul gebrüllt, Löwe! In einem unlängſt erſchienenen Roman kommt folgender Satz vor: „Bewußtſein iſt der Stiefelknecht, durch den der Menſch ſich von den engſten Stiefeln des Gewiſſens am leichteſten befreit."

Die geiſtreich Zeeſtreulen. Varnhagen von Enſe erzählt in ſeinen „Denkwürdigkeiten," daß der Graf von Schlaberndorf, der gewöhnt war, vier, ja mehr Stunden lang ununterbrochen, im ſchönſten Gedankenzuſammenhange, mit beweglichſter Einbildungskraft und mit ſteigendem Reize zu ſprechen, ſich einſt mit Wilhelm von Humboldt dergeſtalt in die Discuſſion vertieft habe, daß er mit dieſem, den er am frühen Abend mit dem Lichte in der Hand zur Treppe geleitet hatte, an hellem Tage im Geſpräche begriffen noch an derſelben Stelle gefunden worden ſei.

Dem Verdienſte ſeine — Bürſte. Unlängſt ſagte ein Schauſpielee: Als ich kaum vier Wochen in Stettin engagirt war, erſchien auf allgemeines Verlangen mein Porträt in einer Lithographie. — Das iſt gar Nichts! renommirte ein ihm gegenüber ſitzender Sänger. Als ich in Graz zum erſten Mal geſungen, verkaufte man Tags darauf Kleiderbürſten, wo mein Portrait in den Borſten eingewirkt war.

Brulalilāl auf der Bühne. Bereits vor etlichen Jahren legten wir hier in unſerm Joural ein Verslein folgenden Inhalts nieder:

Die Kunſt: Schauſpieler zu loben,
Bis ſie des Lobes voll,
Iſt eine Kunſt, die noch
Erfunden werden ſoll.

Wir holen dieſe Strophe heute wieder hervor, um ſie als Motto über eine Schrift zu ſetzen, welche die „Theater-Chronik" bringt und wie folgt lautet: „In Danzig ſpielte Herr von Linden-Rekowsky den Egmont, und als er keinen Beifall erhielt, ſprach er dem Publikum nicht nur nach dem vierten Acte in gereiztem Tone ſeine Verwunderung aus, ſondern rief auch im letzten Acte, ſich vom Ruhebette erhebend, dem tärmenden Publikum zu: „Des Lebens ungetrübte Freude wird keinem Sterblichen zu Theil." —

Es iſt in der That erſtaunlich, welch hohe Begriffe oft ſo ein Beeterheld von ſich und ſeinen Leiſtungen hat. Oeffentliche Vorwürfe für das Publikum, das da nicht in Enthuſiasmus gerathen und eine unterm Niveau der Mittelmäßigkeit ſtehende Leiſtung applaudiren will. — Die Direction ließ ſolche Skandaloſa auf der Bühne in einem claſſiſchen Stück aber auch nicht ungerochen vorüber gehen, ſie extemporirte ſpäter auch und zwar:

„Des Lebens ungetrübte Freude
Ward keinem Sterblichen zu Theil;"
Auf einen groben Klotz doch aber
Gehört ſich ſtets ein grober Keil.
Marſch! — Du biſt des Contracts entbunden,
Weil Sitt' und Anſtand Du verletzt;
Und — ſomit ward der Herr von Linden-
Rekowsky an die Luft geſetzt.

Bravo! Bravo! — Direction 'raus!

Geheilte Pferde. Zu den wunderlichen Sitten der Araber gehört auch die, daß ein ſchönes ausgezeichnetes Pferd nicht ſelten acht bis zehn Eigenthümee hat. Findet ſich ein Kaufluſtiger, ſo vernimmt er mit Erſtaunen, daß von dem Pferde Einem der Kopf, Einem der Schweif, einem Dritten ein Voedeebein, das andere Bein einem Vierten und ſo weiter gehört. Da nun alle dieſe Eigenthümer zuſammenzufinden und wahrſcheinlich noch ſchwerer unter einen Hut zu beingen ſind, ſo hält es bei manchen Stämmen der Araber ſchwer, von ihnen ein gutes Pfeed zu erlangen. Deshalb ſieht man Europäer, die das Arabiſche geläufig ſpeechen und ſich ſelbſt in Beduinenteacht kleiden, Monate bei ſolchen Stämmen ſich aufhalten, damit dee Kauf eines werthvollen Pferdes zu Stande gebracht wird. Häufig aber müſſen ſie troß all' dieſer Anſtrengungen unverrichteter Sache von dannen ziehen.

Urſprung dee Jakadiner-Mützen. Ueber das Aufkommen der berüchtigten rothen Jacobinermützen ſagt Lamartine Folgendes: Die wegen Aufruhr in Nancy verhafteten und nach Beeeſt auf die Galeeren gebrachten Schweizerſoldaten trugen, als man ſie befreite und feierlich in den Saal der Volksvertreter einführte, jene rothen, den Galeerenſclaven eigenthümlichen Mützen, und ihnen zu Ehren nahmen ſie die Jaeobiner an. Es iſt übrigens die allgemein übliche Kopfbedeckung der Fiſcher am Mittelmeere. Man hat ſie daher früher von den Marſeillern herleiten wollen, die als Conföderirte nach Paris kamen. Allein die rothe Mütze war ſchon vor der Ankunft der Marſeiller in Paeis das allgemeine Erkennungszeichen der Parthei. Bemerkenswerth iſt, daß Robespierre ſich Anfangs gegen

dieſe unanſtändige Tracht ſträubte, während gerade die Girondiſten, denen man mehr ſeinen Geſchmack hätte zutrauen ſollen, ſie begünſtigten.

Gedanken und Betrachtungen. Die Zeit eilt im ſchnellen Laufe mit dem behenden Fahrzeuge „Vergänglichkeit“ durch die Welt, Alle ſind wir ihre Paſſagiere. Der blinde Billeteur „Zufall,“ vertheilt die Sitzplätze; — doch die Gegenden bleiben ſich Alle gleich. Alle fühlen die Unannehmlichkeiten bei der finſtern Fahrt durch einen Tunnel, Alle den Schrecken bei einer hohen und ſchmalen Bahn, die von tiefen Abgründen begrenzt iſt, — und Alle zugleich ſind entzückt, wenn die Sonne mit ihren erquickenden Strahlen über den gottgeſegneten Boden ſcheint und Berg und Thal verklärt. — Freilich giebt es auch welche, ſo die herrlichſten oder auch die widerwärtigſten Parthieen verſchlafen und verträumen. — Die Maſchinenführer ſtehen voran; ſind aber jedem Winde und Wetter ausgeſetzt, und jeder Muthwille beſtraft ſich zuerſt und zunächſt an dem Ausübenden. — Die Zeit hat keine vorgezeichneten Bahnen, es hängt daher nur Alles von dem durchdringenden und überſehenden Scharfblick des Maſchinenlenkers ab, die Maſchine in ihrem Lauf nicht zu hemmen und ſie in freundliche Gegenden zu leiten.

*** „Der Menſch iſt Herr der Schöpfung!“ Wie ſonderbar klingt uns doch dieſer Ausſpruch, wenn wir uns der Willkühr der Thiere preisgegeben ſehen; wenn von ſo mancher Pflanze das Mark und der Saft unſeres Lebens abſorbirt, wo nicht ganz vernichtet wird. Und was das Steinreich dem Menſchen für Leid und Ungemach zugefügt, frage man die großen Geiſter aller Zeiten!

*** Jeder hat in dem Garten, den ihm Gott zu bebauen angewieſen, unter den vielen Dornen auch manche Roſe wachſen. Oefters aber nimmt die Alltäglichkeit den Reiz der Neuheit, und mit ihm die Luſt und Freude, und ſo fühlen wir nur den bittern und herben Schmerz, wenn das Geſchick uns da eine Knospe und dort eine Roſe abreißt.

*** Die Erinnerungen ſind Ordenskreuze und Bänder und Wunden und Narben, die wir aus dem Kampfe des Lebens mitnehmen. — Das Gedächtniß iſt öfters eine Hyäne, die längſt verſcharrte Leichname ausgräbt, und mit Grauen die Gräber unſeres Herzens-Kirchhofes öffnet; — hin und wieder aber auch ein munterer, froher Bergknappe, der das tief verborgene und verſchloſſene Gold zu Tage fördert; ein luſtiger Geſelle, der uns die Vergißmeinnicht der Liebe, Treue und Hoffnung pflückt, die bei dem Lebensfluſſe gedeihen, und ſie zu einem Kranze der Luſt und Liebe flicht.

Curioſa. Antipathie gegen Brod. Don Felix von Azara, Herausgeber einer intereſſanten Reiſebeſchreibung von Südamerika, hatte einen ſo entſchiedenen Widerwillen gegen das Brod, daß er von 1771 an keinen Biſſen mehr zu ſich nahm. Er war im 25 Jahre ſehr krank und wurde auf den angerathenen Nichtgenuß des Brotes ganz geſund. Seit dieſer Zeit aß er kein Brod mehr.

*** Theodor Mügge erzählt in ſeiner Schrift: „Die Schweiz und ihre Zuſtände“ daß im Jahre 1480 allein daſelbſt 1500 Mörder und Räuber hingerichtet wurden. Demnach kamen auf jeden Tag etwa fünf Hinrichtungen.

*** Eine Schrift, die ſich über Weinkultur ausſpricht, ſagt: Man kann den geſammten Flächenraum der Erde, auf welchem trinkbarer Wein gewonnen wird, auf tauſend Quadratmeilen anſchlagen, wonach alſo von der feſten Erdoberfläche noch nicht der 2000 Theil der Weinkultur angehört.

*** Charakteriſtik europäiſcher Hauptſtädte und Plätze.

Berlin — ſpekulirt.
Breslau — promenirt.
Gotha — componirt.
Caſſel — chloroformirt.
London — ſchmollt.
Conſtantinopel — grollt.
Neapel — ſchnitzt.
Stockholm — ſtützt.
Frankfurt — ſackt.
Manchester — packt.
Petersburg — geigt.
Warſchau — ſchweigt.
Leipzig — illuſtrirt.
München — poculirt.
Mailand — raiſonirt.
Potsdam — exerciert.
Prag — muſicirt.
Helgoland — recrutirt.
Düſſeldorf — malt.
Hamburg — ißt und zahlt.
Sebaſtopol — träumt.
Cagliari — ſchäumt
Lyon — ſchafft.
Florenz — gafft.
Paris — baut.
Wien — verdaut.

Literariſches. Gedichte von Angelika von Michalowska. 1856. W. Logier. Es hat wohl weder einen gebildeten Mann noch ein gebildetes Weib gegeben, welches nicht in ihren träumeriſchen, leidenſchaftlichen oder jugendlichen Jahren ſeine Gefühle und Empfindungen der Poeſie anvertraute. Gemeinhin tragen alle dieſe Erzeugniſſe den Stempel der Natürlichkeit und wir glauben nicht zu irren, wenn auch dieſe Dichtungen von Angelika v. Michalowska nach und nach ihren verbliebenen Gefühlsempfindungen zum Ausdruck dienten. Sie ſind

alle lieblich, herzlich und tief empfunden, ohne viel Glanz und Schmuck und Schnörkelei; sie sind jene sanften Echos eines Frauenherzens, die eben nicht Geheimnisse, aber dennoch verborgen für den Indiscreten sind, ein Urtheil, welches von Frauenseite genauer präzisirt werden kann, als von der unsrigen, wie denn überhaupt diese kleinen und gefühlvollen Dichtungen für Frauen am geeignetsten sind und ihnen als natürlicher Ausdruck mancher ihrer eigenen Empfindungen nicht uninteressant sein werden. Es bedarf deshalb keiner Frage, daß wir dies sehr elegant ausgestattete Buch mit bestem Gewissen und besonders den Damen empfehlen.

Moden-Bericht aus Paris.

In Folge der noch immer andauernden kalten und unfreundlichen Witterung, sind die Pariser in ihren Erwartungen von dem diesjährigen officiellen Longchamps, wie von den Champs-Elysées grausam getäuscht; indessen darf man nur, um sich zu entschädigen, von 2—6 Uhr in der Avenue der Kaiserin promeniren, oder auf den grünen Plätzen, welche den See am Boulogner Gehölz umsäumen; denn dort ist der Sammelplatz der beau monde, dort entfalten sich die neuesten und frischesten Frühjahrstoiletten.

Auch wir benutzten diese Gelegenheit und bringen unsern Leserinnen die dort gesammelten Erfahrungen, so frisch, wie wir sie gewannen.

Die Basquinen sind augenblicklich in hoher Gunst; sie sind im Allgemeinen länger, als früher; einige werden auf den Seiten geschlizt, mit Bandrüschen garnirt und durch Sammetschleifen wieder zusammen gehalten. Man wählt jetzt sogar die zartesten Farben zu diesen Kleidungsstücken und besetzt sie dann en brotelles mit schwarzem Sammet und schwarzen Spitzen. Auch die Mantelets fertigt man in den eclatantesten Farben. Es ist dieses ein Versuch des Hauses la Régende, der indessen sich noch bewähren soll.

Die große und wichtige Hutfrage ist nun wirklich entschieden, und zwar, wie man sich leise erzählt, obgleich wir nicht Bürgen sein können, durch eine General-Conferenz sämmtlicher Modisten. Nach einer langen Diskussion ist die Entscheidung dahin ausgefallen, daß die diesjährigen Hüte so klein als möglich bleiben und dazu Bavolets erhalten, deren Länge und Weite ohne Maaß und Zweck sein wird. Dieses neue Hutgesetz nun, wird in Kraft bleiben, bis auf noch garnicht abzusehende Zeiten; denn man sagt, daß Damen von großem Einfluß und — sehr klassischem Profile, sich geweigert hätten, eine andere Form zu adoptiren; so dürfen denn die von der Natur gleich günstig ausgestatteten ihres Geschlechts, sich dieser freudigen Gewißheit hingeben und die andern, weniger Begünstigten werden sich, trotz ihres Unwillens doch entschließen müssen, mit dem Strome zu schwimmen; wenn sie nicht etwa eine Contrarevolution beabsichtigen, die uns, da Extreme sich berühren, die Form der sogenannten Schiffe zurückbringt. Citiren wir nun einige Hüte, die zu den ersten Promenadentoiletten der Kaiserin bestimmt waren.

Einer derselben war von Reisstroh, geschmückt mit einer langen, weißen Feder, die an der linken Seite durch einen Paradiesvogel befestigt, sich spiralförmig um den Kopf schlang und hinten das Bavolet schmückte. Die Spitzen der Feder wie auch der Schweif des Vogels waren leicht vergoldet. Das Innere des Hutes schmückte eine Blondenrüsche, gemischt mit Strohblumen. Bindebänder von breitem, weißem Taffetbande vervollständigten diesen duftigen, eleganten und doch einfachen Hut.

Ein zweiter Hut bestand aus rosa Crepp und war fast ganz bedeckt durch einen Halbschleier von weißer Blonde, der auf die Passe zurückfiel. Im Innern bildeten Blondenrüschen, gemischt mit rosa Federspitzchen, die Garnirung.

Ein dritter Hut von weißem Tüll war von beiden Seiten mit Touffes von Mairosen verziert. Im Innern befand sich auf einer Seite ein Mairosentouff, auf der andern eine graciöse Schleife von Blonden.

Der Name der unglücklichen schottischen Königin taucht wieder lebhaft aus der Erinnerung auf. Wir nennen heute nur eine reizende Coiffüre à la Maria Stuart. Sie besteht aus einem breiten lila Taffetbande, welches einen Saum von granatrothem Sammet hat. Blonden fallen leicht über das Chignon und zu beiden Seiten des Kopfes hernieder. Auf einer Seite flattern zwei Bandenden, auf der andern endet die Coiffüre mit einer großen Bandschaale, welche Zweige von Mandelblüthen hält.

Die Roben für Promenadentoiletten bestehen aus Taffet, Popeline d'Irlande, Lampas d'été, aller Gewebe der Villes de France und von vortrefflicher Güte.

Ein neuer von Madame Payan erfundener Besatz für diese Roben wird gebildet durch Volants, die in doppelte Falten gelegt werden. Den Saum des Volants besetzt man mit einer Bordüre, die vermöge ihrer Festigkeit jede Falte hält; den Kopf des Volants schmückt eine Bandrüsche. Auf Leibchen und Aermeln wiederholt sich dieselbe Garnitur.

Erklärung des beiliegenden Modekupfers.

Reit-Toiletten der Tage von Long-Champs.

1. Hütchen mit Schleifen verziert. Tuchkleid; die Taille mit langem Schoß, die Aermel mit breitem Revers, Batistkragen und Unterärmel, mit gefälteltem Jabot. Eine farbige Schleife faßt den Kragen zusammen.

2. Welliger Scheitel. Graues Tuchkleid. Schwarzes Sammetjäckchen, vorn herunter und auf den Aufschlägen der Aermel mit Seidenborten garnirt. Kragen und Aermel von Batist.

3. Graues Castorhütchen mit einer Feder und Bandschleifen verziert. Das Kleid giebt die Rückseite von Nr. 1 an.

Erklärung der beiliegenden Schnitt- und Mustertafel.

Nr. 1. Modell des Ueberkragens Eugenie. Man verfertigt diesen reizenden Kragen von brachirtem, glattem oder mit einem Plein gestickten schwarzen oder weißen Tüll, oder Mull, und garnirt ihn mit breiten Spitzen, Puffen in die farbiges Band gezogen ist, und Schleifen. Unser Modell und Schnitt Nr. 4 geben einen kleinen Ueberfallkragen; will man denselben fortlassen, so kann in dessen Stelle eine mit Band durchzogene Puffe und daran gesetzte zurückfallende Spitze um den Halsausschnitt bis vorn herunter garnirt werden.

Nr. 2. 0——0——0 Vordertheil des Ueberkragens Eugenie. Der daran befindliche Schoß wird so viel es die Taillenweite erfordert, gefältelt, und an einen feinen Vorstoß gesetzt; hinten kann derselbe mit der andern Hälfte im Ganzen geschnitten werden. Der Buchstabe F, der das Ende des Schoßes bezeichnet, muß unter das F des Rückentheils treffen.

Nr. 3. 00——00——00 Rückentheil des Ueberkragens Eugenie.

Nr. 4. 000——000——000 Kleiner Ueberfallkragen zu demselben.

Nr. 5. Modell einer Taille für ein kleines Mädchen von acht bis zehn Jahren. Dieselbe kann von bunten leichten Stoffen, hauptsächlich aber von weißem Mull oder Batist angefertigt und zu farbigen Sommerkleidern getragen werden. Der Schoß wird unten an den Gürtel Nr. 8 in einer ohngefähren Breite von einer Achtel und Länge von fünf Viertel Elle angefältelt, wozu das Stickmuster Nr. 10 bestimmt ist. Nr. 11 soll zu den Aermeln und Nr. 12 als Einsatz zwischen die Achselnath dienen. Wir werden auf vielseitige Wünsche in späteren Nummern noch einige hierzu passende Muster folgen lassen, doch eignet sich ein Spitzenbesatz auch sehr zur Zierde dieser Taillen.

Nr. 6. |——|——| Vordertheil der Kinder-Taille. Sie wird unten und an der Schulter bis dahin wo es ein + bezeichnet gefältelt.

Nr. 7. ||——||——|| Rückentheil der Taille. Dieselbe kann mit Knöpfen vorn oder hinten geschlossen werden.

Nr. 8. |||——|||——||| Hälfte des Gürtels zu der Taille. An denselben wird letztere oben, und wie schon bemerkt, der vorn etwas abgerundete Schoß, unten herangefältelt.

Nr. 9. ||||——||||——|||| Aermelmuster zu der Taille. Soll der Aermel mit einem oder mehreren Falbeln besetzt werden, so muß derselbe etwas kürzer geschnitten werden.

Nr. 10. Streifenmuster zu dem Schoß der Taille Nr. 5 bestimmt, auch zu Kinder- oder Unterkleidern u. dgl. passend. Der Rand der Blätter wird festonirt oder hachgestickt, die Löcher als Schattenbindlöcher, die Zacken im Rasenstich gearbeitet.

Nr. 11. Schmales Streifenmuster mit voriger Nummer übereinstimmend, zur Verzierung der Aermel und der Taille Nr. 5 oben herum bestimmt. Auch zu Kleider- oder Leibwäsche passend.

Nr. 12. Einsatzstreifen zu den Achseln der Kinder-Taille bestimmt, und wie die beiden letzten Nummern zu sticken, auch zu Morgenhauben, Kragen u. dgl. passend.

Nr. 13. Modell einer Achselbandgarnirung. Dieselbe kann lose über die Taille gelegt und zu verschiedenen Kleidern benutzt werden. Besonders hübsch ist sie von schwarzem Sammet mit ein oder mehreren Reihen schmaler Fransen oder Spitzen garnirt, hinten und vorn mit einer Schleife geschmückt.

Nr. 14. ——————— Muster zu einer Achselbandgarnirung, dasselbe hat aus Mangel an Raum hinten einen Umschlag von A — — — — — — bis A erhalten. Die beiden Hälften des Achselbandes werden hinten aneinander genäht, und eine Schleife dort befestigt. Vorn bleiben sie offen um beim Anziehen willkührlich vorn ein wenig gekreuzt, oder nebeneinanderliegend arrangirt zu werden.

Nr. 15. Den vielen verschiedenen Wünschen um hübsche Morgenhauben, glauben wir am besten durch dieses reizende Muster zu genügen, welches ebenso gut sitzt als kleidend ist, je nach der Zusammenstellung einfach oder elegant wird und sich für jedes Alter eignet. Unser Muster giebt ein deutliches Bild des Badens; wir fügen nur hinzu, daß zwei solche Theile, aus Mull oder Tüllstreifen, aus Spitzen- oder gestickten Einsätzen zusammengesetzt, an der runden Seite aneinandergenäht werden, unten setzt man sie an den quer gehenden Einsatz so viel kraus heran als der Boden weiter als letzterer ist. Das Häubchen, das unserm Muster als Modell diente, und das wir bei Herrn Bernau sahen war allerliebst; es war aus doppeltgelegten Mullstreifen und Einsätzen von Raseaux-Tüll zusammengesetzt; ungleich reicher wird es, wechselt man letztere mit gestickten Einsätzen ab, weshalb wir heut mehrere Muster zu denselben folgen lassen. Die breiten Barben dieser Häubchen sahen wir mit dem Spitzenbesatz vorn herum übereinstimmend garnirt.

Nr. 16. Passe zu der Morgenhaube. Buchstaben bezeichnen es wo dieselbe an den Boden heranpassen muß, so wie es auch auf dem Muster angegeben ist, wo das Häubchen vorn herum mit drei Reihen, hinten mit zwei Reihen schmalen gefältelten Spitzen garnirt wird. Die Schnurre hinten dient zum Einziehen eines Bandes.

Nr. 17. Einsatzstreifen zu Morgenhauben, Kragen, Kinderwäsche u. dgl. passend, theils englisch, theils hach, auch ganz in ersterer Stickart zu arbeiten.

Nr. 18. Einsatzstreifen zu Morgenhauben u. s. w.

die Blätter in Hochstickerei, die Löcher als Schattenbindlöcher zu arbeiten.

Nr. 19. Muster in Plattstickerei zu einem Kleide oder Ueberrock vorn herunter. Die Aeabeske wird im Kettenstich genäht oder breit cordonirt, die Punkte dazwischen, so wie die Blätter und Blumen hochgestickt. Zu einem Kleide bildet dieses Muster ohngefähe den Mittelpunkt, es kann nach unten etwas breiter werden. Die Stickerei kann vorn gerade herunter oder an beiden Seiten schürzenartig gearbeitet werden; letzteres ist moderner und auch graziöser.

Nr. 20. Muster zur Plattstickerei mit voriger Nummer übereinstimmend, zu den Aermeln, dem Schoß oder der Achselbandgarnirung eines Kleides bestimmt.

Nr. 21. Einsatzstreifen; die eine Hälfte jedes Blattes wird hochgestickt, die andere mit dem Point de piqué gefüllt; die Löcher in englischer Stickerei.

Nr. 22. Einsatzstreifen hochzusticken.

Nr. 23. Modell eines Kragens mit Spitzenbesatz und einer Schleife garnirt.

Nr. 24. Der Name Amalie; die äußeren Linien werden fein cordonirt, das Innere hochgestickt.

Nr. 25. Kragenmuster, theils englisch, theils hochzusticken.

Nr. 26. Die Buchstaben A. R. hochzusticken.

Nr. 27. Der Name Selma; der Rand wird festonirt oder cordonirt, die Adern und Blumen hochgestickt.

Nr. 28. Die Buchstaben A. M. verschlungen; die Linien des A. werden cordonirt, die Punkte englisch gestickt die Punkte des M. hochgestickt, die Zacken breit festonirt.

Nr. 29. Taschentuch-Bordüre nebst einem Eckbouquet und dem Namen Caroline. Die Blätter der ersteren werden hoch, die Löcher durchbrochen gestickt, die Zacken der Einfassung fein festonirt. Das Bouquet wird hoch, die kleinen Löcher darin durchbrochen gestickt, der Name in ersterer Stickart gearbeitet. Aus Mangel an Raum ist nur die eine Hälfte der Bordüre ganz gegeben, auf der andern Seite muß sich ganz nach dieser gerichtet werden, so daß das Muster gerade das Viertel eines Taschentuches bildet.

Nr. 30. Die Buchstaben A. R. in Hochstickerei.

Nr. 31. Die Buchstaben L. D. verschlungen. Ersterer wird hochgestickt; die Linien des D. einzeln fein cordonirt, die kleinen Quer-Agraffen hochgestickt.

Nr. 32. Modell eines Unterärmels aus Puffen und Einsätzen arrangirt, mit kleinen Schleifen verziert.

Nr. 33. L. D. verschlungen; ersteres ist breit zu festoniren, der Rand des D. fein zu festoniren oder cordoniren, das Innere mit dem Point de pique zufüllen.

Nr. 34. Die Buchstaben A. L. Die äußern Linien fein zu cordoniren, das Innere hochzusticken.

Nr. 35. Der Name Luiza hochzusticken.

Nr. 36. Die Buchstaben A. R. desgleichen.

Nr. 37. W. D. mit einem Zug; die Blätter der Buchstaben werden gespalten oder ganz hoch, der Zug hochgestickt.

Nr. 38. G. v. H. hochzusticken.

Nr. 39. Der Name Apollonia in getheilter oder dichter Hochstickerei.

Nr. 40. Der Name Ida in Hochstickerei.

Nr. 41. Desgleichen zu festoniren.

Nr. 42. Desgleichen hochzusticken.

Nr. 43. A. L. in Hochstickerei.

Nr. 44. E. M. Der Rand wird cordonirt, die Löcher englich gestickt.

Nr. 45. Bouquet in die Ecke einer schwarzen Atlas-Herren-Cravatte mit schwarzer Seide plattzusticken, oder zur Weißstickerei in kleine Knüpftücher oder Cravatten für Damen bestimmt.

Nr. 46. A. R. gespalten oder ganz hochzusticken.

Nr. 47. Apollonia zu festoniren.

Nr. 48. E. M. verschlungen; in Hochstickerei.

Nr. 49. Bouquet zur Plattstickerei in Herren- oder zur Weißstickerei in Damen-Cravatten bestimmt.

Nr. 50. Der Name Cäcilie; die Linien werden einzeln fein cordonirt, die Quer-Agraffen hochgestickt.

Nr. 51. Der Name Lydia; der Rand wird fein festonirt oder cordonirt, die Löcher englisch gestickt.

Nr. 52. Der Name Franciska; die Linien des Randes werden einzeln fein, oder breit cordonirt oder festonirt, die Löcher hoch oder englisch gestickt.

Nr. 53. Modell eines Unterärmels, mit einem breiten Volant, einer unter demselben angesetzten Puffe und einer farbigen Schleife garnirt.

Nr. 54. Die Buchstaben E. v. L. in Hochstickerei.

Nr. 55. Doppelte Languetten im Rosenstich als Einfassung um ein Taschentuch zu sticken.

Die Abonnenten der ersten (Acht Thaler-) Ausgabe erhalten heute als Extra-Zugabe:

Ein Herrenkupfer.

Die Zeitung für die elegante Welt erscheint wöchentlich und zwar in drei verschiedenen Ausgaben:

Erste Ausgabe mit allen Beilagen zu 8 Thalern jährlich. Enthält im Jahrgange 52 Damen- und 24 Herren-Modekupfer, Musik-Beilagen, Musterrtafeln für weibliche Arbeiten und Moden, Schnitt-Tafeln für Herren, Polichinomanie-Bogen, Portraits, Genrebilder ꝛc.
Die zweite Ausgabe zu 5 Thalern jährlich bringt denselben Text und ausschließlich Damen-Modekupfer und Musterrtafeln.
Die dritte Ausgabe zu ebenfalls 5 Thalern enthält nur Herren-Modekupfer, bringt aber ebenfalls 52 Lieferungen Text.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

Verlag von Otto Janke in Berlin. Verantwortlich: R. Wegener.

Druck von A. Hahn & Comp. in Berlin.

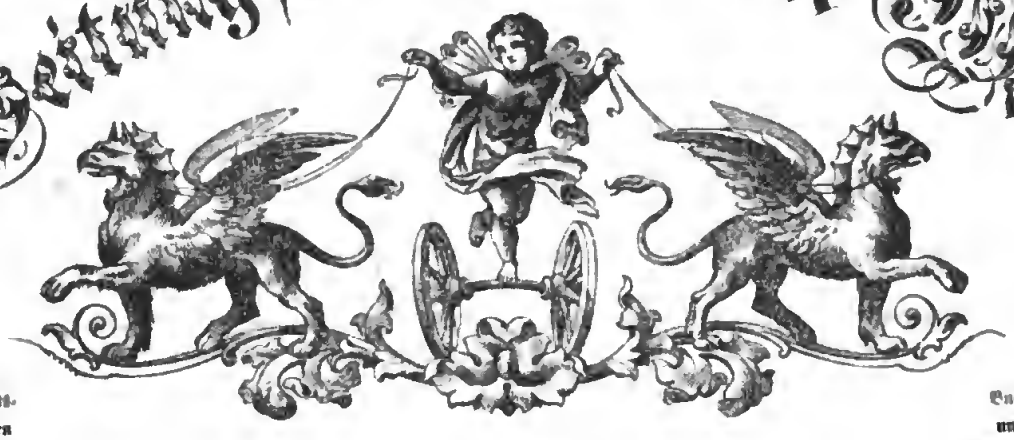
Digitized by Google

Modes de Paris

Digitized by Google

№ 20. Sechsundfünfzigster Jahrgang. **1856.**

Zeitung für die elegante Welt.



Die Abonnements-Bedingungen befinden sich am Schlusse des Blattes.

Redaction: **Th. Drobisch** in Leipzig
und
R. Wegener in Berlin.

Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen hierauf an.

Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich eine Lieferung von 1½ bis 2 Bogen Text, mit artistischen und technischen Beilagen, bestehend in Pariser Modekupfern, Muster- und Schnitt-Tafeln für Damengarderobe ꝛc. in sorgfältigster und reicher Auswahl.

Der Verlobungstag.

Novellette von R. Dehnike.

Der Gärtner der Gräfin Winter ging mit seiner gewohnten Rüstigkeit, aber mit einem besondern Ausdruck gespannter Erwartung auf dem biedern, sonnengebräunten Gesicht in den lustigen überall mit Kräutern und Blumen geschmückten Räumen seines Hauses umher. Er hatte dasselbe ganz nach seiner Idee aufführen lassen und dabei einen Zweck im Auge gehabt, auf dessen Erreichung er nicht wenig stolz war.

Im Sommer war sein Haus nämlich eine Villa, überaus schattig und dem Luftzuge zugänglich; im Winter dagegen war es ein kleines gegen Frost und Schnee fest verwahrtes Bollwerk. Heut nun, wo ein angenehmer Junimorgen die ersten frühen und noch frischen Sonnenstrahlen über die rings in festlichem Blüthenschmuck prangenden Anlagen ausschüttete, hatte das Gärtnerhäuschen natürlich nicht seinen Winterpelz angezogen, sondern es prangte auf allen Seiten in einem grünen flatternden und leichten Gewande rankender Schlinggewächse, aus denen wie Bänder oder Juwelen hie und da mit zierlicher Kaketterie rothe, von Thauperlen blitzende Blumen hervorschimmerten.

Es war aber auch eine besondere Gelegenheit dazu vorhanden, daß Menschen und Sachen in der Familie des Gärtners heut sich aufs Vortheilhafteste herausputzten.

Es wurde Besuch erwartet, Besuch aus der Stadt, sehr wichtiger und ereignißschwerer Besuch.

Herr Bomme sollte ankommen, ein angehender Vierziger und ungeheuer reich. Was er beabsichtigte, war ein Geheimniß, er beabsichtigte indeß jedenfalls etwas Bedeutsames, denn sonst würde unser Vater Gärtner nicht solche Vorkehrungen getroffen haben.

Er hatte soeben die großen stachlichen Aloegewächse, die in zwei Reihen am Wege zur Hausthür aufgepflanzt standen, zurechtgerückt und rief nun seiner Hausfrau die aus der Thür trat, zu: „Aber wo bleibt denn nur Flora, was macht das Mädchen? Ich glaube, Herr Bomme wird kommen und sie, statt ihn hier zu bewillkommnen wird sich im Schlosse umhertreiben und erst Stundenlang gesucht werden müssen."

Die Hausfrau, ohne direkt die Frage zu beantworten, begnügte sich zu sagen: „Ei Flora wird zur rechten Zeit wohl da sein."

Dann fügte sie mit prüfendem Blick auf die Anordnungen ihres Mannes und auf diesen selbst hinzu: „Ich möchte wohl eigentlich wissen, lieber Franz, aus welchem Grunde Du dem Besuche des Herrn Bomme heut eine so besondere Wichtigkeit beilegst? Du hast Deinen Morgenkaffee vergessen und ich habe die Spirituslampe anzünden müssen um ihn warm zu halten. Ich habe mir schon Vorwürfe über diese Verschwendung gemacht, eigentlich treffen sie indeß Dich."

„Nun wohl, liebes Weibchen, bringe den Kaffee hier in die Laube und laß uns ein vernünftiges Wörtchen mit einander reden." Beide setzten sich unter eine von Jasmin, Flieder und Goldregen beschattete Laube und während ein Chor von Bienen lustig die Blüthenkelche umsummte, begann Vater Franz, behaglich seinen Kaffee schlürfend.

„Unsere Flora ist in diesem Frühlinge sechszehn Jahre alt geworden, ein feines Mädchen und werth, nach der Erziehung, die wir und nach den Vorzügen, die ihr die Natur gegeben, eine ansehnliche Partie zu machen."

Da die Mutter nur durch leises Kopfnicken erwiderte, so fuhr er fort: „Herr Bomme ist mein alter Freund, mein bester Kunde in der Stadt, ein Kenner von Blumen wie kein Anderer und reich wie Crösus. Eine halbe Straße gehört ihm, sein Haus ist ein Palast und sein Garten dahinter ein Elysium. Ich brachte ihm, wie Du weißt, neulich meine Azaleen und Calceolarien, die auf der letzten Ausstellung den Preis gewonnen haben. Er bezahlte mich höchst freigebig und führte mich dann unter die Veranda an der Hinterseite des Hauses, von wo aus man den ganzen Garten übersieht. Ich mußte mit ihm frühstücken und ich kann Dir sagen, daß ich in meinem Leben nicht besser gespeist habe. Nachdem wir vieles hin und her gesprochen, sagte ich wie zufällig:

„Lieber Herr Bomme, Sie haben so vieles, weshalb Tausende Sie beneiden können, aber eins fehlt Ihnen, um das Sie den ärmsten Tagelöhner beneiden müssen."

„Und das wäre? fragte er gespannt.

„Je nun ein Weib, ein treues, braves, liebendes Weib."

„Da haben Sie Recht, alter Freund, versetzte er, aber glauben Sie, daß es so leicht ist, ein solches zu finden?"

„Für Sie kann es doch unmöglich schwer sein."

„Sehen Sie, sagte er nachdenklich, ich habe, was Frauen betrifft, denselben Geschmack, den ich bei Blumen habe. Ich suche die prächtigsten Ziergewächse, die seltensten, exotischen Pflanzen, ich bewundere sie, freue mich über sie, zeige sie mit Stolz meinen Besuchern — aber ich liebe sie nicht. In meinem Arbeits- und Schlafzimmer werden Sie nichts dergleichen finden; da blüht das einfache Vergißmeinnicht, da ziehe ich Wald- und Wiesenblumen und wenn es mir durch besondere Vorsorge durch aufmerksame Beobachtung gelungen ist, ihre verborgenen Eigenschaften zu entwickeln, zu veredeln, neue Reize an ihnen zu zeitigen, so finde ich mich befriedigt. Die andern theuren und fremden Blumen kommen mir beinah vor, als wären sie künstlich, als forderten sie die allgemeine Bewunderung heraus. Hier aber sehe ich in alte bekannte und liebe Gesichter und fühle mich ihnen auf's innigste vertraut."

„Ich unterbrach ihn nicht, nach einer Pause fuhr er fort:

„Und so geht es mir mit den Frauen. Ich will keine, die im künstlichen Treibhause allzuhoher Cultur aufgewachsen ist, ich will ein einfaches Mädchen. Aber ich verlange allerdings, daß sie neben ihrer Ursprünglichkeit ein anziehendes Wesen, neben ihrer Einfachheit einen gelehrigen Geist, und außerdem daß sie Gemüth besitzt. Gemüth ist für mich das, was bei meinen Waldblumen der frische, kräftige und doch milde Duft. Sie sehen also, daß meine Ansprüche nicht gering aber vielmehr, daß sie allzuhoch sind."

Ich erwiderte Einiges darauf, was ihn ermuntern sollte, seine Hoffnungen nicht ganz aufzugeben und lieber irgendwo eine kühne Wahl zu treffen, als sich zu einem immer währenden Hagestolzenleben zu verdammen. Wir schieden darauf. Unterdeß hat es sich gefügt, daß unsre Flora mit Aufträgen von mir einige Male bei ihm in der Stadt und er, wie Du bemerkt haben wirst, ungewöhnlich häufig in letzter Zeit bei uns gewesen ist. Vor einigen Tagen schrieb er mir nun, daß seine Wahl getroffen und daß sie auf unsere Tochter gefallen sei. Sie vereinige alle Eigenschaften in sich, die er wünsche. Er werde heut kommen und um ihre Hand bei uns anhalten. Du wirst mit mir derselben Meinung sein, daß wir ohne Besinnen unsere Einwilligung in eine so vortheilhafte und glänzende Heirath geben."

Die Mutter sah nieder und sagte: „Die Ehen werden im Himmel geschlossen. Der Mensch denkt und Gott lenkt. Es ist Manches schon ganz anders gekommen, wie es Anfangs den Anschein hatte."

„Wie, rief der Gärtner fast unwillig, anstatt Dich zu freuen, überschüttest Du mich mit Gemeinplätzen? Wahrhaftig — — aber o Himmel, was ist das? Meine Anlagen! meine schönen Antagen! Welcher Esel treibt mir da diese wilde Bestie gerade in meine schönsten Blumentöpfe hinein?"

Ein gesatteltes Pferd war plötzlich in den Garten gesprengt und richtete hier eine traurige Verwüstung an. Der Gärtner eilte hinaus, es zu fangen.

Nach dem Schloſſe der Gräfin Winter führte ein alter Park aus Linden und Eichen beſtehend, ehrwürdigen Bäumen, unter denen ſo manche Generation hingewandelt war. An den Park ſchloſſen ſich großartige Gartenanlagen, die Schöpfung und der Gegenſtand unausgeſetzter Sorgfalt des Vater Franz. Park und Gärten wurden durch ein Flüßchen getrennt, das einen großen Fall hatte und darum mit lebhaftem Rauſchen und Murmeln über Kieſel und gelben Sand in die Ebene hinabhüpfte.

Unter einer majeſtätiſchen Linde, deren gewaltige Baumkrone einer grünen Domkuppel glich und um deren Fuß eine mit ſchwellendem Moos bedeckte runde Erhöhung einen angenehmen Sitz bot, ſaß die bisher erwähnte über den plötzlichen Einbruch des Pferdes vergeſſene Flora.

Sie blickte hinab in den kleinen Bach, der wie ein neckiſches Kind zu ihren Füßen ſpielte und warf einigen Forellen, die zwiſchen den Steinen ſichtbar wurden, Brodkrumen aus ihrer Taſche zu. Die ſcheuen Waſſerbewohner belohnten dieſe gutmüthige Aufmerkſamkeit indeß nur dadurch, daß ſie untertauchend verſchwanden.

In der Lindenallee, deren Flügelmann der erwähnte Rieſe war, die in gerader Linie von der Hauptthür des Schloſſes bis zum Bach lief und wegen ihrer Länge kaum abſehbar war, nahte ſich ein junger Mann. Er mochte etwa 23 Jahr alt ſein und war mit ariſtokratiſcher Eleganz jedoch ländlich gekleidet. Flora hörte ſeinen Tritt, man ſah es an einer leichten Bewegung ihres Hauptes, aber ſie betrachtete abſichtlich den Bach mit geſpannteſter Aufmerkſamkeit und ſchien für nichts Sinn zu haben als für das Spiel der ſilbernen Wellen.

Der junge Mann, als er näher gekommen, ſchlich auf den Zehen heran, ſetzte ſich leiſe neben das Mädchen und wollte ihr ſeine beiden Hände über die Augen legen. Sie wandte ſich lachend um, verhinderte durch eine roſche Bewegung ſeine Abſicht und ſetzte ihm einen großen Blumenkranz den ſie verborgen gehalten, über den Kopf, ſo daß Stirn, Augen und Naſe ganz von Laub und Blüthen bedeckt waren.

„Du biſt noch immer der kleine Muthwille, als welchen ich Dich verließ, ſagte der junge Mann, indem er die Hand des Mädchens zu faſſen ſuchte, die ſie ihm aber entzog.

„Ich wäre klein? rief Flora aufſpringend. Sie irren ſich Herr Graf. Ich bin jetzt beinah ſo groß wie Sie und werde Sie erſuchen mich nicht mehr mit dem vertraulichen Du zu beehren. Die Zeiten haben ſich geändert.“

Sie ſtand da, das Käpſchen keck gehoben, ihre ſchlanke Geſtalt, etwas über die Mittelhöhe hinaus, aufgerichtet, das große braune Auge halb neckend, halb ernſthaft auf ihn geheftet, während ſie ihre üppigen dunklen Locken von der weißen Stirn zurückſtrich.

„Du biſt eine Göttin,“ rief er, „ich habe noch keine ſo ſchöne Flora in Marmor geſehen, wie ſie hier leibhaftig vor mir ſteht. Aber der Kranz, den Du mir aufgeſetzt, muß auf Deinem Haupte prangen, damit meine Illuſion vollſtändig wird.“

„Immer dies alte Du, ſagte ſie ſchmollend, ohne ſich gegen das Aufſetzen des Kranzes zu ſträuben. Hat denn Ihre Frau Mama nicht erklärt, daß es ſich nicht mit dem Anſtande vertrage, wenn wir uns noch Du nennen? Das konnte wohl früher geſchehen als wir noch Kinder waren.“

„Ei, Du biſt immer ein Kind und ein gutes, und um Dir das zu beweiſen, will ich Dir auch einen recht herzhaften Kuß geben.“

„Das wäre mir gerade recht,“ ſagte ſie, „ich ſpringe den Augenblick in das Waſſer. Das ſchickt ſich ja gar nicht.“

„Nun nun,“ ſagte er begütigend, „ſetz' Dich nur neben mich. Sieh, ſind wir nicht Geſchwiſter? Hat Deine gute Mutter uns nicht beide an ihrer Bruſt aufgezogen? Ich weiß nicht was ſich mit einem Male zugetragen hat, daß Du ſo verändert biſt.“

„Viel, ſehr viel hat ſich zugetragen; ſo z. B. hat der junge Herr auf der Univerſität dieſe Narbe in's Geſicht bekommen, weil er ſich wahrſcheinlich für die Ehre einer Schönen duellirt hat.“

Ach, liebe Flora, es war ein ganz gewöhnlicher Streit, wie er alle Tage auf Univerſitäten vorkommt.“

„Ich liebe aber ſtreitſüchtige Perſonen nicht!“

Während dieſes Zwiegeſpräches traten einige Perſonen aus einem Seitengange in die Allee. Flora hatte ſie nicht ſo bald erblickt, als ſie mit dem lauten Rufe: „Ach da iſt ja mein alter Freund Herr Bomme!“ auf ſie zueilte.

Aber auf dem halben Wege ſchon blieb ſie ſtehen und ſagte erſchrocken: „Mein Gott, was iſt Ihnen denn zugeſtoßen, Herr Bomme? Sollten Sie ein Unglück gehabt haben?

„Verehrungswürdiges Fräulein,“ erwiderte der Angeredete, indem er ſich mühſam zwiſchen zwei Landleuten, die ihn führten, aufrichtete, „es iſt für mich keineswegs angenehm, Ihnen in dieſem Zuſtande entgegen zu treten.“

In der That ſah der ehrwürdige Herr, der ſonſt immer mit der ausgeſuchteſten Sorgfalt ſich zu kleiden pflegte, ſehr verſtört aus. Seine Kleider waren beſtäubt und zerriſſen, ſein Geſicht zerſchunden und ſtatt des Hutes mit einem Taſchentuche bedeckt.

„Was iſt denn geſchehen?“ fragte Flora beſorgt.

„Sie erlauben,“ ſagte Bomme ſich gegen den Grafen verbeugend, „daß ich auf dieſer einladenden Moosbank Platz nehme und meiner Freundin die Geſchichte meiner Leiden erzähle. Der heutige Tag ſollte für mich ein wichtiger und erfreulicher werden, ja“ — ſprach er ſenf-

zend mit einem langen Blick auf Flora — „an ihm sollte sich das Glück meines Lebens entscheiden. Sie können sich daher denken, daß ich schon vor der Sonne wach war und daß eine ungewohnte Energie mein ganzes Wesen belebte. In dieser gehobenen Stimmung beschloß ich den Weg hierher nicht wie sonst in meinem sichern Wagen, sondern wie ein Jüngling zu Pferde zu machen. Ach, das Feuer der Erwartung, daß in mir glühte, vermochte das stürmische Roß nicht zu bändigen. Mit unsäglicher Mühe gelang es mir, bis in die Nähe dieses Dorfes zu kommen, hier aber versetzte eine Meute bellender Hunde mein Thier in einen solchen Zustand von Wildheit, daß es mich in eine Dornenhecke warf, aus der diese guten Leute mich befreiten und mich, den vor Angst und Erschöpfung Halbtodten, hierherführten."

Der bedeutsame Blick, den Bomme unter seinem Taschentuche hervor auf sie geworfen und seine ausgesprochene Absicht, heute und an diesem Orte sein Lebensglück begründen zu wollen, hatten Flora eigenthümlich berührt. Sie fühlte instinktmäßig, daß die Ankunft des Herrn Bomme eine Veränderung in ihrem Geschick hervorbringen könne und wenn sie an Albert, des jungen Grafen, kühne Reiterkunst dachte, so ging ihr Mitleid über den Unfall des ältlichen Herrn eher in eine gewisse komische Stimmung über, hervorgerufen durch sein jetziges, originelles, jedoch keineswegs anziehendes Aeußere, sowie durch die Vorstellung, welche sonderbare und bedauernswerthe Figur er auf seinem ganzen Ritt bis zur endlichen Katastrophe gespielt haben mochte.

Diesen Gedanken wurde sie indeß durch die Ankunft ihres Vaters entrissen, der unter den lebhaftesten Aeußerungen des Bedauerns Herrn Bomme begrüßte und ihm mittheilte, daß sein Pferd bereits eingefangen und in Sicherheit sei. Er forderte Flora auf, ihm bei der Unterstützung Bomme's behülflich zu sein und so führten Vater und Tochter den unglücklichen Reiter nach der Gärtnerwohnung.

Die beiden Landleute folgten, eine Belohnung für den geleisteten Dienst erwartend.

Albert schaute verwundert der sonderbaren Gruppe nach, in der das taschentuchbedeckte Haupt Bomme's und das noch immer mit dem Kranz geschmückte Flora's eigenthümlich contrastirte.

Ein widerwärtiges Gefühl ergriff ihn, da er bemerkte daß der Fremde sich hauptsächlich auf den vollen schönen Arm des jungen Mädchens lehnte, ihn einige Male sogar zärtlich drückte. Um nicht mehr zu sehen, entfernte er sich in die düstern Laubgänge des Parks.

Die Gräfin Winter, eine wohlbeleibte, ältliche Dame mit einem Gesicht, auf welchem der Stolz ihres Standes mit der Gutmüthigkeit ihres Herzens sich mischte, saß mit dem Geistlichen des Dorfes beim Dessert. Sie hatte soeben vom Gärtner Franz erfahren, daß der bekannte, reiche Herr Bomme aus der Stadt, der übrigens von seinem unglücklichen Ritt nach ein paar Tagen sich vollständig erholt, um die Hand Flora's in aller Form angehalten hatte.

Als Frau sich ohnehin für eheliche Verbindungen interessirend und als Herrin besonders für das Wohl ihrer Untergebenen besorgt, hatte diese Nachricht ihr viel Freude gemacht. Vielleicht gab es noch einen geheimen Grund der ihre Befriedigung steigerte.

Albert und Flora hatten seit ihrer frühesten Jugend wie Geschwister zusammengelebt. Sie waren so unzertrennlich gewesen, daß, als einst Flora einige Wochen bei Verwandten zubrachte, Albert, damals 19 Jahr alt, in einen Zustand krankhafter Sehnsucht und Reizbarkeit verfiel, der sich so bedrohlich gestaltete, daß der Arzt alles Ernstes die Anwesenheit Flora's als einziges Heilmittel bezeichnete und aus ihrer längeren Entfernung sehr bedenkliche Folgen für die Gesundheit Alberts prophezeihte.

So wie beide Kinder älter wurden, mehrte sich ihre Anhänglichkeit, ohne indeß je den Charakter der Zärtlichkeit anzunehmen. Im Gegentheil führte oft das stürmische und unnachgiebige Temperament Beider Scenen gegenseitiger Heftigkeit zwischen ihnen herbei. Aber solche Scenen, weit entfernt ihre Anhänglichkeit an einander zu schwächen, schienen Beide sich nur nothwendiger zu machen.

Eine Verwandlung in ihrem Zusammenleben brachte die Entfernung Alberts hervor, welcher die Universität besuchte. Gerade diese Entfernung zeigte der besorgten Mutter, wie sehr das Bild Flora's mit dem innersten geistigen Wesen Alberts verwachsen war. Nicht nur war sie das Hauptthema aller Briefe, er benutzte auch jede Gelegenheit nach dem Schlosse zurückzukehren und hier lange zu verweilen. Ja einst, da er in der Residenz krank geworden, forderte er die Gräfin auf, ihn in Gesellschaft Flora's zu besuchen, da er dann schneller gesund zu werden hoffte.

Zwar hatte Albert die aristokratischen Grundsätze, die ihm mit der Muttermilch eingeflößt waren und die in seiner Familie mit der höchsten Strenge aufrecht gehalten wurden, nie verleugnet. Er war ein erbitterter, ja fanatischer Gegner aller demokratischen Tendenzen und Bestrebungen und hatte ein sonst inniges Freundschaftsbündniß mit einem alten Bekannten gelöst, weil dieser ein junges Mädchen von ausgezeichneter Schönheit jedoch niederer Herkunft, deren früherer Lebenswandel nicht über jeden Zweifel erhaben war, aus Leidenschaft geheirathet hatte.

Beruhigte dies einerseits die Gräfin, so war sie doch nicht ganz ohne Sorge über die Art und Weise, wie Al-

bert die Nachricht von der bevorſtehenden Verlobung ſeiner Jugendfreundin aufnehmen werde und daher ein wenig verlegen, als dieſer unerwartet in's Zimmer trat.

Er ſchien nachdenklich und ſetzte ſich nach einer leichten Verbeugung an die Seite ſeiner Mutter. Sie ſuchte vergebens nach einigen gleichgültigen einleitenden Worten und ſo entſtand eine minutenlange Pauſe.

Der Geiſtliche, der lange in großen Familien gelebt hatte und viel hofmänniſchen Takt beſaß, trat für ſie ein.

Er ſprach zuerſt über den Gaſt im Gärtnerhauſe, lobte deſſen Charakter, den er aus eigner Erfahrung kannte, ſchilderte ſeine ſo äußerſt günſtige Lebensſtellung und ging dann auf den Grund ſeiner jetzigen Anweſenheit über.

Er ſprach im Allgemeinen über eheliche Verbindungen, tadelte diejenigen, die aus bloßer Leidenſchaft geſchloſſen wurden, lobte diejenigen bei denen Vernunft, wohlverſtandenes Intereſſe und eine edle Uebereinſtimmung waren, jedoch maßvolle Empfindungen vorwalten und wollte ſich noch in eine Auseinanderſetzung der richtigen Liebesverhältniſſe verlieren, als Albert ihn mit der Frage unterbrach, ob der Tag der Verlobung ſchon feſtgeſetzt ſei.

Dies gab der Mutter Gelegenheit ihrerſeits am Geſpräche ſich zu betheiligen, in die beſten Wünſche für Flora auszubrechen und ſich mit der Auswahl der Geſchenke zu beſchäftigen, womit ſie das junge Mädchen an ihrem Ehrentage überraſchen wollte. Albert hörte einige Zeit zu, brachte dann das Geſpräch auf gleichgültige Gegenſtände und empfahl ſich endlich, anſcheinend in der ruhigſten Gemüthsſtimmung.

Die Gräfin konnte nach ſeiner Entfernung ihre Freude nicht verbergen. Sie geſtand offen ſie habe für die Ruhe Alberts bei einer gewiſſermaßen ewigen Trennung von Flora gefürchtet. Der Geiſtliche lobte ſeinen Verſtand, erinnerte an ſeine ariſtokratiſchen Grundſätze und bemerkte, daß die ſogenannten Jugendbekanntſchaften bei Perſonen verſchiedenen Geſchlechts viel häufiger in Romanen als im wirklichen Leben zu dauernden Verbindungen führten.

So waren denn nach der Meinung der Gräfin und ihres geiſtlichen Rathes alle Verhältniſſe in das günſtigſte Geleiſe gelenkt.

Aber Albert war weit entfernt, ſo ruhig zu ſein, wie man ihn glaubte. So lange Herr Bomme anweſend war, hatte er Flora nicht geſehen. Wohl hatte ihm eine nicht erfreuliche Ahnung geſagt, es gehe etwas mit ihr vor, jetzt war dieſe Ahnung zur Gewißheit geworden.

Im Allgemeinen herrſchte ein kühler prüfender Verſtand, eine entſchloſſene Ruhe in ſeinem Weſen vor und er hatte auf der Univerſität für einen kalten leidenſchaftlichen Menſchen gegolten und glaubte ſelber es zu ſein. Er ſuchte daher in die Betrachtungsweiſe der verehrten Perſonen, die er eben verlaſſen, einzugehen.

Ihr Urtheil war ein mit den geltenden Grundſätzen des Lebens, der Geſellſchaft ſo übereinſtimmendes, daß er ſich ſelbſt wunderte, wie ein geheimer, quälender Widerſpruch in ſeinem Inneen ſich geltend machte und mit tiefeinſchneidendem Hohne die ihn ſo nah berührenden Verhältniſſe grell überleuchtete.

Er ſah den würdigen Bomme, das ſchweißtriefende, betrübte Geſicht von den Zipfeln des weißen Taſchentuchs eingehüllt, daneben Flora mit dem Kranz.

Dort eine rein materielle Erſcheinung, einen feiſten, fetten Pilz, im kühlen Schatten, im Sumpf behaglicher Fülle, gutеſſender, guttrinkender, ſanft ſchlummernder Unthätigkeit aufgewachſen, — hier eine friſche, fröhliche Blüthe, die gefeiertſte, die zarteſte Schönheitsidee der bildungsreichen Natur wiederſpiegelnd — er ſah es und ſeine Lippen zuckten in bitterm Spott.

Aber er dachte nicht an ſich. Er dachte auch nicht daran, das, was ſo unharmoniſch ſich geſtaltete, zu ändern! Er ſattelte ſelbſt ſein Lieblingspferd und galoppirte den Terraſſenweg am Schloß hinunter, durch das Dorf fort — wohin? er wußte es nicht.

Flora wurde, ſobald ihre bevorſtehende Verlobung mit einem der reichſten Männer der Stadt bekannt geworden, von allen Seiten mit Glückwünſchen überhäuft. Nicht ohne eine kleine Anlage zur Eitelkeit, machten ihr anfangs die Huldigungen, die man allgemein ihrem Glücke brachte, Vergnügen, dann aber hörte ſie dieſelben mit Gleichgültigkeit an und endete damit, ſie unerträglich zu finden.

Auch Herr Bomme, der ihr in ſeinem Palaſt, wenn er ihr im prangenden Sammetſchlafrock wohl friſirt entgegen trat, wie der Gebieter eines kleinen Königreichs vorgekommen war, verwandelte ſich bei näherer Bekanntſchaft in einen gewöhnlichen Sterblichen und obwohl er nicht einer gewiſſen Unterhaltungsgabe ermangelte, ſo machten ſeine Bemühungen, beſtändig in der Nähe Flora's zu ſein, ihr ſeine Gegenwart eben nicht erwünſchter, vielmehr ſuchte ſie ihm durch ſo manche kleine Liſt auszuweichen und ſich in irgend einen kleinen Winkel zu verſtecken, wo ſie ſich Träumereien hingab, in denen der Zukunft wenig, mehr aber der Vergangenheit gedacht wurde.

Gerade an dem Tage, an welchem die eben beſchriebene Scene zwiſchen Albert und ſeiner Mutter ſich ereignete, hatte der Bräutigam in spe vor, einen Gutsherrn in der Nähe zu beſuchen.

Er lud Flora ein ihn zu begleiten, dieſe aber erinnerte ſich, daß ſie ſchon ſeit langer Zeit eine alte hundertjährige Köhlerwittwe im Walde, der ſie ſonſt regelmäßig Almoſen

Digitized by Google

zu bringen pflegte, nicht besucht habe und machte sich sogar Vorwürfe über ihre Vergeßlichkeit, daß Herr Bomme sich begnügte, einige Goldstücke für die Alte mitzugeben und allein zu fahren.

Flora füllte ein Körbchen mit Eßwaaren, setzte einen breitrandigen Strohhut auf, von dem ein grüner Schleier flatterte und machte sich auf den Weg nach dem Walde. Ihr Blick, sonst so offen, so frei und heiter, war ernst und zu Boden gesenkt. Manchmal schaute sie sich um, zu sehen ob ihr nicht Jemand folge, mit dem sie oft denselben Weg zusammen gemacht. Kaum daß sie die Grüße der Begegnenden erwiderte aber wie sonst mit ihnen in ein freundliches Gespräch sich einließ.

Wie froh war sie, als endlich der Wald, der alte Vertraute ihrer Kinderspiele, sie in seinen schützenden Schatten nahm. War es doch als klänge in seinem Rauschen ihr ein Freundesgruß entgegen, ein besänftigendes Wort und zugleich ein Vorwurf, daß sie trüben Herzens hier unter all' den lauten fröhlichen Kindern der Natur umherwandle. (Fortsetzung folgt.)

Wanderlied.

Von J. Bacher.

Hinaus in die wimmelnde Welt!
Es tönet und rauschet und ruft
Mich Himmel und Erde und Duft;
Hinaus in die Fluren, das Feld!

Ich grüße euch, Himmel und Meer,
Euch Blumen, dort nickend am Rain,
Ich laß' euch hier alle allein;
Das Wandern, das eilt gar so sehr.

Im Walde doch hemm' ich den Schritt,
Es wird mir so eng' in der Bruft;
Muß beten, muß beten vor Luft,
Ein Thränlein wahl betet da mit.

Doch weiter, doch weiter mein Fuß,
Mein Weg ist so weit und so lang,
Den Busen voll tönendem Sang
Umarmt schon die Ferne mein Gruß!

Feuilleton.

Die Siebenschläfer in Braunschweig. Do haben wir's, weil zur hundertjährigen Geburtstagsfeier Mozarts in Braunschweig, weder das Theater noch die daselbst bestehenden sieben Gesangvereine Nichts, gar Nichts gethan, bekommen sie von vielfachen Zeitungen ihren gehörigen Klaps und dies — von Rechteswegen! Wenn die musikalische Seele des Theaterdirectors Köchy so zäh und spröde war wie Braunschweiger Mumme und Pfefferkuchen, warum ließ sich denn da der Herr Capellmeister Abt für seine Liedertafel diese fette Wurst entgehen?

„Abt war sonst ein gar stattlicher Herr"

und hier ließ er seine Verehrung wie die Schwalben heimwärts ziehen? Hat man Rücksichten nehmen müssen, weil im vorigen Jahre die Lessingfeier schon so viel Enthusiasmus in Anspruch genommen. Wäre der Regisseur Schütz schon wieder in Braunschweig gewesen, der würde gesagt haben:

„Ich bin ein Schütz in des Regenten Sold"

aber dennoch wollen wir den Mozart feiern, denn er war auch ein Regent, ein König, ein Herrscher im Reich der Töne. Konnte denn der Herr Professor Griepenkerl, der über Musik liest, nicht seine weiße Weste anziehen, die Glacéehandschuh aufstecken und ein Wörtchen reden? In allen großen, ja sogar kleinern Städten Deutschlands, in Belgien, Italien, Frankreich, England und selbst in Amerika gedachte man des Tages, nur Braunschweig blieb zurück, wo doch einmal Reventlow und Kothe Vorlesungen über die Gedächtnißkunst gehalten. Sieben Gesangvereine und stumm! Es scheint dieses Siebengestirn am Gesangshimmel im Zeichen der Fische, des Krebses oder des Fuhrmannes zu stehen. O, du Siebenkäs am Ufer der Oker, Siebenmeilenstiefel habt ihr nicht. Caspar — er war von je ein Böswicht — sagt im Freischütz: Sechse treffen, Sieben äffen! und dies muß Euch ja ein Samiel souffirt haben. Wenn es dereinst in der „Musik der Sphären" ein „Siebenheiligenstadt" giebt, Ihr kommt wegen der musikalischen sieben Todsünden nicht hinein; Ihr werdet dastehen wie eine Abbreviatur, wie eine Generalprobe in der Ripienstimme und Euer Gewissen wird niedergedrückt sein, wie eine eingerostete Fagottkloppe auf dem F-Loch. — Doch, allen Sündern soll vergeben und — der Satz zu Ende sein. Darum keine Feindschaft nicht, du — böse Sieben!

Die Mehlwürmer werden wahrscheinlich bald im Preise steigen, denn die Nachtigallen unter den Sängerinnen mehren sich schon wieder. So wird in der Wiener Theaterzeitung von Lemberg aus die dort engagirte Frau Schreiber-Kirchberger die „goliziſche Philomele" genannt. — „Nol wenn's dem Herrn Leutnant recht ist, mir ist's recht!" sagt Wallheim in der Lenore.

„Wer hat dich du schöner Wald aufgebaut da oben," können zu Baiern in der Nähe gewisser königlicher Wol-

dungen die Hausväter ausrufen, denn dort wird häufig der Klafter Holz am Stamme für ſechs Kreuzer verkauft. O, wie billig dort die Unterhaltungen am häuslichen Heerde, das tägliche Futter für einen Kachelofen, der in Hinſicht gegen die unſerigen ein wahrer Aſchenbrödel iſt. Natur! Natur! warum haſt Du nicht ſo einen Sparwald in die Nähe von Leipzig oder Berlin verpflanzt, da würde ſich ſo Mancher mit Freuden auf dem Holzwege befinden.

Düſtere Sterne in der Annoncen-Literatur bilden jedenfalls die Anzeigen der Apothekers Metzinger in Wien. Dieſer Adept an der Donau kündigt nämlich ein „Fiakerpulver" an. Iſt dieſes nun ein Pulver, welches Fiaker curirt oder für Patienten, die es fahrend im Fiaker einnehmen müſſen? Oder iſt's vielleicht ein Pulver für Droſchkenpferde damit ſie Hitze bekommen und ſchneller laufen? — Etwas mehr Deutlichkeit, Herr Apotheker!

Mein Hüan, mein Keller! konnte vergangene Woche zu Leipzig jedenfalls ein Mädchen von zwanzig Jahren rufen, die in der Nähe der ſogenannten „heiligen Brücke" ſich leichtſinnig in die Fluthen der Elſter geſtürzt, weil ihr Vater nicht ein Liebesverhältniß billigen wollte. Ein Herr, welcher des Weges kam, eilte an's Ufer, hielt ihr ſeinen Stock entgegen und rettete ſo das Mädchen. — Da hat der Herr jedenfalls ein gutes Früchtchen am Stock gezogen.

„Bildung muß ſein!" ſagt der „ſeine Wilhelm," und dies faßte ſich ein reiſender Schauſpieldirector in einer preußiſchen Provinz zu Herzen nehmen, welcher erſt unlängſt wieder einen Beweis gab, wie ſchlecht es oft mit der Bildung von ſolchen Männern ſteht, denen die Regierung die Conceſſion zu theatraliſchen Vorſtellungen gegeben. Es ſchreibt nämlich an dieſen weiſen Salomo ein Improviſator und fragt an, ob er vielleicht an einem Abend in ſeiner Kunſt auftreten könne. Der Director ſteht verblüfft, als er den Brief geleſen, und nach einer Verſtändigung mit ſeinem Regiſſeur erfährt dieſer mit Staunen, daß der Herr Director unter „Improviſator" einen „Wahrſager" verſtanden hat.

„Muſikaliſche Deklamation." Die ſchönſte Reliquie aus dem reichen Geiſtesleben Heinrich Heine's, die alle Antipathien gegen die unſchönen Seiten ſeines Weſens überdauern und fortleben wird, ſo lange die deutſche Sprache überhaupt beſteht, iſt ſein „Buch der Lieder." Es konnte nicht fehlen, daß die Nachricht vom Tode des Dichters die alten Sympathien dafür im deutſchen Publikum wieder auffriſchen mußte, und daß auch der Tondichter wieder mit beſonderem Intereſſe gedacht wurde, die ihren Compoſitionen Heine'ſche Liederlexte zu Grunde legten, als da ſind Franz Schubert, Robert Schumann, Mendelsſohn, der Hallenſer Robert Franz und der Dresdener Johannes Walſ von Ehrenſtein, der ſeine zahlreichen Liedercompoſitionen faſt ausſchließlich auf Heine'ſche Dichtungen baſirt hat. Dieſer geniale Tonkünſtler, dem in früheſter Kindheit eine falſche ärztliche Behandlung das Augenlicht entriſſen hat, ſo daß ihm nur einen ſchwachen Schein der grellſten Farben zu ſehen möglich iſt, hatte es ſich frühzeitig zu einer ſeiner Lieblingsaufgaben gemacht und Jahre ſeines Lebens daran geſetzt, die wunderbaren, räthſelhaften Lieder Heinrich Heine's vollſtändig in ſich aufzunehmen und ihr Verſtändniß in eben ſo klarer als ſinnentſprechender Weiſe muſikaliſch zu reproduciren. Die unter dem Titel „Muſikaliſche Declamationen" in der Hofbuchhandlung von Meſer zu Dresden erſchienenen Ehrenſtein'ſchen Compoſitionen, die ſich bereits in den weiteſten Kreiſen Bahn gebrochen haben, geben für das bezeichnete Streben des hochgebildeten Künſtlers ein ſchönes Zeugniß.

Fechtende Nonnen in Peru. Clemens Markham erzählt in ſeiner eben erſchienenen „Reiſe nach der alten Hauptſtadt Peru's" unter andern folgendes Hiſtörchen:

„In Guamancha giebt es zwei Nonnenklöſter, Santa Clara und Santa Thereſa, deren erſteres der Schauplatz eines ſonderbaren Romans war.

Im Jahre 1617 hatte ein junger Fähndrich im ſpaniſchen Heer ſeinen Gegner in einem Zweikampf getödet und ſodann im biſchöflichen Palaſte Schutz geſucht. Sein Name war Alonſo Diaz Ramirez de Guzman, und er bekannte ſich noch zu mehrern andern auf dieſelbe faſhionable Art begangenen Tödtungen. Verſchiedene Umſtände indeß erregten bei dem Biſchof Bedenken in Betreff der Perſon des Thäters. Er ließ eine genaue Unterſuchung anſtellen, welche ergab, daß der Duellant eine Frau war. Dieſer Entdeckung folgte ein unumwundenes Geſtändniß: ſie hieß Donna Catalina de Erauſa, und war eine Nonne aus dem Kloſter San Sebaſtian in Guipuscoa, von wo ſie entflohen war und ſich in Mannskleidern nach der neuen Welt eingeſchifft hatte. In Payta landend, ließ ſie ſich in die Reihen des Heeres aufnehmen, ſchwang ſich zum Fähndrich empor und wurde einer der bedeutendſten Duellanten in Peru. Der Biſchof ließ ſie in das Kloſter Santa Clara bringen, von wo ſie ſpäter unter der Obhut von ſechs Prieſtern nach Lima geſchickt und in einem andern Kloſter untergebracht wurde. Nach zweijährigem Aufenthalt in dieſen ſtillen Mauern kam ſie nach Spanien zurück. Wie man erzählt, gewährte ihr der Pabſt die Erlaubniß: Mannskleider zu tragen, worauf ſie ſich abermals nach Mexico einſchiffte und in der Garde eine Offizierſtelle erhielt.

Nur nicht nach Nardan! am allerwenigſten nach Sibirien und zwar auf die Art der gewöhnlichen Transportmethode in dieſes Land. Der Deportationswagen hat im Grunde genommen ein nicht ungefälliges Ausſehen. Seine Bauform iſt oval, ſein Anſtrich ein friſches Grün, alſo nicht abſchreckend. Das Abſchreckende aber iſt verſteckt. Von hinten wird eingeſtiegen; rechts und links

im Innern des Wagens giebt es je ſechs Zellen, aber lichtlos, nur mit einem abwärts gebogenen Luftkanale. Zwiſchen dieſen beiden Zellenreihen wandelt ein wachthaltender Soldat auf und ab und begleitet die Deportanden an ihren Beſtimmungsort. Die Reiſe dauert gewöhnlich ein Vierteljahr. An der ruſſiſchen Grenze wird das Haar geſchoren und zwar einem Jeden ohne Anſehn der Perſon. Hierauf wird die Sträflingskleidung angelegt, welche die Perſonen-Nummer enthält. Schon die mit unſäglichen Beſchwerden verknüpfte Reiſe tödtet Viele vor der Ankunft.

Mittel um Strohhüte zu reinigen. Wenn die Hüte noch nicht ganz vergelbt ſind, werden ſie mit Schwefelblumen und hinterher mit einem in reinem Branntwein befeuchteten Tuche abgerieben, nach dem Trocknen ausgebürſtet und auf der linken Seite mit Gummiwaſſer beſtrichen. Für ſehr gelbe und ſchmutzige Hüte reibt man ſeine franzöſiſche Seife mit lauwarmem Waſſer auf Flanell-Lappen zu Schaum, ſeift den Strohhut ein, und reibt ihn ſo lange, bis aller Schmutz daraus entfernt iſt, hierauf wird derſelbe in reinem Waſſer nachgeſpült, mit einem trockenen Tuche abgerieben und geſchwefelt, wozu gewöhnlich ſchon eine Viertelſtunde hinreicht. Nach dem Schwefeln wird er geglättet, wobei man ein Blatt feines Papier unterlegt. Das Gummiwaſſer kann man dabei ebenfalls in Anwendung bringen.

Ein ſchönes Fuß. „Die Augen ſind der Penſionsfond der Schönheit," ſagt Saphir, aber auch der Blick des Auges wird mit der Zeit ſchwächer und verliert ſeinen Glanz. Nein! die einzige Schönheit unſeres Körpers, die nicht altert und uns bis zum Tode getreu bleibt, iſt — ein ſchöner Fuß. — Die ſchwellenden Haare der Jugend bleicht das Alter, die Wangen werden bleicher und gelber, Runzeln überziehen das Geſicht, die Zähne fallen aus, der Nacken wird gebeugt und die Hand ſchrumpft zuſammen — ein ſchöner Fuß aber bleibt, weil ſeine Schönheit nicht von Weichheit, Fülle und Kolorit, ſondern allein von der Form und Geſtaltung ſeiner Knochen abhängt.

In Philadelphia giebt es jetzt nicht weniger als 51 verſchiedene religiöſe Sekten, vom ſtrenggläubigen Katholiken und Lutheraner bis zu dem Rationaliſten, der alle Offenbarung verwirft.

Die armen Kinder in Großbritanien. Die Verwahrloſung und Verwilderung der Bettlerkinder in dem reichen Großbritanien, heißt es in einem engliſchen Werkchen, bietet dem Beobachter ein ſchauderhaftes Gemälde. Ueberall ſieht man eine Menge Faulenzer, ſchlimmer als die neapolitaniſchen Lazzaroni, aufgedunſene und brutale Figuren, zerlumpte und elende Greiſe, keck und frech ausſehende Weiber, und manche halbnackte Mutter, zitternd vor Kälte im Winter, mit bloßen Füßen auf dem gefrorenen Pflaſter gehend und ein Skelet von Kind auf ihren Armen tragend. An einem Sommertage ſieht man große Haufen von Kindern der Armen im Sonnenſchein und in der warmen Luft umherlaufen; ihre fürchterlichen Flüche zeigen wie ſchlecht ſie erzogen ſind. Und doch lachen ſie luſtig, freuen ſich herzlich und ſchreien vor Vergnügen, wenn ſo ein Bübchen beim Kinderſpiel der Länge nach auf den Boden fällt; und dadurch erinnern ſie uns, daß Gott die Kindheit ſchuf, um glücklich zu ſein, und daß in der Ausgelaſſenheit der Jugend ſelbſt das Elend ſich vergeſſen kann. — Wir kriegen Einen dieſer Knaben zu packen. Es iſt ein rauher Tag; der arme Schelm hat weder Schuhe noch Strümpfe; ſeine bloßen Füße ſind roth, geſchwollen, aufgeriſſen und verwundet von der Kälte. Eine dünne abgetragene Jacke mit ihren gaffenden Riſſen iſt Alles, was ſeine Bruſt beſchützt, unter ſeinem zottigen Haarbuſche zeigt er ein vor Mangel ſcharfes Geſicht, aber auch ſcharf an Intelligenz über ſeine Jahre. Das arme Bürſchchen hat bereits gelernt ſich ſelbſt zu erhalten. Er iſt Meiſter im Betrügen, Lügen, Betteln, Stehlen und — keine Schande für ihn, aber große für die, welche ihn vernachläſſigt haben — er würde ſonſt verſchmachtet oder zu Grunde gegangen ſein. — Solche Kinder können für keine Erziehung zahlen, noch ſich ſelbſt eine ſolche gratis verſchaffen. Der kleine Bube muß betteln, ſtehlen, oder hungern. Mit einer Anzahl ſeines Gleichen geht er ſo regelmäßig zu ſeinem Tagewerke, wie der Kaufmann Morgens in ſeinen Laden oder der Handwerker in ſeine Werkſtätte. Sie werden ausgeſchickt, bisweilen ausgetrieben, ihre Nahrung zu ſuchen, wie die Schafe auf die Berge oder das Vieh auf das Feld, und wenn der Knabe nicht einen gewiſſen Vorrath nach Hauſe bringt, ſo erwartet ſeiner ein betrunkener Vater und harte Schläge.

Aus Francisco ſchreibt Ida Pfeiffer in ihrer zweiten „Weltreiſe:" Einen äußerſt drückenden und beängſtigenden Eindruck machten anfänglich auf mich die engen niedrigen Wohnungen, in welchen die Leute hier leben. Die größten Gemächer ſind ſo winzig, daß man in den meiſten Wohnungen gewiß in Verlegenheit käme, wenn zehn bis zwölf Perſonen zur Tafel geladen wären. Von den Kämmerchen und Nebengemächern will ich ſchon gar nicht reden, dieſe ſind alle wie für Liliputaner. Mir fiel dies natürlich um ſo mehr auf, da ich gerade aus Batavia kam, wo jeder Empfangſaal ſo groß iſt, daß man ganze hieſige Häuſer hineinſtellen konnte. Solche Grillenhäuſer, aus welchen jetzt noch die Hälfte der Stadt beſteht, beſitzen gewöhnlich fünf bis ſechs Behältniſſe, die man mit großem Unrecht „Zimmer" nennt. Die Einrichtung iſt reich, meiſtens überreich, ſo daß die vielen ſchönen Möbel dem armen Bewohner beinah den ganzen Raum ſtehlen. Die Fußböden ſind mit koſtbaren Teppichen belegt, die Wände mit Tapeten und Spiegeln bedeckt. Ausgezeichnet groß und ſchön fand ich dagegen die Verkaufslocale; viele können mit jenen der größten europäiſchen Städte in die Schranken treten, ſo reich an Waaren, ſo zierlich arran-

Digitized by Google

girt, ſo prachtvoll ſind ſie. An Spiel-, Kaffee-, Wein und Tanzhäuſern iſt die Stadt überfüllt. Theater giebt es bereits ſechs, in welchen engliſch, franzöſiſch, deutſch und ſpaniſch geſpielt wird. Zeitungen erſcheinen dreizehn. Kirchen von allen denkbaren Secten ſind 26 erbaut, die meiſten davon ganz unbedeutend. Das geſellſchaftliche Leben iſt ſehr großartig. Bei Einladungen wird in Hülle und Fülle aufgetiſcht. Was mir bei den Diners auffiel, war, daß es nirgends Servietten gab, oder ſo klein, wie für Puppen. Dies kommt von dem hohen Preiſe, der für das Waſchen verlangt wird; man zahlt für ein Dutzend Stück 3 Dollars. Ueberhaupt findet man hier in Folge der übertriebenen hohen Preiſe vieler Gegenſtände die höchſte Oeconomie an der Seite der größten Verſchwendung. Manche Familien mit vier bis ſechs Kindern, halten nur eine Magd, während es an prächtiger Hauseinrichtung, Garderobe und Geſellſchaften nicht mangelt. Der Preis einer Magd aber eines Dieners z. B. iſt nämlich 50 bis 60 Dollars per Monat nebſt Koſt und Wohnung.

Toilettenkäſtchen einer römiſchen Dame. Ein Correſpondent des Londoner Athenäum meldet aus Neapel, daß man in Cumä bei Aufdeckung der Gruft einer römiſchen Familie ein Nartheken, d. h. ein Käſtchen aus Holz und Elfenbein, gefunden habe, welches den mundus muliebris einer römiſchen Dame enthielt. Das Käſtchen ſelbſt war freilich zerſtört und ſein Inhalt lag bunt durcheinander, allein das Schadhafte ließ ſich künſtlich ergänzen. Das Schatzkäſtlein enthielt einen Bronzeſpiegel mit ſeiner Theka aber dem Futteral aus Leder mit kleinen Bronzegriffen; zwei goldene Fibulä von werthvoller Filigranarbeit, zuſammen mit einem goldenen Ring; ein Schminkbüchschen aus Elfenbein, welches den erforderlichen Zinnober enthalten ſollte; zwei beinerne Haarnadeln; einen Kamm aus Elfenbein, desgleichen eine Spindel und andere kleine Geräthe aus gleichem Stoff, deren Gebrauch man noch nicht errathen hat. Ein ähnlicher Schatz ward bereits 1724 entdeckt und Böttiger konnte uns bereits die Römerinnen und ihre Toilettengeheimniſſe ſchildern. Die intereſſante Reliquie aus dem Boudoir einer vergangenen Welt und Geſellſchaft iſt in den Beſitz Sr. königl. Hoheit des Grafen von Syrakus übergegangen.

Die Seine wird von einem Pariſer wie folgt geſchildert: „Die Seine hat ein Geſicht, einen Gang und ein Benehmen, ein Leben und eine Liebe wie eine Franzöſin. Hier eine Neigung, dort eine, dann und wann eine intriguante Untiefe, eine oberflächliche, unwiſſende Sandbank, eine künſtlichr Schleuſe, die wie natürlicher Waſſerfall ausſehen ſoll, und immer ein feines Kleid, manierlich geſtickt, geflickt, wo es Noth that. Die Seine iſt geizig wie rine Pariſerin, denn ſie entſpringt an der Côte d'Or. Die Seine iſt eigennützig wie eine Pariſerin, denn ſie läßt alle die kleinen fleißigen Mädchen aus der Provinz, die Ourqne, die Aube, die Marne, die Oiſe, die Yonne, die Eſſonne für ihren Glanz und ihre Größe arbeiten. Die Seine iſt liſtig wie eine Pariſerin, denn ſie erreicht ihr Ziel auf ungeheuren Umwegen und nimmt mit, was ſie in der Eile aufraffen kann, ein Brückenkiadem, ein Quaibrazelet; ein Waldbouquet ſogar verſchmäht ſie nicht. Aber die Seine iſt, wie die Pariſerin, auch groß, frei und ſchön, wenn ſie wahr und wahrhaftig liebt; denn ſobald ſir den Meergott, den erſehnten Freund, gen Abend auf ſich harren weiß, wie ſtark ſtößt ſie da alle Hinderniſſe und Hemmungen von ihrem Pfade fort; da duldet ſie keinr Brücke, Joch oder Ketten mehr, da läßt ſie ſich nicht feſſeln von den ſie umſchwärmenden Anbetern am Lande, trivialen Kaufmannsſtädten oder beſchränkten Dörfern, nein, groß und frei öffnet ſie ihr Bett dem heranſtürmenden Geliebten und wirft ſich jauchzend in ſeine unſterbtiche Arme."

Die Begräbniſſe in Braſilien. Die Braſilianer halten mit einem frommen Glauben darani, in irgend einer Kirche oder Capelle, nur nicht unter freiem Himmel begraben zu werden. Da iſt aber ſo manches Dorf zwölf bis funfzehn Leguas von einem Gotteshauſe entfernt, wonach es mit der Uebertragung und Beiſetzung eines Leichnams ungemein ſchwer hält, um ſo mehr, da man ſich nicht gern eines Laſthieres bedient, um den Todten zur ewigen Ruhe zu befördern. Dem zu Folge geſchieht es nicht ſelten, daß derjrnigr Mann, der dir ſchwere Mühe über ſich nimmt, einen Leichnam auf den Rücken zu nehmen, und über hohe Gebirge, z. B. über die Serra da Canaſtra zu tragen, var allzu großer Anſtrengung mitten auf dem Wege unterliegt, aber in einem nicht viel brſſern Zuſtande am Ziele ankommt, als derjenige iſt, den er einen ſo weiten Weg auf den Rücken fortgeſchleppt hat. Sotch ein Dienſt iſt auch nicht mit eitlem Gelde zu bezahlen, ihm unterzieht ſich nur die Achtung und Liebe für den Verſtorbrnen, und in dieſer Hinſicht iſt dieſe letzte Dienſtleiſtung einer der ſchönſten Charakterzüge der Menſchheit.

Die Geſammtzahl der katholiſchen Geiſtlichkeit beträgt nach einer unlängſt vorgenommenen Zählung 38,456, darunter 15 Erzbiſchöfe und 68 Biſchöfe.

Badegäſte müſſen dem Katdrll folgen. Im ruſſiſchen Seebade Polangen iſt es Geſetz, daß die Badegäſte zu verſchiedenen Tagrszeiten durch die Trommel zum Bade aufgefordert werden und zurückkehren müſſen, wenn dieſes Inſtrument wiederum ſeine Klänge ertönen läßt. Außrrdem darf Niemand den Strand beſuchen, wie man ſagt — zur Verhütung von Schmuggeleiru.

Wie wahr! Ludwig Robert, der Bruder drr Rahel, welcher 1832 ſtarb, bemerkt in einem ſeiner Briefe aus Paris, daß in dieſer Weltſtadt nur zwei Gattungen von Menſchen aufhören würdrn, ſie ſelbſt zu ſein, wenn ſie fortwährend daſelbſt blieben: „Der Philoſoph" nämlich

und „der deutſche Dichter.“ Robert ſagt: „Es kann kein Menſch irgend in der Welt ſo einſam daſtehen, als ein deutſcher Dichter aber Philoſoph in Paris — und Einſamſein iſt der Tod aller Wiſſenſchaft und Kunſt; nicht die Einſamkeit, welche vielmehr ihre Mutter iſt, aber einſam im heteragenen Gewühle, das heißt gänzlich verlaſſen ſein.“

Curioſa. In den ſchottiſchen Hochlanden befindet ſich ein Kaſtell, Namens Campbell, welches in der dortigen Volksſprache: die Burg der Schwermuth, umringt von den Thränen des Grames und beſpült von den Bächen des Jammers genannt wird.

*** In einer vor hundert Jahren in Hamburg zur Aufführung gebrachten Jubel-Kantate von Riecher (ſiehe „Weichmann's Poeſieen der Niederſachſen“ Bd. 1 Seite 94) kommen unter anderen folgende merkwürdige Stellen vor:

Die Demuth ſingt:

„Wie theu'r, o Gott, wie theu'r iſt Deine Güte!
Wer ſind wir, Herr, und was iſt unſ're Stadt?
Die ſo viel angehäufte Schulden,
Als Kieſel auf den Gaſſen hat!“

Die Dankbarkeit:

„O Himmel möchte dies Ergötzen
Auch feſten Fuß bei Hamburg's Nachwelt ſetzen!“

Die Zeit:

„Ach möchte dieſer Stadt nach hundert Jahren
Ein gleiches Heil als erblich widerfahren!“

Die Freude:

Werthes Hamburg, zweifle nicht,
Du wirſt wohl bleiben!
Gott iſt Wächter Deiner Zinnen!
Gott iſt ſelbſt bei Dir darinnen!“

*** Als im Jahre 1800 Schleſien und vorzüglich auch Breslau von einer großen Dürre heimgeſucht wurde, welche die ſchönſten Hoffnungen des Landmanns vernichtete, ſuchte ein Theil des ungebildeten Volkes die Urſache dieſer verderblichen Trockenheit in der damals gerade eintretenden Veränderung des Breslauer Geſangbuches. Wie der geiſtreiche Fülleborn verſichert, beſtärkten Männer von Studium aus Erbitterung gegen das neue Geſangbuch, den Ungelehrten in dieſem tollen Wahne.

*** Michael Cervantes beſcheinigt durch eine Quittung, daß er als Mitgift von ſeiner Frau Catharina Salazarny Palacias empfangen habe: einen kleinen eiſernen Ofen, drei Bratſpieße, eine Schaufel, ein Reibeiſen, eine Bürſte, ſechs Scheffel Mehl, einen Tiſch mit vier Füßen, eine Matratze, einen kupfernen Leuchter, zwei Bettbezüge, zwei Jeſus-Kinder mit ihren kleinen Röckchen und Hemden, 44 Hühner und Hühnchen mit einem Hahn.

*** Geiſteseindrücke ſind wie auf Pergamenttafeln geſchrieben, der Schwamm „Vergeſſenheit“ wiſcht mit jedem Tage die Bemerkungen aus, nur das „Gedächtniß“ macht kurze Notizen, die wir in dem Buche des Lebens, das wir beſchreiben, benützen. Eindrücke unſeres Herzens bewahren ſich treu. Jedes Blümchen, das nur das Geſchick geſpendet, jede Wunde, die es uns beigebracht, alle ſind ſie da. Die großen Paläſte von Hoffnungen und Wünſchen und all' die Grabmäler verſchmähter, unerwiderter Liebe u. ſ. w. ſtehen vor uns in ihrem märchenhaften Schmucke und grauenvoller Wahrheit. Verwiſcht ſich auch der Name deſſen, den dieſe Gemälde gemalt, bleibt der Inhalt doch ſeinem ganzen Umfange nach treu eingeprägt. —

Moden-Bericht aus Paris.

Langſamen trägen Schrittes hat in dieſem Jahre der Frühling ſeinen Einzug bei uns gehalten! in gleichem Maaße ſchreitet die Mode vorwärts, gleich einer friſch knospenden Blume, die auf einen heitern Sonnenſtrahl wartet, um ſich in voller Pracht und Schönheit zu entfalten.

Das Haus Gagelin, dieſer Vereinigungspunkt der eleganten Pariſer Welt, hatte in dieſen Tagen eine Ausſtellung der neuſten Saiſonſtoffe veranſtaltet, deren wir hier, im Intereſſe unſerer Leſerinnen Erwähnung thun. Unter der Menge der geſchmackvollen, ſchweren und brillant kolarirten Gewebe unterſchieden wir beſonders den Chiné marbré, einen Stoff von ſeltener Schönheit, mit breiten nüancirten Streifen, welche durch Streublumen in den lebhafteſten Farben von einander getrennt ſind; denn den Gras de Naples à Diſpoſition in Ceriſe und Gran, den Chiné Dubarry, ein Gewebe von großer Eleganz; la tigrine, deſſen Name das Genre ohne Erläuterung bezeichnet, les fleurs du rud, ein Stoff in den zarteſten Farben, endlich la mosaïque camaïen, welcher Rauten in zwei verſchiedenen Farben auf einfarbigem Grunde bildet. Außer dieſen ganz neuen Produkten enthält dieſes großartige Lager alles was bisher bekannt an Stoffen, in größter Auswahl und Schönheit; in Rückſicht auf den uns zugemeſſenen Raum indeſſen, deuten wir nur darauf hin und gehen nun über zu den neuen wahrhaft reizenden Manelets, die uns in demſelben Lokale zur Anſicht offerirt wurden. Wir nennen zuerſt la faldetta, eine

Nachahmung der anmuthigen ſpaniſchen Mantille. Dieſes Mantelet iſt von kaſtanienbraunem Taffet, reich mit ſchwarzen Spitzen beſetzt. In der Mitte des Rückens befindet ſich eine 70 Centimeter breite gehäkelte Spitze, welche rund um die Schultern geht und vorn pelerinenartig aufgeſetzt iſt. Geht man nun aus dem Theater, oder kehrt Abends aus einer Soirée heim, ſo wirft man die Spitze leicht über den Kopf, ſo daß ſie denſelben verſchleiert, und die nationelle Tochter des Südens iſt fertig.

Einige Mantelets haben Shawlform. Wir ſahen einen in weißem Crêpe de Chine mit breiter Einfaſſung von ſchwarzem Sammet. Es iſt dieſes eine Caprice, welche ſich Joconde nennt. Sehr reizend ſind ebenfalls die Mantelets mit Capuchon, garnirt mit Rüſchen, Spitzen und Schmelzglöckchen. Ihr Schnitt iſt ganz eigenthümlich und giebt der Figur einen beſondern Reiz dadurch, daß er ſie vollſtändig markirt. Das beliebteſte unter dieſen Mäntelchen iſt le Desgrieux und wir können verſichern, daß es gerechte Anſprüche auf dieſe Bevorzugung hat.

Was die Hüte anbetrifft, ſo bewundert man mit Recht die anmuthigen Schöpfungen von Mademoiſelle Grafetot. Wir citiren beſonders einen Hut von Reisſtroh, geſchmückt mit einer langen weißen Feder, die ſich ſpiralförmig um den Kopf ſchlang und leicht auf das Bavolet zurückfiel. Die äußern Spitzchen der Feder waren hellblau gefärbt; auf der einen Seite befeſtigte ein reizender kleiner Paradiesvogel dieſelbe am Anfange. Das Bavolet beſtand aus gefälteltem Reisſtroh, gefüttert mit blauem Bande; unter dem Schirm befand ſich ein Bouillonnée von Tüll, untermiſcht mit Schleifchen von Strohgeflecht und blauem Bande. Breite Bindebänder von blauem Taffetband à deux faces.

Aus der Zuſammenſetzung von Blonde und Reisſtroh werden reizende Hüte gebildet. Man garnirt dieſelben mit Roſen de Flarenée aus der Fabrik von Chagot. Im Innern bilden ein Roſentouff, graziös auf einer Seite befeſtigt, und eine duftige Blondenſchleife eine ſehr kleidſame Garnirung.

Für junge Mädchen iſt nichts hübſcher und jugendlicher als ein Hut von Reisſtroh, garnirt mit gefälteltem Bande in verſchiedenen Nüancen, und Bouquets von Holzveilchen oben auf dem Schirm und im Innern des Hutes.

Trotz aller Oppoſitionen hat man dennoch einen kleinen Verſuch gemacht den Schirm der jetzigen Hüte etwas zu vergrößern.

Wir ſagen einen Verſuch, denn der Erfolg ſoll erſt lehren, ob derſelbe belohnend ſein wird. Ein Hut von Phantaſiegeflecht in Stroh, diente dieſer Maaßregel als Werkzeug. Der klare Schirm war ſo weit vergrößert, daß er einen leichten Schatten auf die Stirn warf. Das Bavolet hatte indeſſen nichts von ſeiner gewöhnlichen Länge und Weite verloren. Pouceau Band und Cactuszweige bildeten die Ausſchmückung dieſes neuen Modells. Wie dieſer anerkennenswerthe Verſuch im Publikum aufgenommen wird, berichten wir nächſtens.

Erklärung des Modekupfers.

1. Weiß ſeidener Hut in Pamela-Form mit einem Blonden-Halbſchleier und Federn; im Innern mit Blumen garnirt. Taffetkleid mit abgepaßter Sammetverzierung. Ueberzieher von ſchwarzem Taffet, an beiden Seiten bis zum Arm offen, mit viereckigen Enden vorn. Ein langes und breites Volant, endet an beiden Seiten unter einem glatten Streifen, der von den Schultern ausgeht. Der ganze Ueberwurf iſt mit Sammetſtreifen und dazwiſchen geſetzten Knöpfen garnirt und unten herum mit Franſen eingefaßt.

2. Chinaroſa Taffethut, auf dem Schirm und um das Käppchen mit glattaufgelegten Sammetſtreifen, an jeder Seite und hinten mit ähnlichen Sammetſchleifen, die bis auf den Hals herabfallen, garnirt. Taffetkleid mit einer ſchürzenartigen Verzierung von ſchwarzen Sammetſchleifchen. Dieſelben wiederholen ſich um die Schöße, um die Achſelbandgarnirung und auf den Aermeln, die in einer doppelten Pagode enden. Unterärmel und Kragen in engliſcher Applikation.

Muſterkarte mit Proben von nordiſchem Barège.

(Aus dem Waarenlager des Hoflieferanten Herrn Heeſe, alte Leipzigerſtraße 1. in Berlin.)

Reiſen! welch ein Zauber liegt in dieſem Wort, welch eine Welt von Gedanken ſchafft es der Phantaſie, wie freudig ſchlägt das Herz in der Vorausſetzung, die ſchönſten Monate des Jahres in den herrlichſten Gebirgsgegenden, in den beſuchteſten Bädern, an dem erfriſchenden Meeresſtrande, oder in der lieblichen Stille des Landlebens zubringen zu dürfen! Vielen unſerer Leſerinnen iſt dieſe Ausſicht zu Theil, möchte ſie ihnen Allen bevorſtehen und ſie ſich bereits mit den intereſſanten Rüſtungen zu dieſen Sommerausflüchten, die hier an allen Seiten bemerkt werden, beſchäftigen.

In dieſem Sinne iſt es, daß wir heut eine Muſterkarte bringen, und zwar mit Proben eines Stoffes der ſich ſo ganz beſonders zu Reiſekleidern eignet, daß wir ihn gleich in mehreren Farben bieten. Es iſt dies der nordiſche Barège, der neben den großen Vorzügen der beſondern Dauerhaftigkeit und Leichtigkeit, den beſitzt, daß er nie knittert, einen ſehr hübſchen Faltenwurf giebt, gewaſchen werden kann und ſehr gering im Preiſe iſt; die Berliner Elle des ellenbreiten Zeuges koſtet 6½ ſgr. Dieſer Stoff iſt bei Herrn Heeſe in allen Farben: ſchwarz, grau, braun, modefarben, grün, pencée, lila, hell- und kornblau, roſa, und in allen Schattirungen vertreten. Im Ganzen verarbeitet, zeigt er einen ſeidenartigen Glanz, ähnelt weniger einem wollenen als ſeidenen Kleide, und eignet ſich eben ſo für die elegante als häusliche Toilette.

An dieſe Erklärung knüpfen wir einen Bericht, der unſere Leſerinnen in aller Kürze mit den Räumen der Handlung des Herrn Heeſe bekannt machen ſoll, und ihnen, beſonders aber den durchreiſenden Damen, die hier ihre

Sommer-Toilette vervollſtändigen wollen, dort als Leiter und Rathgeber dienen mag. Freilich darf dieſer Weg nur ſehr kurz und ſehr oberflächlich ſein; denn gingen wir einigermaßen in die Details dieſes Lagers ein, wir überſchritten weit unſere Befugniß und den Raum welcher uns zu Gebote ſteht. Nur ſo viel: daß dieſe Handlung eine der größten Berlins, und ihr Seidenlager das ſchönſte und reichſte, würdig einer Reſidenz erſter Klaſſe iſt, da Herr Heeſe außer den ausländiſchen Fabrikaten eigene, in ſeinen hieſigen und in Steglitz gelegenen Fabriken angefertigte Seidenſtoffe liefert. Außerdem aber finden wir hier Alles, was unſere Mode an Kleiderſtoffen, Mänteln, Mantillen u. dergl. Neuſtes und Beſtes bietet, und daß das in dieſem Jahre ſehr viel iſt, weiß nur der, an den zuweilen die Frage gerichtet wird: was iſt in dieſer Saiſon Mode? Eine Frage die überhaupt ſchwer, mit wenig Warten aber gar nicht zu beantworten iſt.

Wir führen unſere Leſerinnen nun in die erſte Verkaufs-Halle der genannten Handlung, wo uns gleich die ſchönſten Seidenſtoffe präſentirt werden, dieſe prächtigen Pompadour- und breit geſtreiften Moirée antique Roben, die Satin de Chine, Satin Greque, façonirten Taffete, Damaſte, abgepaßte Volant-Kleider jeden Genres und Preiſes, ſchwarz und in allen Farben. Von beſonderer Auszeichnung ſind Kleider mit abgepaßtem Franſenbeſatz auf den Volants, im Preiſe von 32 bis 85 Thlr. ombrirte und chinirte Peking-Kleider im Preiſe von 34 bis 60 Thlr. ganz ſchmal geſtreifte Taffet-Kleider, deren Falbel ein kleines Droguetmuſter ziert, u. dergl. m. Die beliebteſten Farben dieſer Saiſon ſind grau und lila; die vorherrſchenden Muſter, die chinirten, ombrirten und Droguetmuſter; die erſteren beiden faſt immer auf breiten Streifen in größter Abwechſelung variirt, einfacher oder reicher, je nachdem es der Preis des Stoffes von 7½ Thr. bis zu 150 Thlr. die Robe mit ſich bringt.

Neben den Seidenſtoffen ſind es in dieſem Raume die köſtlichen Popeline-Kleider, welche uns feſſeln, und jenen weder an Würde noch im Preiſe nachſtehen, ſondern ſie wenn möglich an Farbenglanz und prächtigen Farbenzuſammenſtellungen noch überbieten.

Der zweite Salon zeigt uns Mäntel, Frühjahrsmanteletts, Mantillen, nach den neueſten Pariſer Façons; ferner Crepe de Chine-Tücher von den einfachen glatten, bis zu den reich geſtickten, die Herr Heeſe direkt von Canton bezieht, und daher ſehr ſolide Preiſe ſtellt. Die Form der diesjährigen Mantillen iſt hauptſächlich in Shawlform, faſt immer mit einem oder mehreren Volants beſetzt und ſehr reich mit Franſen, Spitzen und Paſamenterien garnirt. Unendlich verſchieden in Stoffen und Beſätzen ſind dieſe Mantillen des Herrn Heeſe, ganz beſonders erwähnenswerth aber ſchwarze und braune Sammetmäntelchen, leicht wattirt und mit Seidenzeug gefüttert. Sie ſind kurz, haben weite Aermel, oder ſind an den Seiten ausgebogen, ſo daß der Arm hineinpaßt, ſind unten herum ſehr weit, den abſtehenden Kleidern angemeſſen, und haben als einzige Garnirung eine ſehr breite Franſe, die als Achſelband vorn und hinten in einer Spitze, an der Taille endigt. Einige dieſer ſchwarzen Sammet-Mäntelchen haben ein Capüchon von ſchwarzem Moirée antique mit einer ¼ Elle breiten Franſe eingefaßt. Einfacher im Stoff, und viel geringer im Preiſe, nichts deſto weniger aber leicht, graziös und geſchmackvoll arrangirt ſind Mäntel von grauem Velours, Damble-Stoff, melirtem Rips u. dergl. m.

Der dritte Salon, in unſerer Saiſon der beſuchteſte, birgt alle die leichten luftigen Stoffe für die Geſellſchafts- und Promenaden-Toilette, ſo wie für die Hauskleider der Sommer-Monate. Wir finden hier die Barege, Jaconets, Mouſſelines, ſo wie geſtickte und Ballkleider jeder Art, außerdem alle wollenen und halbwollenen Stoffe, und nennen unter ihnen nur die köſtlichen abgepaßten Grenadine und Mouſſeline de Chine Kleider in den reizendſten Muſtern; dann Barege mit ſeidener Abpaſſung; franzöſiſchen Baſt, ein Staff halb Seide halb Wolle in kleinen Droguetmuſtern, der ſich zu Sommerkleidern ſehr eignet; Ducal, halb Wolle, halb Baumwolle; die hübſcheſten Mouſſeline de laine Kleider, Toil du Nord, Orleans u. dergl. m.

Die prächtigſten Long-Shawls franzöſiſchen und indiſchen Fabrikats, brochirte Tücher, Plaid-Shawls und Tücher u. ſ. w. finden wir in der vierten Halle, die außerdem ein Lager der köſtlichſten geſchmackvollſten Zimmereinrichtungen, Möbelſtoffe aller Art und Gardinen jeden Preiſes, auch Gegenſtände für die Herren-Toilette, Weſten, Cravatten u. ſ. w. enthält, und von wo aus wir in den letzten dieſer intereſſanten Räume treten, in das mit Gasflammen erhellte Zimmer, in deren Glanz die für die Abend-Toilette beſtimmten Stoffe einer Anſicht und Prüfung unterworfen werden.

Die Zeitung für die elegante Welt erſcheint wöchentlich und zwar in drei verſchiedenen Ausgaben:

Erſte Ausgabe mit allen Beilagen zu 8 Thalern jährlich. Enthält im Jahrgange 52 Damen- und 24 Herren-Modekupfer, Muſik-Beilagen, Muſtertafeln für weibliche Arbeiten und Moden, Schnitt-Tafeln für Herren, Potichiomanie-Bogen, Portraits, Genrebilder ꝛc.
Die zweite Ausgabe zu 5 Thalern jährlich bringt denſelben Text und ausſchließlich Damen-Modekupfer und Muſtertafeln.
Die dritte Ausgabe zu ebenfalls 5 Thalern enthält nur Herren-Modekupfer, bringt aber ebenfalls 52 Lieferungen Text.

Alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten nehmen Beſtellungen an.

Verlag von Otto Janke in Berlin. Verantwortlich: R. Wegener.

Druck von A. Hahn & Comp. in Berlin

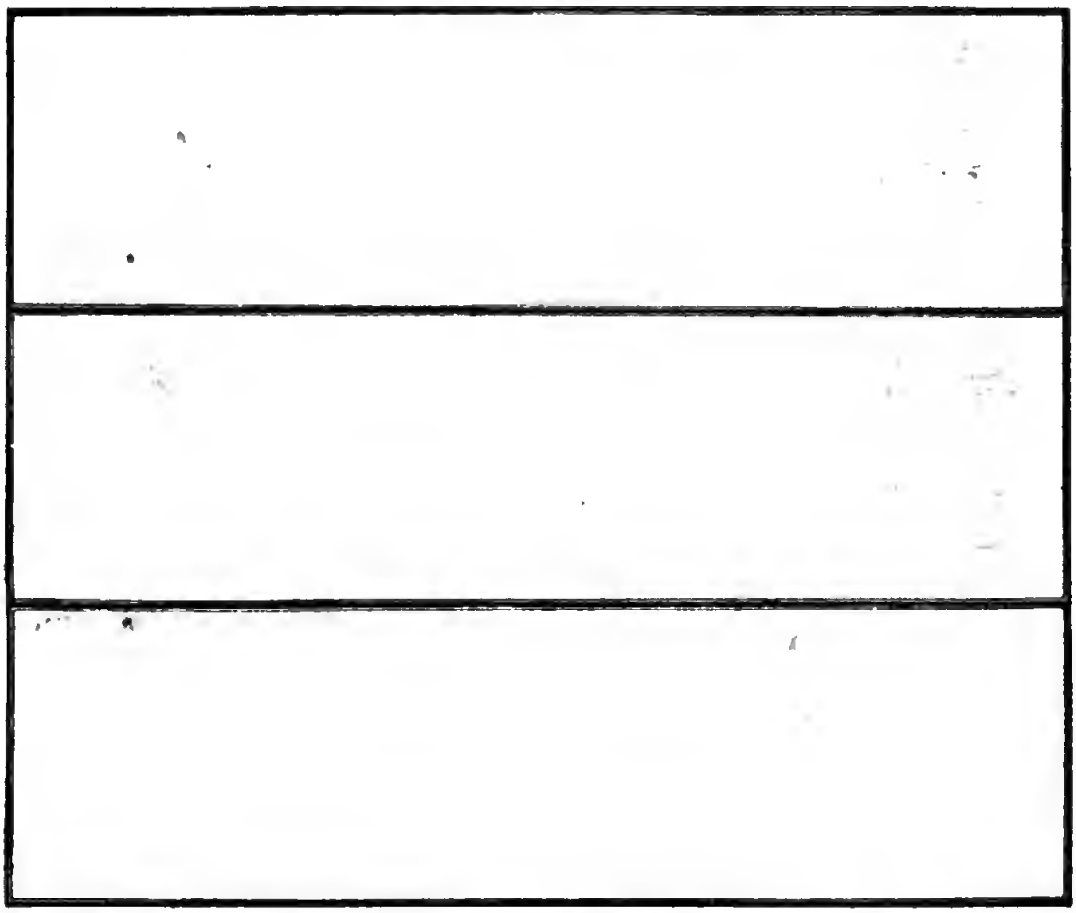
Digitized by Google

Fabrik
von
Seiden-Waaren
Sammeten, Velpeln,
Möbel-Damasten u. wollenen Plüschen.

Seidenzüchterei.
Central-Haspel-Anstalt.
Ankauf roher inländischer Seide.
VERKAUF
von
Maulbeerbäumen.

Lager
von Manufactur- und Mode-Waaren,
französischen Châles, Gardinen und
Möbelstoffen
aller Art
Mäntels, Mantillen,
Chinesischen Artikeln
WESTEN
und
Herren-Cravatten.

Nordische Barège, a Berliner Elle 6½ Sgr. ⅝ breit.



Muster und Auswahlsendungen werden auf Verlangen prompt effectuirt.

№ 21. Sechsundfünfzigster Jahrgang. 1856.

Die Abonnements-Bedingungen befinden sich am Schlusse des Blattes.

Redaction: **Th. Drobisch** in Leipzig
und
R. Wegener in Berlin.

Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen hierauf an.

Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich eine Lieferung von 1½ bis 2 Bogen Text, mit artistischen und technischen Beilagen, bestehend in Pariser Modekupfern, Muster- und Schnitt-Tafeln für Damengarderobe ꝛc. in sorgfältigster und reicher Auswahl.

Der Verlobungstag.

Novellette von R. Dehnike.

(Fortsetzung und Schluß.)

Es überkam sie eine plötzliche Vergessenheit, dessen was ihre Stirn bewölkt, eine Vergessenheit, wie sie nur die Jugend kennt und zu empfinden vermag. Sie lebte wieder wie sonst dem Augenblick, ihr Herz erschloß sich dem Duft und Glanz, dem Klingen und Wehen der sie umgebenden Natur. Eine eigenthümliche Variation verschiedener Vogelstimmen fesselte ihre Aufmerksamkeit.

Bald waren es die klagenden Töne der Nachtigall, die ihr zur Seite erschollen, bald lustiger Finkenschlag, jetzt der trillernde Gesang der Lerche, jetzt das Gekrächz einer Krähe.

Sie sah sich vergebens um, die Sänger zu entdecken, da hüpfte aus dem Gebüsch ein Rabe hervor, tanzte um sie herum, blickte sie mit seinen blitzenden Augen an und schnarrte:

„Flora! Flora!“

Ihm folgte eine seltsame igelartig zusammengeballte Gestalt, die mit erschütterndem Gelächter sich auf dem Boden wälzte, sich mehrere Male überschlug, endlich wie ein Pfeil in die Höhe schnellte und sich vor Flora hinpflanzte.

Es war ein hagerer langer Bursche mit bunten Lappen phantastisch behangen, einen hohen spitzen Hut von grünen Binsen auf dem Kopfe, der mit Blumen und Vogelfedern ausgeschmückt war.

„Flora, Flora,“ rief das sonderbare Wesen, der Rabe hat gesagt, daß Du kommst und Mutter Trude hat viel von Dir geträumt.

Ach, Märtens, bist Du es?“ rief Flora, die jetzt einen armen Blödsinnigen erkannte, der einst im Dorfe die Gänse gehütet, dann aber sich von diesem Dienste losgemacht hatte. Er pflegte den Sommer über eine Höhle im Walde zu bewohnen, im Winter war ihm eine Kammer in einem der Schloßgebäude angewiesen. Er hatte sich seit ihrer frühesten Jugend an Albert und Flora angeschlossen. Diese und eine große Menge Vögel, die er geschickt zu fangen und zu zähmen verstand, waren die einzigen Wesen für die er zu leben schien. Flora gab ihm ein großes Stück Brod, das sie in der Voraussicht ihn zu treffen, mitgenommen hatte. Er verschlang es mit der allen Blödsinnigen eigenthümlichen Gier, dann sagte er:

Nun, der Herr (er meinte Albert) hat den alten

Gänſe-Märtens ganz vergeſſen. Er ſoll aber auch keine Vogelfeder von mir kriegen. Du ſollſt alle Vögel haben. Sie ſingen recht ſchön, ich bin jetzt ihr König. So lange es noch nicht ſchneit oder friert, will ich ſie behalten, dann will ich ſie Dir bringen. Willſt Du ſie ſehen? Wir ſind hier ganz nahe bei meinem Schloß. Es iſt eben ſo ſchön als das des Herrn, ja viel ſchöner, und es gehört mir ganz allein. Komm nur mit, Du biſt ſo ſchon recht lange nicht beim Gänſe-Märtens geweſen."

Flora verſprach dem Blödſinnigen, daß ſie nach ſeiner Höhle aber wie er es nannte, nach ſeinem Schloſſe kommen wollte, wenn ſie bei der alten Köhlerin geweſen. Er war damit zufrieden und verließ ſie, um nach einigen Schlingen zu ſehen, die er den Vögeln geſtellt.

Die Hütte der Alten lag am Abhange eines Hügels, beſchattet von einigen moosbewachſenen Eichen und Buchen. Unter einer Eiche auf einer kleinen Raſenbank ſaß die Bewohnerin der Hütte, eine hagere gebückte Geſtalt, tiefe Runzeln in dem von weißen Haaren umrahmten Geſicht.

„Biſt endlich da, Flora?" rief ſie der Kommenden entgegen. Ich dachte ſchon Du würdeſt gar nicht mehr zu mir kommen. „Ja, ja — Jugend, die liebe Jugend macht ſich aus dem Alter nicht viel. Braune Locken und graue Haare wollen nicht zuſammen ſtimmen."

„Ei Mütterchen," ſagte Flora, „ich wollte ſchon längſt zu Euch kommen, aber wir haben jetzt Beſuch. Wenn Ihr erſt geſehen habt, was ich Euch hier mitbringe, ſo werdet Ihr gewiß nicht glauben, daß ich jetzt weniger an Euch denke als ſonſt. Da dieſen Kuchen habe ich ſelbſt gebacken, dieſe Kirſchen ſelbſt eingemacht, das andre Alles eigends für Euch aus der Stadt gehalt. Was ſagt Ihr nun, Mütterchen?"

Sie packte den Inhalt ihres Korbes aus. Die Alte drückte die Hand des jungen Mädchens.

„Dank Dir, liebes Kind," ſagte ſie, „der Himmel wird Dir lohnen, was Du an mir thuſt. Für dieſe ſchönen Sachen da, die Du mir mitbringſt, will ich Dir nun etwas viel Schöneres verkünden. Wer wie Mutter Trude über hundert Jahre ſeine Augen in der Welt offen gehabt hat, der ſieht mehr als die andern alle, und was er im Wachen nicht ſieht, das ſagen ihm Träume im Schlaf. Hier ſetz' Dich neben mich, Kind, und hör' an was ich Dir verkünde."

„Einen Augenblick, Mütterchen," unterbrach ſie Flora, „ich habe Euch noch etwas mitgebracht. Seht einmal das hier!" Sie zog die Goldſtücke hervor, die Bomme ihr gegeben.

„Gold," ſagte die Alte, „gelbes, trügeriſches Gold! Ach da ich jung war und mein ſeliger Mann hart arbeiten mußte, und wir beide kaum genug hatten, dürftig zu leben — da hätte dieſes Gold ganz anders in unſre Augen gefunkelt. Da wäre es ein Lichtſchimmer in unſre Hütte geweſen. Jetzt iſt es mir nichts. Nimm es nur zurück. Aber woher haſt Du es? Kannſt Du ſchon jetzt über ſolchen Reichthum gebieten?"

Flora erzählte die Anweſenheit Bomme's im Gärtnerhauſe und verſchwieg nicht, daß ſie der Grund derſelben ſei. Die Alte hörte ſehr aufmerkſam zu, dann ſagte ſie:

„Kind, Kind — wie gut iſt es, daß Du zu mir gekommen, ehe die Thorheit Deines Vaters und die Vergeßlichkeit Deiner Mutter Dich in großes Unglück geſtürzt. Dir iſt ein andrer Mann beſtimmt und Deine Mutter weiß es recht wohl. Oft haben wir es zuſammen beſprochen und jetzt thut ſie nichts um das Unheil von Dir abzuwenden. Das iſt von ihr nicht mütterlich gehandelt!"

„Ei," fragte Flora mit leicht verzeihlicher Neugierde, „wer ſollte mir beſtimmt ſein?"

„Da Deine Mutter Dich unter dem Herzen trug," entgegnete die Alte, „träumte ihr, ſie pflanze einen Roſenſtrauch im Schloßhofe, der ſo groß wurde, daß er über das Schloß hinaus wuchs. Sie ließ mich rufen und ich deutete ihren Traum dahin, daß ſie ein Mädchen gebären würde, welches zur einſtigen Herrin beſtimmt ſei. Ich rieth ihr, keinem ſterblichen Menſchen etwas von dem Traume zu ſagen. Du kamſt in die Welt und wuchſeſt heran und wie mir meine Ahnungen ſagen, iſt die Zeit bald da, wo alles in Erfüllung gehen ſoll. Darum laß nur den alten Bräutigam, den Dir der Vater in's Haus gebracht, fahren. Es wird ſchon der Andere kommen, dem Du lieber die Arme öffnen wirſt."

Flora erröthete.

„Ich weiß nicht," ſagte ſie, „ob Träume eine Bedeutung haben oder nicht. Ich habe gelernt, daß ſie nichts weiter als phantaſtiſche Vorſtellungen ſind und daß man der Vernunft, nicht aber ſeinen Träumen folgen ſoll. Die Vernunft ſagt mir nun, daß ich meinem Vater Gehorſam ſchuldig bin und daß es thörichter Stolz wäre, weit über meinen Stand hinauszutrachten. Lebt wohl, Mutter Trude, ich weiß, daß Ihr es gut mit mir meint, ich glaube aber, daß alte Fabeln und Hausmährchen Euch den Kopf verwirrt haben. Dieſe paſſen wohl für den Wald, wo keine Menſchen verkehren, aber glaubt mir, unter den Menſchen geht es ganz anders zu als in den Mährchenbüchern."

Sie nahm ihr leeres Körbchen auf und ging. Die Alte ſah ihr ſtarren Blickes nach, dann ſchüttelte ſie mit einem Lächeln den Kopf, welches zu ſagen ſchien: „Wollen ſechszehn Jahr klüger ſein als hundert?"

Dem Auge der Jugend zeigt ſich die Welt weniger als eine Geſammtheit ſchwankender und in beſtändigem

Wechsel begriffener Erscheinungen, denn als eine dauernde und von freundlichen Mächten zu gutem Ziele geleitete Gegenwart. Daher das sichere Vertrauen, das in der kindlichen Seele ruht, das aus jungen Augen uns so anmuthig entgegenschimmert. Aber es kommt der Moment, wo gleichsam ein Vorhang von all' den bekannten Lebensgestaltungen weggezogen wird, ein Verhang, der den Blick nicht klarer sehen läßt, der ihm nur das Chaos der Menschenschicksale zeigt, unter denen auch das eigne Schicksal sich befindet.

Dann beginnt die Festigkeit des früheren Selbstvertrauens zu schwanken, das Leben gewinnt plötzlich an Bedeutsamkeit und an die Stelle sorglosen Behagens tritt nun der Ernst, der sinnend, prüfend, wählend die Zukunft erkennen, bestimmen, gestalten möchte.

Ein solcher Moment war für Flora eingetreten. Sie, deren Locken sonst so leicht im Winde flatterten, senkte nachdenklich das Köpfchen und konnte bei allem Nachdenken zu keinem Resultate kommen. Das mährchenhafte Geschwätz der Alten regte ihre innersten Gefühle auf. Noch nie hatte sie auch nur im Traum das sich vorgestellt, was hier als eine vom Schicksal vorweg angekündigte Wirklichkeit ihr bezeichnet wurde.

Sie Herrin des Schlosses — also Gattin Albert's — es war etwas Undenkbares.

Sie lächelte bei dem Gedanken, als wäre er nur eine große Thorheit; im nächsten Augenblicke suchte sie sich ihm zu entziehen und konnte es doch nicht. Es war, als wenn die Alte es ihr angethan hätte! Der Wald erschien ihr mit einem Male spukhaft und verzaubert und sie beschleunigte ihre Schritte, um vor sich selbst zu fliehen und in's Freie zu kommen, wo sie sich leichter und ruhiger zu fühlen hoffte. —

Albert hatte seinem Pferde die Zügel schießen lassen und dieses lenkte vom breiten Wege in den Waldpfad ein, wohin der Reiter es sonst öfter gespornt hatte. Während es langsamen Schrittes daher trabte, hängte sich Märtens, dessen Höhle nahe und der auf das Geräusch hinzugeeilt war, sich an den Steigbügel des Reiters und sein Rabe stellte sich ihm flügelschlagend und krächzend in den Weg, gleich als wollte er die Bemühungen seines Herrn, das Roß zum Stillstande zu bringen, unterstützen. Albert, aus tiefen Träumereien aufschreckend, sah in das Gesicht des armen Blödsinnigen, das ihm gutmüthig entgegen grinste.

„Du hier, Märtens? sagte er freundlich.

„Ja, Herr, ich wollte schon auf das Schloß kommen, aber der Rabe sagte, ich sollte es nicht thun. Sie necken ihn da alle immer so sehr."

Albert lächelte: „Nun wie steht es denn in Deiner Wohnung aus! Leidest Du auch nicht Mangel an irgend etwas?"

„Es sieht hier sehr schön aus. Meine Vögel zwitschern, daß es eine Lust ist und alle sagen, daß ich ihr König bin, blos der Rabe nicht, der ist sehr klug."

Gut, ich will Dich einmal besuchen. Ich bin ja lange nicht bei Dir gewesen."

Er sprang vom Pferde, band es an einen Baum und folgte dem armen Märtens. Ein Paar Schritte führten ihn zu dessen Höhle. Es war eine natürliche Einsprengung in einem Granitfelsen. Ein vielstimmiges Concert der verschiedensten Vögel begrüßte den Ankömmling. Märtens hatte nämlich überall am Eingange Käfige aufgehängt, die er selbst zierlich angefertigt und zur Wohnung der von ihm gefangenen Sänger bestimmt hatte. Albert warf sich auf den Rasen vor der Höhle nieder und blickte durch zitterndes Birkenlaub zum tiefblauen Himmel empor. Er dachte, wie es wohl nöthig werden könnte, der Heimath auf einige Zeit zu entsagen. Denn jeder Ort, auch der wo er sich eben befand, rief ihm das Bild Flora's zurück und er begann einzusehen, wie gefährlich auf die Dauer die Erinnerung an dieses Bild für seine Ruhe und für die Ruhe seiner Mutter werden möchte.

Ein Seufzer entfloh seinen Lippen und rief ein bedauerndes Lebewohl jener schönen Zeit zu, in der das Leben noch keine beengenden Fesseln ihm um das junge Haupt und das glückliche Herz gezogen.

Märtens, der neben ihm gekauert, und ebenso wie sein Rabe mit stummer Aufmerksamkeit ihn unverwandt angeblickt hatte, sprang jetzt auf und verschwand im Gebüsch; Albert, in sich versunken, merkte seine Entfernung kaum, aber wie groß war sein Erstaunen, als er den Blödsinnigen zurückkehren und Flora hinter sich herziehen sah.

Stumm und verwirrt traten sich beide gegenüber, kaum wagten sie einander anzusehn. Erst das possierliche Wesen ihres seltsamen Wirthes, der mit einer Art von indianischem Tanzrhytmus um sie her hüpfte und vor Vergnügen mit seinem klugen Raben um die Wette krächzte, brachte sie einigermaßen zu sich selbst und in eine leichte Stimmung zurück.

Sie setzten sich nebeneinander in's Grüne und geriethen in ein Gespräch über die Vergangenheit. Da wurden alle die alten kleinen lieben Geschichten wieder hervorgesucht, die sie gemeinsam erlebt hatten. Wer hätte denken können, daß, was sonst so gewöhnlich und alltäglich erschienen war, eines Tages noch solchen Werth, solches Interesse für sie haben könnte?

Sie wunderten sich selbst darüber. Warum konnte es nicht ferner so sein, wie es ehemals gewesen war?

Ja, wenn diese Frage auf ihren Lippen schwebte,

wenn ſie dann ſich in die leuchtenden Augen ſahen, ſo erloſch ihr Lächeln und eine Pauſe trat in ihrer Unterhaltung ein.

Ohne daß unſer Paar es bemerkt, hatte der Himmel ſich mit Wolken überzogen und aus dem leichten Hauche, der ſpielend in den Wipfeln der Bäume ſich wiegte, war ein ſtarker Wind geworden, Vorläufer eines Ungewitters, der in den Zweigen laut rauſchend wühlte und die Stämme bald hierhin bald dorthin bog.

Einzelne große Tropfen fielen, immer dunkler färbte ſich der Wald, ein Blitz zuckte durch die Wolken und ein lauter Donnerſchlag ſchreckte Albert und Flora aus ihren Geſprächen auf. Es war zu ſpät, noch ein anderes Obdach als die Höhle zu ſuchen, und auf die Einladung des jungen Grafen trat Flora, obwohl zögernd, in dieſelbe ein.

Schon vorher hatte Märtens und ſein Rabe ſich in den ſchützenden Raum zurückgezogen, in dem ein trübes Halbdunkel herrſchte. Flora zitterte. Albert nahm ſie bei der Hand und ließ ſie auf weiches Moos, das der Blödſinnige ſich zum Lager zuſammengetragen, niederſitzen. Hand in Hand ſaßen nun beide, wortlos, von ſüßen und doch wehmuthsvollen Empfindungen bewegt. Draußen ſpielte der Sturm, wie ein gewaltiger Künſtler auf ſeinem Inſtrumente, ſo auf den tauſend und tauſend Saiten des Waldes ſein wildes Lied. Falbe Blitze zuckten durch das unheimliche Dunkel und die grellen Baßnoten des Donners klangen tief und furchtbar aus dem vielſtimmigen Concert der empörten Natur. Märtens, in eine Ecke gedrückt, jammerte kläglich und der Rabe rief bei jedem Blitz den Namen Flora's, als könne ſie das Unwetter beſchwichtigen.

Flora drängte ſich ſchüchtern an die Bruſt Alberts, der ſie wie eine Schweſter in ſeinen Armen hielt und es ſich nicht verſagen konnte, leiſe Küſſe auf ihre Stirn und ihre glänzenden Locken zu hauchen. Dies ſchien ihm der ſeligſte Moment ſeines Lebens. Wie wenig freute ihn der Glanz des Tages, den der Himmel widerſtrahlte, als das Gewitter ſich verzog.

Er wollte Flora nach Hauſe begleiten, aber ſie bat ihn ſo inſtändig, ſie allein gehen zu laſſen, daß er herzlichen Abſchied von ihr nahm, ſein triefendes Pferd aufſuchte und auf einem andern Wege als dem ihrigen nach dem Dorfe und dem Schloſſe zurückſprengte.

Ein Monat war verfloſſen und damit der Zeitpunkt gekommen, der zur Verlobung des reichen Herrn Bomme mit der hübſchen Gärtnertochter angeſetzt war.

Dieſer Monat war für Flora der traurigſte ihres Lebens geweſen. Die Zärtlichkeit ihres projektirten Bräutigams hatte ſich von Tage zu Tage geſteigert, aber die Folge davon war, daß eine faſt peinliche Abneigung gegen ihn im Herzen des jungen Mädchens entſtand.

Sie wurde blaß, leidend und zerſtreut. Ihr einziger Gedanke war die Erinnerung an jene ſo glückliche Scene in der Waldhöhle, ſie glaubte noch den leiſen Druck der Arme Albert's, nach das Schlagen ſeines Herzens nahe dem ihrigen, noch den Hauch ſeiner Küſſe auf ihrer Stirn zu fühlen. Und wenn ſie dieſer ſo ſüßen Träumerei ſich hingab, dann trat anſtatt ihres Jugendfreundes die wahlgenährte Geſtalt Bomme's vor ſie hin und zerſtörte den Zauber ihrer Phantaſieen durch die unerwünſchteſte Wirklichkeit.

Eines Tages kam die Gräfin in das Gärtnerhaus und brachte für Flora reiche Geſchenke mit und zugleich die Nachricht, daß Albert eine lange Reiſe angetreten habe, von der er erſt in Monaten zurückkehren werde. Mangel an Zeit habe ihn gehindert, von ſeiner Jugendfreundin Abſchied zu nehmen, er ſende ihr aber durch den Mund der Mutter die beſten Wünſche für ihr künftiges Wohl.

Flora war wie innerlich vernichtet bei dieſer Nachricht, und einige Augenblicke ſchien es ihr als ſei alles mit ihm gegangen — Glück, Hoffnung und Leben.

Sie faßte ſich endlich; aus ihrem Schmerze keimte ein kalter, ſtolzer Gedanke. Er konnte ſie fliehen — ſie mußte ihn vergeſſen können. Aber welche Thränenfluth rann in der Nacht auf ihr Kiſſen, als ſie zum letzten Mal, wie ſie ſich vornahm, zum letzten Mal des einſtigen Freundes gedachte, dem ſie nun für immer fern und fremd gegenüberſtehen mußte.

Wohl ſah die Mutter das ſtille Leiden ihrer Tochter. Sie wagte jedoch nicht, eine Wunde zu berühren, die ſie nicht hätte heilen können. Sie hatte ſich mit dem ſtolzen Gedanken geſchmeichelt, daß Flora einſt noch ein hohes Glück finden könne. Der ſonderbare Traum, den ſie der Köhlerin erzählt, hatte dieſen Glauben geweckt, die ſpätere Vertraulichkeit Albert's und Flora's, die ſie durch allerlei kleine Künſte begünſtigt, ſie darin beſtätigt. Wie anders ſchien ihr jetzt alles gekommen! Doch ſie tröſtete ſich, daß Herr Bomme ja eine ſehr anſehnliche Partie ſei und zweifelte nicht daran, daß ein kurzer Aufenthalt in der Stadt und die gänzliche Umänderung ihrer Lebensweiſe, Flora zerſtreuen und gründlich tröſten werde.

Der mit ſo verſchiedenen Empfindungen erwartete Verlobungstag war endlich da.

Herr Bomme hatte ſich den Abend vorher ſo früh zu Bett begeben, daß er, ohne der ihm nothwendigen Portion Schlaf Abbruch zu thun, ſchon Morgens um vier Uhr aufſtehen und unter Mitwirkung ſeines aus der Stadt gekommenen Dieners an ſeine Toilette ſchreiten konnte.

Da ſaß er nun in lederbraunen Sammetſchlafrock

und vertraute sein edles Haupt den kunstvollen Händen des Dieners an. Vor ihm hing ein großer Spiegel, der jeden Zug seines Wesens auffaßte und wiedergab und der heute die würdige Gestalt seines Besitzers besonders feierlich reflectirte.

Nachdem das Haar auf's Feinste frisirt und das rothe schwellende Gesicht von jedem überflüssigen Härchen befreit war, wurde die übrige Toilette im großen Styl vollendet.

Um nicht zu sehr in's Einzelne zu gehen, braucht nur der nußbraune Frack mit olivengrünem Sammetkragen, ferner das wahrhaft geniale Beinkleid erwähnt zu werden — zwei Stücke, die der Kleiderkünstler in einem Moment begeisterten Schaffens um die schwellenden Formen Bomme's gehaucht zu haben schien.

Auch die Weste, ein türkisches Muster, die phantastische Farbenpracht des Orients wiederspiegelnd, verdiente Bewunderung, ebenso das weiße Spitzenhalstuch mit dem außerordentlich zart geschlungenen Knoten, auf dem eine Rubinnadel prachtvoll kontrastirte — endlich verdiente vor allem die gerechteste Bewunderung Herr Bomme selbst.

Prangte er nicht als der edelste Kern in dieser prächtigen Hülle? War er nicht der vernünftige, besonnene, gesetzte, vor allem der reiche Herr Bomme? Wie bequem, wie anmuthig hatte sich ihm bisher alles im Leben gefügt; das Schicksal hatte ihn gleichsam an eine wohlversorgte Tafel gesetzt und ihm die kostbaren Bissen zurecht gelegt, den kostbarsten präsentirte es jetzt — eine sechszehnjährige Schönheit — eine duftige Waldblume.

Vergnügt schaute er in den Spiegel und suchte im Ausdruck seiner Züge jene innern geistigen Bezüge und Vorzüge, die die Gunst des Schicksal gerade auf ihn herabgerufen.

Das Behagliche seiner Empfindung wurde bis in's Schwungvolle gesteigert, als hinter blühenden Gebüschen hervor eine Morgenserenade ertönte. Er fiel entzückt in den Lehnstuhl, schloß die Augen und genoß ganz die Gegenwart, die von der aufdämmernden Sonne der Zukunft mit Rosenschimmer übergossen wurde.

Ein gräßliches Geheul, der schauderhafte Gegensatz aller Harmonie, entriß ihn plötzlich seinen Genüssen, er schnellte vom Sessel empor und stürzte an's Fenster. Da sah er ein grotesles Individuum bald auf den Händen, bald auf den Füßen in den gewogtesten Stellungen tanzen und hörte es jene fürchterlichen Töne ausstoßen, die ihn so widerwärtig berührt hatten.

Es war Märtens. Auf die Nerven des armen Blödsinnigen machte Musik immer denselben Eindruck, wie ein galvanischer Strom auf die Schenkel eines Frosches. Wer hätte unterscheiden können, ob seine Empfindung dabei angenehm oder unangenehm war.

Er selbst am wenigsten.

Sein Geheul jedenfalls war nicht allein für Bomme, sondern auch für Andere unerträglich, denn ein Paar Gärtnerburschen stürzten herbei, um ihn zu entfernen. Er sträubte sich jedoch auf's Heftigste dagegen und wurde hierin von seinem Raben kräftig unterstützt, der gefährliche Versuche machte, die Beine der Feinde seines Herrn zu verwunden und der sogar boshafte Absichten auf ihre Augen blicken ließ.

Die Musik begleitete diese drollige Scene, welche die Feierlichkeit des so bedeutungsreichen Morgens auf's Tiefste verletzte. Endlich wurde ihr durch das Erscheinen Flora's ein Ende gemacht.

Sie hatte sich den Händen mehrerer Freundinnen entzogen, welche unter der Aufsicht ihrer Mutter sie für die zuerwartende Festlichkeit schmückten. In noch unvollendetem Brautcostüm stürzte sie hinunter, das Herz von der Ahnung erfüllt, als könne die plötzliche Erscheinung des armen Märtens einen besondern Grund haben.

Bei ihrem Nahen hörte das Handgemenge auf, der Rabe hüpfte zu ihr, indem er sie mit dem schnarrenden Rufe: Flora! Flora! begrüßte und Märtens wurde plötzlich ganz vernünftig.

Er erzählte, daß er auf der Landstraße mit Albert zusammengetroffen, daß Beide sich beredet hätten, Flora aufzusuchen, um mit ihr in den Wald zu gehen, daß aber Albert plötzlich an der Gartenmauer niedergefallen und todt liegen geblieben sei.

Diese im einfachsten Ton vorgebrachte Erzählung war ganz geeignet, den furchtbarsten Eindruck auf alle Umstehenden, zu denen sich nun auch Herr Bomme und Vater Franz gesellt hatten, auszuüben.

Flora ergriff krampfhaft den Arm Märtens und forderte ihn mit herzzerreißendem Tone auf, sie zu Albert zu führen. Beide stürzten, von allen Anwesenden gefolgt, aus dem Garten.

An einer Stelle der Mauer lag in der Thot eine männliche Gestalt regungslos und bleich. Es war der junge Graf. Als Flora ihn erblickte, sank sie bewußtlos an seiner Seite nieder.

Albert hatte sich auf den Rath und die Veranstaltung seiner Mutter entfernt und sich vorgenommen, längere Zeit seine Heimath zu verlassen. Aber je weiter er kam, je heftiger wurde das Gefühl, welches ihn in den Zauberkreis, wo Flora athmete, zurückzog. Seine Gesundheit schwand, eine immerwährende Aufregung bemächtigte sich seiner; endlich war es ihm unmöglich, länger seinem innern Triebe zu widerstehen.

Er kehrte um. Tag und Nacht fahrend, gelangte er an dem so eben beschriebenen Morgen sehr früh in den

Wald, der nahe ſeinem väterlichen Dorfe lag und wo ſich Märtens Höhle befand. Hier ſtieg er aus und befahl ſeinem Kutſcher vorwärts zu fahren, um ſeine Mutter einigermaßen auf ſeine unerwartete Ankunft vorzubereiten.

Zu Fuß gehend, ſah er plötzlich an der Seite des Weges auf einem Stein die alte Köhlerin ſitzen. Sie erkannte ihn, denn er war oft mit Flora in ihrer Hütte geweſen, erhob ſich und ſchritt auf ihn zu.

Sie machte ihm ſchwere Vorwürfe, daß er Flora, die ſeit ſeiner Geburt für ihn beſtimmt ſei, den Armen eines Andern überlaſſe. Im Sibyllenton erzählte ſie ihm den Traum, den Flora's Mutter gehabt, und prophezeite den frühen Tod Beider, wenn ſie nicht mit einander und für einander lebten.

Das Benehmen der Alten mochte theils in ihrem Hange zum Sonderbaren, theils in ihrer dankbaren Zuneigung für Flora ſeinen Grund haben.

Auf Albert machte es bei ſeiner ohnehin erregten Stimmung einen überwältigenden Eindruck, beſonders als die Alte ihm mittheilte, daß gerade heut der Verlobungstag ſeiner Freundin ſei. Mit heftigen von tiefer Leidenſchaft beflügelten Schritten eilte er fort. Auf ſeinem Wege ſchloß Märtens ſich an ihn an. Arm in Arm flogen beide mehr als ſie gingen, dem Dorfe zu, während der Rabe ihnen voraus hüpfte und Flora! Flora! krächzte, womit er ſehr richtig den Brennpunkt der Gedanken Beider bezeichnete, denn auch Märtens hegte die feſte Zuverſicht, daß ihr Gang Flora gelte und daß alle drei wie ehemals im Walde ſpielen würden.

In Albert's Kopf glühte und tobte es immer mehr, je näher ſie der Wohnung Flora's kamen. Er hatte keine beſtimmte Vorſtellung mehr und ein ſchneidendes Weh durchzuckte ſein Gehirn. Als er endlich an die Gartenmauer kam, als plötzlich die Töne der Morgenſerenade, die Bomme in eine ſo ſelige Stimmung verſetzt hatten, ſein Ohr berührten, da brach er in ſich zuſammen und ſank bewußtlos nieder.

Natürlich war der Verlobungstag durch dieſe Kataſtrophe aufgeſchoben. Ja zum tiefen Schmerze Bomme's wurde er ſogar aufgehoben für immer. Als Albert, den man in's Schloß brachte, aus ſeiner tiefen Ohnmacht aufwachte, war ſeine erſte Frage nach Flora.

Er bezeugte ſeine Sehnſucht nach ihr in einer ſo leidenſchaftlichen Weiſe, daß der Arzt für ſein Leben fürchtete, wenn ſeinem Wunſche nicht genügt würde. Flora kam, blaß und angegriffen wie er. —

Vergeblich wäre es, die Gefühle zu ſchildern, die beider Herzen durchbebten, als ſie ſeinem Lager nahte und Albert der Geliebten die zitternden Arme entgegen ſtreckte.

Jedes Vorurtheil der Gräfin wurde durch die Gewalt des natürlichen Gefühls beſiegt. Vater Franz tröſtete ſich leicht, daß ſein Freund Bomme nicht ſein Schwiegerſohn wurde. Bald verband die Liebenden der Geiſtliche am Altar.

Es geht ein Gerücht, daß bei dieſer Ceremonie Herr Bomme verhüllt und unkenntlich zugegen geweſen. Bei den Tönen der Orgel dachte er an jene Morgenſerenade und ſeufzte trübe den entſchwundenen Hoffnungen nach. Er beſchloß von da an Hageſtolz zu bleiben, wurde dieſem Entſchluſſe aber in ſeinem 70 Jahre ungetreu, wo er ſeine junge Haushälterin heirathete, welche die abſoluteſte Herrſchaft über ihn ausübte und nach ſeinem baldigen Tode die Erbſchaft über ſein großes Vermögen antrat, das ſie drei Monate nach ihrem kummervollen Wittwenſtande mit einem jungen Schauſpieler theilte.

Märtens ſpielte noch mit den Kindern Flora's und Albert's, wie er einſt mit ihnen ſelbſt geſpielt hatte, und ſtarb endlich aus Kummer über den Tod ſeines treuen Raben.

Das Gebet.

Wenn alle Sterne Dir erbleichen
Die Gott in Deine Bruſt geſtellt,
Wenn ſich in Deine Seele ſchleichen
Die bangen Sorgen dieſer Welt,
Dann tröſtet mir ein Blick nach Oben,
Wo jene unſichtbare Hand
Das Licht der Sterne hat gewoben
Als ſeiner Liebe Unterpfand.

Dahin laß Deinen Ruf ergehen
Wenn Dir die Welt Dein Herz beengt,
Und Stürme Deinen Geiſt umwehen
Wo manches Leid ſich eingeſenkt.
Was als Gedanke in den Schächten
Der Seele ſtill und einſam ſteht,
Das flammt empor, wenn in den Nächten
Der Hauch der Lippe wird Gebet.

Ja! er wird Hülfe Dir bereiten
Sobald Dein Ruf zu ihm erklingt,
Wenn in der irren Noth der Zeiten
Dein Geiſt in Kämpfen Dich umringt.
Ja, flieh' zu ihm, und nieder ſchreiten
Wird Rettung eh' Du es gedacht,
Wie Morgenroth der Ewigkeiten
Steht das Gebet in Deiner Nacht.

Theodor Drobiſch.

Feuilleton.

Romantiſche Liebe. Der Reiſende Mariner erzählt folgende Begebenheit, die ſich während ſeines Aufenthaltes auf einer der Freundſchaftsinſeln zugetragen. In einem Felſen der Inſel Gunga befindet ſich eine geräumige mit Stalaktiten gezierte Höhle, deren Eingang unter dem Waſſer liegt. Dieſe Höhle wurde zufällig von einem jungen Mann entdeckt, als er untertauchte, um eine Schildkröte zu verfolgen. Er machte aus dieſer Entdeckung ein Geheimniß und hatte bald Gelegenheit aus dieſem Umſtande Nutzen zu ziehen. Schon lange hatte er in der Stille die Tochter eines Häuptlings geliebt, jedoch dieſe Leidenſchaft zu bekämpfen geſucht, da ſein Stand und ſein Vermögen ihm nicht erlaubten, ſich der Geliebten ſeines Herzens zu nähern. Da geſchah es, daß der Vater ſeiner Geliebten eine Verſchwörung gegen den König der Inſel anzettelte, mit deſſen grauſamer Regierung das Volk ſehr unzufrieden war. Die Verſchwörung wurde jedoch entdeckt und ſämmtliche Theilnehmer ſammt allen Gliedern ihrer Familie zum Tode verurtheilt. Mitten in der Ausführung des grauſamen Befehls gelang es dem Entdecker der Felſenhöhle, ſeine ebenfalls dem Tode geweihte Geliebte zu retten. Er brachte ſie auf einen Kahn, ſteuerte auf den Felſen los, unterrichtete ſie von dem Verſteck, den er für ſie beſtimmt hatte, und das Mädchen, das eben ſo gut ſchwamm, wie er, tauchte mit ihm unter, folgte ihm unter dem Waſſer und erhob ſich mit ihm in die Felſengrotte. Hier lebte ſie eine Zeit lang ganz verborgen und wurde von ihrem Liebhaber, der ſie beſuchte, unbemerkt mit allem Nöthigen verſorgt. Als er durch dieſe Beweiſe ſeiner Liebe endlich die wohlverdiente Gegenliebe errungen hatte, faßte er den Plan, ſich ſelbſt an die Spitze der Unzufriedenen auf der Inſel zu ſtellen, und mit ihnen nach den Fidſchi-Inſeln auszuwandern. Er führte dieſen Plan mit ſolcher Klugheit aus, daß die Colonie ſich bald glücklich einſchiffte. Unterwegs fragten ihn ſeine Gefährten, die ihre Weiber bei ſich hatten, warum er ſich nicht auch eine Frau aus der Heimath mitgenommen habe. Er antwortete, ſein Entſchluß ſei, ſich eine Frau aus der Tiefe des Meeres zu holen. Nun ſteuerte er gerade auf den Felſen zu, ſtürzte ſich in die See, und als ſeine Gefährten anfingen, über ſein langes Außenſein beſorgt zu werden, ſtieg er mit ſeiner jungen Braut aus dem Meere empor.

Die Krönungsfeierlichkeiten des ruſſiſchen Kaiſers ſollen mit einem Pomp ſtattfinden, der Alles überſtrahlt, was man bis jetzt im Czaarenreich geſehen. Die betreffenden Ausgaben werden auf achtzehn Millionen Silberrubel veranſchlagt.

Wo bleibt das Geſetz? Vor dem Lordmajor zu London als Polizeirichter, ſtand kürzlich ein der Falſchmünzerei angeklagter Mann. Anweſende Zeugen bewieſen die Thatſache, die Polizeibeamten waren pflichtmäßig gegen ihn eingeſchritten und beſtätigten die Beſchuldigung. Aber dennoch mußte der Oberrichter den Verbrecher entlaſſen, weil — der öffentliche Ankläger fehlte, indem die Münzverwaltung ſo zu ſagen nicht anbeißen wollte. Es ereignete ſich ein zweiter, ähnlicher Fall, aber auch dieſer Falſchmünzer ging aus gleichem Grunde leer aus und ſchlug der Gerechtigkeit ein Schnippchen. Der Lordmajor gab den Scandal eines ſolchen Scandals zu und beklagte den Verluſt, den namentlich das kaufmänniſche Publikum dadurch erleide und ſo mit das Verbrechen der Falſchmünzerei ſtraflos ausgehn. — O engliſche Juſtiz, geh' in ein Kloſter!

Reicher Kinderſegen kehrte unlängſt im Hauſe eines Eiſenbahnbeamten ein, indem ihm ſeine Frau fünf Kinder auf einmal beſcheerte, worunter drei Knaben, die friſch und geſund ſind, und zwei Mädchen, welche todt zur Welt kamen.

Eine gemiſchte Familie giebt es jetzt in Paris. Der Vater iſt ein Franzoſe, ſeine Frau eine Engländerin, das älteſte Kind ward auf den Sandwich-Inſeln, das zweite auf Malta, das dritte in Spanien geboren. Der Bediente dieſer Familie iſt ein Schweizer, die Magd eine Holländerin. Der Papagei erblickte das Licht der Welt in den Kolonien, der Hund iſt aus Terra Nova und die Katze eine ſogenannte Zuaven-Katze, aus Algier. Trotz dieſer verſchiedenen Nationalitäten herrſcht in der Familie vollkommene Einheit.

Triumph induſtrieller Staatsöconomie. Ein Yankee in Boſton empfiehlt in öffentlichen Blättern Aeltern und Vormündern ungezogner Knaben ſeine neuerrichtete, „pädagogiſche Prügelmaſchine von 1 Pferdekraft"; die Preiſe ſind, je nach Zahl und Qualität der zu ertheilenden Streiche auf 2 bis 12 Cents feſtgeſetzt.

Ein Profeſſor in Dublin hat die Journale aller fünf Welttheile zuſammengezählt. In Europa 2416, in Amerika 613, in Afrika 25, in Auſtralien 12 und in Aſien (China nicht mitgerechnet) 145 Tages- und andere periodiſche Blätter. — Der Herr Profeſſor muß viel Zeit übrig haben.

Der ſonderbare Fächer. Zu Wien gab unlängſt der Fürſt Auersperg eine glänzende Soirée, wobei die Aufſtellung lebender Bilder beſonders hervorragte, indem hier Herren und Damen des höchſten Adels mitwirkten. Ganz beſonderes Intereſſe erregte eines der Bilder, das ſinnig erdacht und ebenſo ausgeführt wurde. Man höre! In einer rieſenhaften Loge ſitzend, war der verhältnißmäßig

ebenſo rieſenhafte Oberkörper einer franzöſiſchen Dame aus dem vorigen Jahrhundert künſtlich dargeſtellt. Dieſe Dame hielt einen großen Fächer in der Hand, und als ſie denſelben öffnete, zeigte ſich in der Mitte deſſelben, nach der damaligen Mode ein reizendes Schäfergemälde von Watteau. Die Figuren dieſes Fächergemäldes wurden aber von den Damen und Herren der Geſellſchaft dargeſtellt und der dabei angewandte Mechanismus war ſo künſtlich, daß, ſobald die Rieſendame den Fächer leiſe in Bewegung ſetzte, das ganze lebende Bild mit allen darin ſtehenden Figuren dieſer Bewegung folgte, ſie mitmachte.

„Keine Hoffnung iſt Wahrheit geworden!“ können die Preisrichter ausrufen, welche von der Payne'ſchen Buchhandlung und engliſchen Kunſtanſtalt zu Leipzig Auftrag erhielten, die zur Preisconcurrenz eingeſandten Novellen zu prüfen. Wie wir hören, ſind weit über hundert Novellen eingeſchickt worden und die Preisrichter haben für den erſten Preis — 200 Thaler — nicht Eine der Novellen würdig gefunden. Mithin iſt nur der zweite und dritte Preis errungen worden und letzterer von einem — Schullehrer.

„Ich bin ſein Weib!“ heißt es im „Fidelio“ als die Gattin gerechten Zornes dem Gouverneur entgegentritt und die Unbill rächt, ſo dem Mann geſchehen. — Kürzlich gerieth zu Madrid der Toreador Sevilla, eine Größe der Stier-Arena, mit einem Fleiſcher in Wortwechſel, der damit endete, daß der Stierkämpfer dem Fleiſcher eine Ohrfeige gab und dann das Weite ſuchte. Als er am andern Tag am Laden des Fleiſchers vorübergeht, tritt eine Frau aus demſelben und ruft ihm zu: Ich bin ſein Weib! Hüte Dich, wenn Du nicht einen Denkzettel erwarten willſt. Sevilla achtet nicht auf dieſe Warnung, kehrt um und ſcherzt über dieſe Worte. Da aber ſtürzt die Frau mit einem großen ſpaniſchen Schlachtmeſſer auf ihn zu und ſäbelt dem Beleidiger mit einem Hieb den linken Arm von der Schulter herab. Die Frau wurde ſogleich verhaftet und nach dem Gefängniſſe Saladero gebracht, wobei ſie ausrief: Mag geſchehen, was da will, mein Mann iſt gerächt!

Die Gelehrſamkeit trägt doch mitunter auch hübſche Zinſen ein, zumal in Großbritanien. Beweiſe dafür finden wir in einem engliſchen Journal: Es heißt dort: Als der Chemiker Humphrey Davy ſeine glänzende Laufbahn begonnen hatte, achteten es die größten Männer für ein Glück, ihn in ihre Kreiſe zu ziehen. Allein dies beſchränkte ſich nicht nur auf Diners und Soupers, ſondern es kamen auch werthvolle Geſchenke, z. B. einmal von einem Herzoge die Kleinigkeit, ein koſtbares Silberſervice. Bald als er den glücklichen Fund gethan hatte, den Alkalie zu zerlegen, reiſte er nach Dublin. Man bat ihn, eine Vorleſung zu halten. Er willigte ein und zweihundert Billets, jedes mit zwei Guineen bezahlt, waren der Ertrag dafür. Er hatte alſo mit der einen Vorleſung 25000 Thaler gewonnen. Wo iſt je ein Gelehrter, ein Profeſſor geweſen, der in Deutſchland auf ſolche Art den zehnten, oder nur den zwanzigſten Theil geerntet hätte?

Ein Muſikfreund, der Schweden und Norwegen bereiſt, hat aus Stockholm die vollſtändige Trauermuſik mitgebracht, welche bei der Beſtattung des bei Lützen gefallenen Königs Guſtav Adolf zu Stockholm aufgeführt wurde. Er will dieſes Muſikſtück, welches ſich durch tiefe und ſchöne Combinationen auszeichnet, herausgeben, und zwar zum Beſten des Guſtav-Adolf-Vereins.

Da zieht mich kein Pferd hinein! kann man in der That von dem großen Theater zu Mailand ſagen, wo die Direction gegen das Auftreten der bekannten Reiterin und Tänzerin Miß Ella proteſtirte, denn das Publikum duldete nicht, daß die Scala eine ſolche Entwürdigung erfahre.

Ein ſchöner Poſten. Der Graf Morny, welcher ſich von Paris als außerordentlicher Geſandter nach Rußland begiebt und zu Moskau bei der Krönung des Kaiſers von Rußland zugegen ſein wird, bekommt ein Jahresgehalt von 300,000 Frs. und einen Credit von einer Million. Ihm iſt die Weiſung zugegangen: durch fabelhaften Luxus den Ruſſen einen hohen Begriff von dem franzöſiſchen Kaiſerreich beizubringen.

Die Geſammtſummen, die man in England bei dem großartigen Zeitungsweſen jährlich für Literatur ausgiebt, wird auf 15 Mill. Thaler geſchätzt. Es erſcheinen jetzt nicht weniger als 256 Monatsſchriften, von denen am Erſten eines jeden Monats 600,000 Exemplare ausgegeben werden.

Politiſche Poeſie vor neunzig Jahren. Es iſt hier nicht von Kriegsliedern eines Gleim oder Zeitgedichten im Reuſſeriſchen Geſchmack die Rede, ſondern wir bringen einige Proben aus einem Wochenblatte, welches rein politiſche Nachrichten in Versform gab. Es hieß „Das Münchneriſche Wochenblatt in Verſen“ mit Gnädigſtem Conſens eines Churfürſtl. Hochlöbl. Hof-Raths verfertigt und herausgegeben von Mathias Etenhueber.

Zu Beginn der Unterhandlungen, die den Hubertusburgerfrieden zur Folge hatten, leſen wir in Nr. 5. vom 29 Jänner 1763:

„Frankreich ruhet nun in Friede,
Und der krumme Waffenſchmiede
Läßt den Blasbalg müſſig geh'n ꝛc. ꝛc.;“

dann:

„England im Neptunreiche
Schreitet ſiegreich zum Vergleiche,
Welcher Ruhm und Vortheil bringt
— — — — — — — —
Nun genießen ſie die Früchte

Ihrer ſchönen Siegsgerichte
Und bekennent jedes Reich
England kömmt kein Seemacht gleich."

Endlich, nachdem von Spanien und Portugal die Rede war:

„Nur der Preußen tapf're König
Söhnt ſich nach den Friede wenig,
Täglich wächſet ſeine Macht ꝛc."

dann:

„Oeſt'reich lautet zwar vom Frieden,
Doch iſt es noch unentſchieden,
Wie und wenn er werden ſall,
Alle klugen Staatspropheten
Stoßen zwar in die Trompeten,
Aber ſind noch kein Apall;
Was die Kabinette ſchließen,
Soll und kann nicht Jeder wiſſen,
Oft der allerbeſte Schluß
Leidet große Hindernuß."

Wie ſchwer falle ich in'a Gewicht? Dieſe Frage wird jetzt häufig auf Meſſen und Jahrmärkten um den Preis von einem Silbergroſchen erörtert. Dies geſchieht ganz einfach, indem ſich der Neugierige auf einen Lehnſtuhl ſetzt der mit einem Wagebalken korreſpondirt, durch deſſen Gegenwicht die entſprechende Anzahl Pfunde mit Beihülfe des Aufſtellers zum Vorſchein kommt. Auf der Leipziger und Braunſchweiger Meſſe ſahen wir dergleichen Maſchinen, welche jedoch nicht ſolche Geſchäfte machten, wie dergleichen Etabliſſements zu Paris, wo man mehrere in den elyſeiſchen Feldern findet. Die Pariſer beſchäftigen ſich mit der Frage: wie leicht und wie ſchwer ſie ſind, weit lebhafter, und es bildet die Erörterung derſelben ein wahres Volksvergnügen. Die Dirigentin, meiſt eine alte Frau, geht hierbei auch nicht ſo tracken zu Werke, wie bei uns. Ihre Gnade iſt hierbei unerſchöpflich und niemals verfehlt ſie den Perſonen etwas Verbindliches zu ſagen, welche den Lehnſtuhl einnehmen. Iſt es eine ſchlanke junge Dame, deren Taille eine Veränderung vor der Verheirathung erleiden darf, ſo ſagt die Alte: „Precisement comme la derniére fois, Mademoiselle!" Drückt ſich eine mütterliche Frau oder ein wohlbeleibter Viehhändler in die Armlehnen, ſo ſchmunzelt die Alte indem ſie 25 Pfund zu wenig anſagt: „Comme vous vous conservez bien, il n'y a que 215 livres," und ſo weiß ſie jedem eine heimliche Freude zu machen. Sehr magere Perſonen pflegt ſie Vormittags damit zu tröſten, daß ſie ſpricht: „Mais c'est avant le diner, vous êtes à jeun!"

Ein fleißiger Sänger. Ein Naturforſcher, welcher dieſer Tage einen Cantor unweit Naumburg beſuchte, bemerkte bei ſelbigen einen Finken, der in Thüringen zum Sänger gebildet worden war und unverdroſſen ſein eingelerntes Liedchen ſang. Die Frage, wie oft wohl in einer Stunde der Finke das Lied repetire, wurde bald erledigt. Man ſah nach der Uhr, nahm Bleiſtift und Papier zur Hand und machte bei Endigung des Liedchens ſtets einen Strich. Als eine Stunde vorüber, ergab ſich, daß der gefiederte Sänger ſein Stückchen ohne Auslaſſung einer Note 146 Mal wiederholt.

Viſitenkarten in Finnland. Selbſt oben im kalten Finnland, wo faſt ein halbes Jahr keine Sonne ſcheint, hat die Etikette ihr Reich begründet, denn man gratulirt dort mit einer Karte, ſo oft Neujahr- Geburts- oder ſonſt ein ähnlicher Tag iſt. Jeder, der nicht als Grobian erſcheinen will, muß auf dieſe Weiſe gratuliren und an jedem Hauſe iſt ein Kaſten angebracht, in welchen ohne Weiteres die Karten hineingeſteckt werden. Abends um 9 Uhr nimmt der Hausherr ſeinen Kaſten ab, leert den Inhalt aus und vergleicht damit das Verzeichniß aller Bekannten. Wehe dem der in letztern ſteht, ohne im Kaſten zu liegen; die Freundſchaft wäre vorbei, aller Umgang abgebrochen; die Viſitenkarte iſt der Knoten, der ſie allein ſchürzt und erhält, aber auch für immer aufflöſen kann.

Das Wetter vorherzuſagen giebt der „Brighton-Harald" in folgender Regel. Man gebe um den 30. März und 12. September Acht, woher der Wind kommt. Sind die öſtlichen Winde vorherrſchend, ſo wird die darauf folgende Jahreszeit eine trockene ſein; herrſchen aber um dieſe Jahreszeit die ſüdweſtlichen Winde vor, ſo kann man auf eine ſehr naſſe Jahreszeit rechnen. Dieſes fall ſich ſeit länger denn dreißig Jahren beſtätigt haben.

Eine Gemäldeſammlung aus ſonderbaren Gründen. Ein deutſcher Maler, der ſich längere Zeit in Holland aufgehalten, erzählt, daß daſelbſt ein reicher aber höchſt geiziger Mann mehrere Bilder angekauft habe, die ſchreckliche ja ſogar ekelhafte Scenen darſtellten und deren Anblick Grauen oder Widerwillen erregten. Dies hatte nun folgende Bewandniß. Er bekleidete ein Amt, das ihn nöthigte, oft Gaſtmähler zu geben. Da ließ er dieſe Bilder im Speiſeſaal aufhängen und dieſe waren vollkommen geeignet, den Gäſten allen Appetit zu verderben. Er ſparte ſonach ſeinen Wein und konnte mit den Ueberreſten eines großen Diners ſein Haus eine ganze Woche lang erhalten.

Curioſa. Burleske Einfälle hatten bisweilen unſere Vorfahren. So lieſt man bei einem Theologen Dannhauer († 1666) von der Muſik, um ſie der Kirche zu empfehlen: „Die Orgeln überhaupt fallen uns mit ihren ſehr verſchiedenen doch wohl zuſammenſtimmenden Zügen (Regiſtern) der Einträchtigkeit des Glaubens erinnern; bei den Trommeln inſonderheit ſollen wir an des Erzengels letzte Poſaune gedenken. Die Cymbeln ſtellen uns das Lob des Unmündigen vor. Die Pauken zielen auf ein zerſchlagenes Herz. Die geſpielten Lobgeſänge aber geben uns zu erkennen, daß wir Gott nicht nur im Herzen, Mund und Stimme, ſondern auch mit Händen und Füßen preiſen müſſen."

*** In Schweden wird es für eine beleidigende Unart gehalten, die Hand mit angezogenem Handſchuh darzureichen. Es ſteht ſonach drollig aus, wenn ſich zwei auf der Straße begegnen und der höher Geſtellte zuerſt die Hand bietet. Mit ausgeſtrecktem Arm ſteht er oft eine Weile da, bis es dem Andern gelungen iſt, den gepreßt anſchließenden Handſchuh abzuziehen, der nicht ſelten in freudiger Haſt zerriſſen wird.

*** Die Türken haben — wie uns Withe in ſeinem gründlichen Werke: „Häusliches Leben und Sitten der Türken" erzählt, — recht komiſche Begriffe von dem Urſprung verſchiedener Gewerbe. Nach der türkiſchen Sage war nämlich Adam der erſte Schneider, der erſte Zimmermann und merkwürdiger Weiſe auch der erſte Schreibemeiſter. Eva war Badefrau, und Kain, da er das erſte Grab füllte, Todtengräber; Seth erfand die Knöpfe und das Wollſpinnen; Enoch war der erſte Weber, Noah natürlich der erſte Seemann. Abraham war Milchmann und Joſeph erfand die Uhren. Der Pſalmiſt war ein Schmied und David Dolmetſch und Waffenſchmied. Salomo machte die erſten Körbe; Jeremias iſt Patron der Wundärzte; Jonas war Fiſchhändler. Der Engel Gabriel endlich verfertigte die erſten Schürzen, und die Königin Saba gebrauchte zuerſt Taſchentücher.

*** Sonſt und Jetzt.

Sonſt ſchrieb man Werke, dann wurden ſie angekündigt und Pränumeration eingeleitet — jetzt kündigt man Werke und Pränumeration an und dann ſchreibt man erſt die Werke.

Sonſt brauchte man Augengläſer, weil man nicht gut ſah — jetzt ſieht man nicht gut, weil man Augengläſer braucht.

Sonſt ſaßen alte Damen, und junge Mädchen ſtanden mit Jünglingen — jetzt ſtehen alte Damen mit Jünglingen und junge Mädchen bleiben ſitzen.

Sonſt zwickten die Brillen die Naſe ein — jetzt zwicken Auge und Naſe das Augenglas ein.

Aphorismen. Der Unbeſonnene wirft in die goldenen Becher des Genuſſes die koſtbarſte Perle, die Beſcheidenheit, der Unglückliche aber holt ſie aus dem Thränenkelche ſeiner Leiden.

* * *

Die höchſte Poeſie ruht in den Geheimniſſen der Natur; wie die Liebe die höhere Exegeſe des innerſten Seelenlebens iſt.

* * *

Das liebende Mädchen legt ihre Gedächtnißblumen in das Herbarium ihres Herzens, die oft der leichtſinnige Jüngling zerpflückt und zerſtreut.

* * *

Nur nicht in dem Augenblick, wo Du unvorſichtig ein Herz verletzt, lege den Verband der Entſchuldigung an daſſelbe. Es iſt wohl möglich die blutende Wunde zu ſtillen, der Dorn aber bleibt darin. Nur die Liebe träufelt den Thränenbalſam der Reue in das gekränkte Herz.

Moden-Bericht aus Paris.

Langſam aber deſto vollkommner haben vor unſern Augen die Wunder des Maies ſich entfaltet. In voller Pracht der Blätter und Blüthen ſtehen rings umher die Baumgeſtalten und wohin wir blicken, zeigt überall die Natur ſich im feſtlichſten Gewande.

Alles dieſes giebt auch uns einen neuen Impuls zum frohen und öftern Genuſſe; es lockt uns hinaus, die täglich neuen Schöpfungen der Natur zu begrüßen und um den ſtummen Zeugen der allgewaltigen Naturkraft würdig zu begegnen, ſchmücken wir uns mit den zarteſten, anmuthigſten Erzeugniſſen der — Mode.

Wir beginnen unſern Bericht heute mit den Staffen!

Die Deſſins ſind noch immer ſehr groß, ſie bilden ſich größtentheils aus breiten Streifen, Rauten, großen Streubouquets oder herunterlaufenden Guirlanden.

Die chinirten Taffette und die Pompadourkleider ſtehen wieder ſehr in Gunſt. Auch ſahen wir viele Roben à Volants, geſtickt und mit angewebten Franſen verziert. Die Robe Mébora iſt in dieſem Genre ausgezeichnet. Die mit dem Namen Aurelie iſt blau und hat Volants, deren Zeichnung aus nüancirten Streifen, zwiſchen denen kleine Blumenbouquets eingeſtreut ſind, beſteht. Man kann ſich wirklich kaum eine Vorſtellung von der Friſche und Eleganz dieſes reizenden Kleides machen. Eine andere wird mit brochirten Volants beſetzt, welche einen Fond von Johannisbeerfarbe haben. Man nennt ſie Raphaela. Sie exiſtirt in allen nur denkbaren Nüancen und macht einen unbeſchreiblich prächtigen Effekt. Zur geringeren Toilette giebt es eine Menge von Phantaſietaffeten von einfachem, jedoch ungemein noblem Ausſehen.

Junge Mädchen tragen leichte, überaus anmuthige Taffette mit kleinen chinirten Deſſins, Careaux, Damenbrettmuſtern, Streifen, welche Zeichnungen faſt immer durch Streubouquets belebt werden.

In leichten Sommerſtoffen hat man Jaconet, gedruckten Mouſſeline, Barège, Organdi, Toile de Chine, Seidenmouſſeline, Grenadine. Alle dieſe Roben werden natürlich mit Volants beſetzt. Man ſpricht ebenfalls davon

zu dieſen zarten Kleidern Gürtel zu tragen, jetzt iſt die Temperatur immer noch zu kühl, als daß etwas Sicheres, Beſtimmtes darüber entſchieden werden könnte. Weiße Mullkleider mit geſtickten Volants kommen wieder ſehr in Aufnahme. Man wird dazu hauptſächlich Mantillen oder Mäntelchen von gleichem Stoffe mit derſelben Stickerei tragen.

Die Confektions variiren in unendlicher Verſchiedenheit. Unſer vorhergehender Bericht enthielt ſehr ſpezielle Auskunft darüber. Wir ergänzen heute alſo nur, was wir an neuern Neuigkeiten ausfindig gemacht. Die Caracos werden vielfach geſucht. Außerdem Umhänge in Shawlform mit einem oder zwei Volants beſetzt. Die meiſten haben Spitzenvolants aus dem Hauſe Terguſan, deſſen brillante Fabrikate im Induſtriepalaſt gerechte Bewunderung ernteten.

Madame Alphonſine iſt die Schöpferin entzückender Hüte. Sie hat ſich mit vielem Glück der Pamelaform bemächtigt und der Beifall, den ihre Produkte finden, iſt natürliche Folge ihres exquiſiten Geſchmacks.

Die Bavolets bleiben von immenſer Größe und werden ſo reich mit Blonden und Spitzen garnirt, daß man ſie für Fanchons halten könnte.

Viele der neueren Hüte beſtehen aus zwei Farben, ſo daß z. B. die Paſſe von malvenfarbigem oder himmelblauem Taffete iſt und der übrige Theil des Hutes aus weißem Crepp beſteht.

Zuweilen garnirt man den Schirm und das Bavolet mit ſehr breitem, gefälteltem Bande, welches auf den Hut zurückfällt.

Die Blumen und Federn ſchmücken größtentheils die Hüte zur großen Toilette, die Bindebänder jedoch ſind gleich breit und koſtbar für jedes Genre.

Das ſchöne italieniſche Stroh bildet immer die wahrhaft diſtinguirten, ariſtokratiſchen Hüte, und bleibt ſtets etwas Seltenes, da ſie nur von reichen Frauen getragen werden können.

Phantaſiehüte garnirt man ungemein häufig mit ſchwarzem Sammet und ſchwarzen Spitzen.

Mademoiſelle Anna Loth macht ſehr hübſche Fichüs zu den ausgeſchnittenen Kleidern. Sie nennt dieſelben Fichüs à Papillons; ſie beſtehen aus geſticktem Tüll, Bacillons und einer Menge kleiner Bandſchleifen, welche aus den Bacillons hervorſchauen und Grund zu dem eigenthümlichen Namen ſind.

Die Unterärmel ſind faſt immer bouillonirt und mit Papillons von Band geſchmückt.

Weiße Canezous zu farbigen Röcken werden keineswegs der Vergeſſenheit übergeben ſein.

Erklärung der beiliegenden Muſtertafel.

Nr. 1. Taſchentuch-Ecke mit den Buchſtaben J. H. in Hochſtickerei; die Löcher durchbrochen zu arbeiten, die punktirten Stellen mit dem Piquéſtich zu füllen.

Nr. 2. Beſatzſtreifen um Nachtjacken, Hauben, Morgenkragen, Kinderwäſche und dergl. Die Blätter geſpalten hoch, die Löcher engliſch, die Zacken im Roſenſtich zu ſticken.

Nr. 3. Modell der Toilette einer jungen Confirmandin.

Nr. 4. Modell eines Unterärmels, aus zwei übereinander fallenden Puffen zuſammengeſetzt, mit Säumen und Zwiſchenſätzen garnirt.

Nr. 5. Muſter zum Plattſticken eines Sonnenſchirms. Daſſelbe wird auf acht Theilen ganz gleichmäßig gearbeitet, ſo daß die untere Arabeske immer genau an die des andern Theiles trifft. Die Farbe der Seide muß dieſelbe des Stoffes, oder um einen Schatten nur abweichend von demſelben ſein. Als die beliebteſten Farben können wir die weiße, hellgraue, roſa oder hellgelbe (rohe Seide) nennen. Beim Zuſammenſetzen des Schirmes bitten wir ein recht ſorgſames Aneinandernähen der ſchrägen Seiten, welches nur durch feine Vorderſtiche geſchieht, zu beobachten. Denjenigen unſerer Leſerinnen, die es vorziehen, dieſe kleine aber mühſame Arbeit machen zu laſſen, empfehlen wir hierzu in Berlin den Schirmfabrikanten Herrn A. Sachs, Krauſenſtraße 33, durch ſaubere und geſchmackvolle Arbeit uns bekannt.

Nr. 6. Der Name Valerie, wird hochgeſtickt.

Nr. 7. Die Buchſtaben L. M verſchlungen; erſteren hoch, letzteren theils hoch, theils engliſch zu ſticken.

Nr. 8. Der Name Lucie, wird feſtonirt oder hochgeſtickt.

Nr. 9. Die Buchſtaben A. M. geſpalten hochzuſticken.

Nr. 10. Muſter zu einem Latz, in theils engliſcher, theils Hochſtickerei. Soll er zu einer ausgeſchnittenen Taille getragen werden, ſo müſſen oben herum Zacken feſtonirt werden. Zu einem hohen Kleide wird oben herum eine Spitze oder Rüſche angeſetzt.

Nr. 11. Die Buchſtaben E. M. engliſch oder hochzuſticken.

Nr. 12. Schmale Bordüre in Kettenſtich oder mit Soutache-Litzen aufzunähen, um Kinderkleider oder Aermel eines Kindermantels, u. dgl. beſtimmt.

Nr. 13. Breitere Bordüre mit voriger Nummer übereinſtimmend, nebſt Eck-Arabeske, zur Verzierung von Kindermänteln, Jäckchen u. ſ. w. beſtimmt.

Nr. 14. Die Buchſtaben G. v. H. hochzuſticken.

Nr. 15. Die Buchſtaben A. G. verſchlungen, erſteren theils hoch, theils engliſch zu ſticken, letzteren zu feſtoniren.

Nr. 16. Muſter zu Puffärmel.

Nr. 17. Einſatzſtreifen zur vorigen Nummer paſſend.

Nr. 18. Taſchentuch-Ecke mit dem Namen Luiza in Hochſtickerei.

Nr. 19. Die Buchſtaben M. L. verſchlungen, erſteren hoch, letzteren engliſch zu ſticken.

Nr. 20. Beſatzſtreifen, zu Leib- oder Kinderwäſche,

Digitized by Google

Kragen, Morgenhäubchen u. dergl. bestimmt, die Löcher englisch, die Zacken im Nasenstich zu arbeiten.

Nr. 21. Die Buchstaben G. D. verschlungen; in gespaltener Hochstickerei.

Nr. 22. Modell einer Coiffüre mit Blumen und Band verziert.

Nr. 23. Die Buchstaben W. D. verschlungen mit einer Krone; das W. wird in zwei Farben, z. B. weiß und blau festonirt, das D englisch, die Krone hochgestickt.

Nr. 24. Der Name Emmy in einem Eichblatte; wird Beides hochgestickt, die Eicheln mit dem Knötchen- oder Steppstich gefüllt.

Nr. 25. Die Buchstaben E. M. gespalten hoch, auch ganz hochzusticken.

Nr. 26. Bouquet in die Ecke einer Cravatte bestimmt, theils hoch, theils englisch zu sticken.

Nr. 27. Modell des Uebertragens Marie-Luise, in Gesellschaft, sowohl über ausgeschnittene als hohe Taillen zu tragen, ist van Spitzen zusammengesetzt und mit Band verziert.

Nr. 28. Modell eines Unterärmels, aus gestickten Streifen und Spitzen-Einsätzen zusammengesetzt.

Nr. 29. a) Tapisseriemuster; b) die dazu passenden Farben zu einem Jagd- oder Pelz-Gürtel für Herren, auch zu Teppich-Streifen, Stühlen, Taschen und dergl. passend. Die Farben können in den Blättern abwechseln, in verschiedenartigem Grün oder auch mit violetter oder einer rothen Schattirung; auch kann zu Reisetaschen die Wolle mit Perlen und Seide gemischt, oder der Rand der Blätter in schwarz, der Grund der Arbeit weiß gearbeitet werden.

Nr. 30. Der Name Wanda nebst Krone; die Linien des ersteren fein zu cordoniren, die Löcher hoch oder englisch, die Krone hochzusticken.

Nr. 31. Die Buchstaben G. v. H. gespalten, auch ganz hochzusticken.

Nr. 32. Desgleichen. — E v. L. desgleichen.

Nr. 33. Der Name Wanda, die Linien werden einzeln fein cordonirt, auch hochgestickt, die punktirten Stellen mit dem point de piqué gefüllt.

Nr. 34. Die Buchstaben E. v. L. in Hochstickerei.

Nr. 35. Die Buchstaben L. D. in zwei Farben hochzusticken.

Nr. 36. Besatzstreifen zu Nacht-Jäckchen, Kinderkleider u. s. w. Die Blätter werden festonirt, die Ranken cordonirt, die Löcher als Schattenbindlöcher gestickt.

Nr. 37. Die Buchstaben L. D. theils hoch, theils englisch zu sticken.

Erklärung des Modekupfers.

1. Rosa Crepphut, mit einem Blonden-Halbschleier in dessen Saum ein rosa Band gezogen ist, eingefaßt. Die eine Seite des Schirmes ziert ein Bouquet von Moosrosen, das Innere Rosen in Blondenrüschen. Rosa gestreifte Taffet-Bindebänder. Graues Taffetkleid mit chinirt abgepaßten Volants. Leibchen ohne Schaß, vorn über die Brust mit quergelegten Borten geschlaffen. Aermel aus zwei kleinen, einer großen Puffe, und zwei Falbeln zusammengesetzt. Schoßjäckchen, halb anschließend, von schwarzem Taffet, unten herum mit drei ausgeschlagenen Volants und Taffetschleifen mit langen Enden. Die Aermel aus drei Puffen und zwei Volants bestehend, zieren ebenfalls Schleifen. Das Jäckchen vorn herunter ist mit Taffet-Puffen besetzt. Kragen und Unterärmel von Spitzen-Application. Marquisen-Schirm van Taffet, mit Volants von englischen Spitzen bedeckt.

2. Hut von Tüll und Blonde, an der einen Seite mit Blonden-Rollen, an der andern mit Frühlings-Blumen garnirt. Breitgestreiftes Taffetkleid mit schmalen schwarzen Querstreifen. Schoßleibchen à la Louis XIII., vorn herunter mit Knöpfen von Edelsteinen geschlossen. Das Leibchen, der Schoß und die Aermel sind mit Chantilly-Spitzen und schwarzen Sammetschleifen reich verziert. Kragen und Unterärmel von gesticktem Mousseline. Armbänder von emaillirtem Gold.

3. Kleines Mädchen von acht bis neun Jahren. Kleid und Talma-Pelerine von Toile de soie, mit Sammetstreifen, die kleine Riegel trennen, garnirt. Strohhütchen mit Taffetband und einer Feder verziert.

Dir Abonnenten der ersten (Acht Thaler-) Ausgabe erhalten heute als Extra-Zugabe:

Ein Herrenkupfer.

Die Zeitung für die elegante Welt erscheint wöchentlich und zwar in drei verschiedenen Ausgaben:

Erste Ausgabe mit allen Beilagen zu 8 Thalern jährlich. Enthält im Jahrgange 52 Damen- und 24 Herren-Modekupfer, Musik-Beilagen, Musterblätter für weibliche Arbeiten und Moden, Schnitt-Tafeln für Herren, Potichinomanie-Bogen, Portraits, Genrebilder ꝛc.
Die zweite Ausgabe zu 5 Thalern jährlich bringt denselben Text und ausschließlich Damen-Modekupfer und Musterblätter.
Die dritte Ausgabe zu ebenfalls 5 Thalern enthält nur Herren-Modekupfer, bringt aber ebenfalls 52 Lieferungen Text.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

Verlag von Otto Janke in Berlin. Verantwortlich: R. Wegener.

Druck von A. Hahn & Comp. in Berlin.

Modes de Paris

№ 22. Sechsundfünfzigster Jahrgang. 1856.

Zeitung für die elegante Welt.

Die Abonnements-Bedingungen befinden sich am Schlusse des Blattes.

Redaction: **Th. Drobisch** in Leipzig
und
R. Wegener in Berlin.

Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen hierauf an.

Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich eine Lieferung von 1½ bis 2 Bogen Text, mit artistischen und technischen Beilagen, bestehend in Pariser Modekupfern, Muster- und Schnitt-Tafeln für Damengarderobe ꝛc. in sorgfältigster und reicher Auswahl.

Die beiden Mémoires.*)

Während der König**) sich zu Madame Adelaide begab, um mit ihr an der Ernennung seines neuen Ministeriums zu arbeiten, befand sich die Königin Marie Antoinette in ihren Gemächern, in welchen sie heute zum erstenmal ihren Hofstaat, die Palastdamen, die Hofdamen, die Kammerfrauen, die Vorleserin und endlich auch die Kammerherrn und Stallmeister und ihren frühern Lehrer, den Abbé Vermond empfangen hatte. Jetzt war dieser große Act der Etiquette beendet, und die junge Königin hatte sich in ihr Kabinet zurückgezogen, um sich ihren Träumen und Gedanken nach so vielen Aufregungen endlich wieder einmal ungestört überlassen zu können.

Aber diese Ruhe sollte auch jetzt nur von kurzer Dauer sein, denn bald kam Herr von Campan, dieselbe zu unterbrechen, indem er der Königin den Gesandten der Kaiserin von Oesterreich, den Grafen von Mercy meldete.

Die Königin befahl mit lebhafter Stimme ihn eintreten zu lassen, und ging dem Grafen alsdann sogar hastig einige Schritte entgegen. Die Oberhofmeisterin Frau von Noailles, welche zugleich mit Herrn von Campan in das Gemach der Königin eingetreten war, um, wie es ihr Dienst erheischte, bei der Audienz zugegen zu sein, sah diese Zuvorkommenheit der Königin gegen den Gesandten mit tiefem Erschrecken, und ihre Stirn legte sich in düstere Falten.

Marie Antoinette achtete nicht darauf. Sie reichte sogar mit einem süßen Lächeln dem alten Grafen ihre Hand dar, und duldete es freundlich, daß er sie an seine Lippen zog und küßte.

Frau von Noailles seufzte und räusperte sich ganz hörbar. Das gehört zur großen Cour der Gesandten, sagte sie leise vor sich hin, aber es ist ganz unstatthaft in einer Privat-Audienz!

Die Königin hörte es nicht, sie hatte die Anwesenheit der Oberhofmeisterin ganz vergessen, und das schöne Lächeln, und die leuchtenden Blicke, mit welchen sie den Grafen Mercy anschauete, galt nicht ihm, sondern ihrer geliebten Heimath, den Erinnerungen an ihre Mutter, ihre Geschwister und alle die reinen Freuden ihrer Kindertage.

*) Aus dem unter der Presse befindlichen Roman: „Kaiser Joseph II. und sein Hof" von L. Mühlbach. 1t. Abtheilung.

**) Ludwig XVI.

Was bringen Sie mir, Herr Graf? fragte Marie Antoinette mit ihrer schönen sanaeen Stimme. Nicht wahr, es sind Nachrichten aus Wien angelangt, und zwar gute, nicht wahr?

Ich bringe die Candalenzbriefe und die Glückwunschschreiben der Kaiserin Maria Thereſia und des Kaisers Joseph, sagte der Graf lächelnd.

Aber sind Sie denn ein Zauberer? rief die Königin verwundert. Unser Königthum ist nach nicht vier und zwanzig Stunden alt, und der Courier, welcher dem Hafe von Wien die Nachricht bringt, kann kaum den vierten Theil des Weges zurückgelegt haben. Sie müssen alsa duchaus ein Zaubeeer sein, wenn Sie jetzt schon die Glückwunschschreiben meiner Mutter und meines Bruders empfangen haben!

Die Sache geht indeß ganz natürlich zu, Majestät, sagte Graf Mercy lächelnd. Ew. Majestät erinnern Sich gnädigst, daß schon vor acht Tagen die Nachricht sich verbreitete, der König sei gestorben. Seine Aerzte selbst hatten sich getäuscht, und eine tiefe Ohnmacht für den Tad selber gehalten. Nach drei Stunden erwachte der König noch einmal aus seinem Todesschlaf, aber mein Courier, der die Nachricht seines Todes nach Wien brachte, war schon abgefertigt, und derjenige, den ich ihm später, als ich den Widerruf der Aerzte erfuhr, nachsendete, hat den ersten Courier nicht mehr einhalen können. Als er in Wien anlangte, war der erste Courier mit den Antwartsschreiben schan wieder abgegangen, und sa ist es gekommen, Majestät, daß diese beiden Schreiben hiee schan heute var einer halben Stunde anlangen kannten.

Der Graf reichte mit einer tiefen Verneigung der Königin zwei versiegelte Schreiben dar. Marie Antoinette nahm sie hastig, und indem sie auf dieselben ihre großen, von langen seidenen Wimpern beschatteten Augen heftete, rief sie freudig: es sind die Handschriften der Kaiserin und meines Bruders. Lassen Sie mich znerst den Brief der Kaiserin lesen!

Sie erbrach das Schreiben, und während sie es dann las, schwand der Glanz der Freude aus ihren schönen Zügen, und das Lächeln erstarb auf ihren puepurrathen Lippen.

Es ist nichts als ein officielles Schreiben, sagte sie, das Papier auf den Tisch legend. Jetzt kenne ich auch den Inhalt des zweiten Briefes, und ich habe gae keine Lust mehr, diese steifen, ceremanellen Phrasen zu lesen! Haben Sie mir weitee nichts zu bringen. Giebt es gar nichts Neues am Hof und in meinem lieben Wien? Besinnen Sie sich, Herr Graf, haben Sie mir gar nichts zu erzählen?

Graf Mercy warf einen verstahlenen Blick hinüber nach der Oberhafmeisterin, welche geeade und steif neben einem Lehnstuhl stand, und Aug' und Ohr der Königin zugewandt hatte.

Marie Antainette fing diesen Blick des Gesandten auf und verstand ihn.

Die Frau Oberhofmeisterin wird wohl nichts dagegen haben, sagte sie, sich an Frau van Noailles wendend, wenn ich sie ersuche, sich in das anstoßende Zimmer zurückzuziehen. Ich wünschte von dem Herrn Grafen van Mercy noch einige Nachrichten zu vernehmen, die er, wie ich vermuthe, nur mir mittheilen soll.

Die Oberhofmeisterin blieb steif und unverändert wie vorher in ihrer varigen Stellung, und die Warte der Königin schienen ihr Ohr gar nicht ereicht zu haben.

Marie Antainette erröthete, und warf ihr Haupt stolz zurück. Ich ersuche die Gräfin von Noailles, sich in das große Empfangzimmer zurückzuziehen, sagte sie gebieterisch. Ich wünschte mit dem Herrn Grafen Mercy allein zu sein.

Ich erlaube mir dagegen Euer Majestät zu bemerken, daß ich diesen Wunsch Euer Majestät durchaus nicht befriedigen darf, sagte Frau von Noailles. Keine Königin von Frankreich darf den Gesandten einer answärtigen Macht anders als umgeben von ihrem Hofstaat empfangen. Es ist schan ein unerhörter Fall, daß die Königin von Frankreich den answärtigen Gesandten nur allein im Beisein ihrer Oberhafmeisterin empfängt, und ich werde Se. Majestät den König wegen dieses meines Fehles um Vergebung bitten!

Die Augen der Königin schaffen Blitze des Zarns auf die verwegene Oberhofmeisterin, welche es wagte sich ihr zu widersetzen und ihr eine Lehre zu ertheilen.

Sie haben Niemand um Verzeihung zu bitten, Madame, als mich allein, rief sie, und zwar wegen Ihres ungebührlichen Betragens gegen mich.

Ew. Majestät verzeihen, sagte Frau von Noailles ruhig, aber ich handle nur meiner Pflicht gemäß, und diese gebietet der Oberhofmeisterin streng darüber zu wachen, daß das Ceremoniell niemals verletzt werde. Die Etiquette ist das Gesetz, welches über den Königinnen von Frankreich steht, und sie müssen sich diesem Gesetz beugen, und haben es van jeher gethan!

Ich benachrichtige Sie, Madame, daß ich dieses Gesetz nicht anerkennen werde, rief Marie Antainette mit flammenden Blicken und zitternden Lippen. Die Königin von Frankreich ist da, um Gesetze zu geben, nicht um sie zu empfangen, und was die Etiquette anbelangt, sa werde ich mich deren Lächerlichkeiten und Extravaganzen nicht fügen. Nach einmal, und zum letzten Mal Madame, ich befehle Ihnen in das große Empfangzimmer zu gehen, und mich mit dem Gesandten der Kaiserin, meiner Mutter, allein zu lassen!

Frau von Noailles erwiederte nichts, ſie machte gegen die Königin ihre tiefe, ceremanielle Verbeugung und wandte ſich dann rückwärts gehend, langſam der Thür zu.

Marie Antoinette blickte ihr mit glühenden Blicken nach, bis die letzte Spitze ihrer langen Schleppe verſchwunden war und die ſammtne Portière über der Thür niederrauſchte.

Ah, endlich einmal ein kleiner Triumph über meine Tyrannin, murmelte ſie, ihre Purpurlippen zornig aufwerfend, daß die beiden Reihen ihrer glänzend weißen Zähne ſichtbar wurden. Ich habe lange genug geſeufzt unter dem Druck, aber jetzt iſt es an mir Lectionen zu ertheilen, und Frau von Noailles hat ja eben ihre erſte Lection empfangen. Die Dauphine hat die Ketten getragen, aber die Königin wird ſie zereißen, und dieſe lächerlichen Feſſeln der Etiquette ſollen mich nicht länger tyranniſiren! Und jetzt Herr Graf, fuhr ſie aufathmend fort, jetzt, da wir allein ſind, frage ich Sie: bringen Sie mir keine weitern Nachrichten von meiner Mutter?

Herr von Mercy warf einen langen, forſchenden Blick im Zimmer umher, und als er ſich überzeugt hatte, daß wirklich Niemand ſein Geſpräch mit der Königin belauſchen könne, zog er zwei andere verſiegelte Papiere aus ſeiner Bruſt hervor und überreichte ſie der Königin.

Marie Antoinette nahm ſie haſtig, und indem ſie das Siegel des erſten Briefes raſch erbrach, begann ſie zu leſen. Ah, das iſt kein Brief, ſagte ſie dann traurig, es iſt eine Inſtruction, welche mich unterrichtet, wie ich es anzufangen habe, mir das Vertrauen des Königs zu gewinnen, und auf ſeine Politik zu influiren, um ihn zu einem treuen und unerſchütterlichen Bundesgenoſſen Oeſterreichs zu machen. Ach wahrlich, die Kaiſerin hat nicht nöthig mir dieſe Politik zur Pflicht zu machen, und mich zu ermahnen, die Intereſſen meines Hauſes niemals aus den Augen zu verlieren. Die Königin von Frankreich wird in ihrem Herzen immer eine Oeſterreicherin bleiben, und Alles dazu thun, damit die Bande innigſter Freundſchaft ſich immer feſter und unauflöslicher um Oeſterreich und Frankreich ſchlingen! Sagen Sie das meiner Mutter, Herr Graf, ſagen Sie ihr, daß ich niemals vergeſſen werde, daß ich ihre Unterthanin und ihre Tochter bin, und daß ich daher ihre Intereſſen immer zu den meinen mache! Und jetzt laſſen Sie mich das zweite Schreiben ſehen!

Sie erbrach das Siegel des zweiten Briefes. Mein Gott, ſagte ſie dann lächelnd, wieder Politik! Meine Neugierde empfängt heute keine Befriedigung, und es ſcheint, ich werde nichts Neues erfahren aus meinem lieben Wien!

Sie ſchaute wieder in das Papier und las: „Liſte derjenigen Perſonen des Hofes von Verſailles, welche ich meiner Tochter, der Königin Marie Antoinette, als beſonders brauchbar empfehle, und die beſonders zu Rathgebern des Königs und zur Geſellſchaft des Königs geeignet ſind.“ — Es war dies eine ziemlich lange Nomenliſte, an deren Spitze von der Kaiſerin eigener Hand geſchrieben ſtand: Der Herzog von Choiſeul. Es muß Alles angewandt werden, denſelben wieder zum Miniſter zu erheben, denn er iſt uns treu und unveränderlich ergeben! — Viele andere hohe und beachtungsvolle Namen folgten; aber wenn die Königin dieſe Liſte der von ihrer Mutter ihr empfohlenen Perſonen mit der Liſte der von ſeinem Vater an den König empfohlenen Perſonen hätte vergleichen können, ſo würde ſie gefunden haben, daß nicht Einer dieſer Nomen auf beiden Liſten ſich wiederholte, und daß alle, die Perſonen, welche Maria Thereſia anführte, die offenkundigen und erklärten Gegner derjenigen Perſonen waren, welche auf der Liſte des Dauphins enthalten waren. Auf der einen befanden ſich die Namen lauter öſterreichiſchgeſinnter, auf der andern die Namen lauter antiöſterreichiſchgeſinnter Perſonen.

Ich werde mir dieſe Liſte getreulich aufbewahren, ſagte die Königin, indem ſie beide Schreiben in die Taſche ihres großen Reifrocks barg. Sie kennen ohne Zweifel die Namen derſelben, aber da unten am Ende der Liſte ſteht geſchrieben: „Berathen Sie ſich immer mit Mercy.“ Nun, Herr Graf, folgen wir den Befehlen meiner erhabenen Mutter, berathen wir uns.

Wollen Ew. Majeſtät aber nicht zuerſt auch das Schreiben des Kaiſers leſen? fragte der Graf.

Wozu, rief die Königin lächelnd. Ich haſſe dieſe kalten Schreiben der Etiquette, und es überläuft mich ein Fröſteln, wenn ich ſolche vom Ceremonienmeiſter und nicht vom eigenen Herzen dictirten Briefe meiner nächſten und theuerſten Verwandten leſe. Laſſen Sie alſo den Brief immerhin neben dem officiellen Schreiben der Kaiſerin uneröffnet liegen. Der König mag ihn nachher leſen!

Ew. Majeſtät mögen verzeihen, aber ich glaube nicht, daß das ein officielles Schreiben iſt.

Ich bin feſt überzeugt davon, rief die Königin lächelnd, und zur Strafe Ihres Unglaubens ſollen Sie, Herr Graf, ſelber mir dieſes Schreiben vorleſen müſſen.

Sie nahm das verſiegelte Schreiben und öffnete dasſelbe. Ohne den Brief aber auseinander zu falten, reichte ſie denſelben dem Geſandten dar.

Leſen Sie, Herr Graf, leſen Sie, und zwar mit lauter, deutlicher Stimme, ſagte ſie, indem ſie ſich langſam in einen Fauteuil niedergleiten ließ.

Aber wenn dies mehr iſt als ein officielles Schreiben, Majeſtät?

Nun, ich habe Vertrauen genug zu Ihnen, um Ihnen

auch den Einblick in ein vertrauliches Schreiben des Kaiſers zu geſtatten. Hat nicht die Kaiſerin geſchrieben: „Berathen Sie ſich mit Mercy?“ — Nun, um mit Ihnen berathen zu können, muß ich Ihnen vertrauen. Leſen Sie alſo!

Graf Mercy verneigte ſich, und indem er das Papier auseinander faltete, las er:

„Madame! Ich wünſche Ihnen Glück zu der Thronbeſteigung Ihres Gemahls. Er wird Frankreich über die letzte Regierung beruhigen; er wird dem Volk die Liebe wiedergeben, die es ſonſt für ſeine Könige gehabt, und das Reich ſo glücklich und groß machen, als es vormals geweſen.“

„Die Nation ſeufzte unter der Laſt, welche ihr in den letzten Jahren von Ludwig XV. auferlegt worden. Er hatte die Parlamente verwieſen, ſeinen Günſtlingen zu viel Herrſchaft über das Volk eingeräumt, hatte die Choiſeuls, Malesherbes und den Charolais entfernt, Männer wie Maupeau, den verhaßten Abt Terray und den Duc d'Aiguillon an's Ruder geſetzt, die mit der ſchändlichen Dubarry das Reich plünderten und verwirrten, und dies hatte ihm die Liebe ſein Volkes geraubt.“

„Ich habe dieſen Prinzen oft in meinem Innerſten beklagt, daß er ſich ſo ſehr zum Spiel ſeiner Leidenſchaften gemacht, ſo vor den Augen ſeiner verehrungswürdigen Familie und ſeiner Unterthanen ſelbſt herabgeſetzt hat, und daß er ſo wankend in ſeinen Entſchließungen als König geweſen.“

„Vereinigen Sie Ihre Bemühungen mit dem Beſtreben Ihres Gemahls, ihm die Liebe ſeines Volkes zu erwerben. Laſſen Sie nichts unverſucht, um ſich der Zuneigung Ihrer Unterthanen zu verſichern und Sie werden dadurch das wohlthätigſte Geſchenk der Vorſehung für das Reich der Franken ſein!“

„Leben Sie immer zufrieden, Königin! Befeſtigen Sie die Harmonie zwiſchen Frankreich und dem deutſchen Reich, und entſprechen Sie nach allen Kräften Ihrer Beſtimmung, die Sie zur Friedensſtifterin von zweien der berühmteſten Nationen Europa's gemacht hat.“

„Ich küſſe Ihnen die Hände, und bin mit der größten Hochachtung Ew. Majeſtät gehorſamſter Bruder und Freund Joſeph*..“

Sie hatten Recht, Herr Graf, ſagte die Königin, als der Graf zu Ende geleſen, und ihr das Schreiben wieder darreichte. Das iſt durchaus kein officielles, ſondern ein ſehr charaktervolles Schreiben meines Bruders. Es überträgt mir eine große Aufgabe. Ich ſoll die Harmonie zwiſchen Frankreich und dem deutſchen Reich befeſtigen und die Friedensſtifterin beider Nationen machen! Ach ich fürchte, ich bin dieſer Aufgabe wenig gewachſen, und ich geſtehe Ihnen ehrlich, ich empfinde nicht die mindeſte Luſt mich in die ernſthaften Händel der Politik einzulaſſen. Ich bin noch ſo jung, und wie mir ſcheint, habe ich das Leben noch ſo wenig genoſſen. Man wird es einer Königin von neunzehn Jahren nicht verargen können, wenn ſie auch ihren Antheil fordert an den Freuden und Genüſſen des Lebens. Ich will das Leben in all ſeinen unſchuldigen, ſchönen und reinen Freuden genießen, das iſt meine Politik, ich will die Feſſeln zerreißen, welche die Königin von Frankreich zu einer Sclavin der Etiquette machen, und ihr kaum ein menſchliches Fühlen und Empfinden geſtatten. Das iſt die kleine Palaſtrevolution, die ich mir vorgeſetzt habe, und die Welt ſoll bald die Wirkungen davon erfahren. Aber außerdem liegt mir doch Eines ſehr am Herzen, und dies zu erreichen, ſoll mein Beſtreben ſein, und dazu müſſen Sie mir Ihren Rath und Beiſtand geben. Der Herzog von Choiſeul muß durchaus wieder in das Miniſterium treten. Ich weiß, daß e. es wünſcht, und ich bin ihm zu viel Dank ſchuldig, um nicht ſeine Wünſche berückſichtigen zu wollen. Er iſt es, der meine Vermählung zu Stande gebracht, und mich zur Königin von Frankreich gemacht hat. Er iſt außerdem alle Zeit ein treuer und eifriger Diener meiner Mutter geweſen, der treueſte und gewiſſenhafteſte Verwalter ihrer Politik. Wenn es mir daher gelingt, fuhr die Königin mit einem ſanften Lächeln fort, den Herzog von Choiſeul zum Miniſter des Auswärtigen zu machen, ſo wird man ohne Zweifel mich gar nicht mehr mit dieſer ernſthaften, und verzeihen Sie, ein wenig langweiligen Staatspolitik beläſtigen wollen, und Herr von Choiſeul wird ein guter Remplaçant für mich ſein. Er wird es verſtehen, die Politik unſeres Hauſes zur Geltung zu bringen, und ich ſelber werde an ihm einen treuen und ergebenen Diener und Freund haben. Es iſt alſo durchaus nöthig, daß wir den Herzog von Choiſeul wieder an den Hof zurückrufen!

Der Herzog iſt heute Morgen ſchon von ſeinem Gut Chanteloup in Paris eingetroffen, ſagte Graf Mercy, aber er hält es nicht für rathſam, ſich Sr. Majeſtät dem König vorzuſtellen, ohne dazu aufgefordert zu werden!

Ich werde dieſe Aufforderung veranlaſſen, rief die Königin raſch. Der König wird mir dieſe Bitte nicht verweigern können! Sie zucken die Achſeln? Zweifeln Sie, Herr Graf?

Ew. Majeſtät haben die Gnade gehabt, mich Ihres Vertrauens würdig zu halten, ſagte der Graf ernſt, und ich darf mich rühmen, daß auch meine erhabene Kaiſerin mich deſſelben werth erachtet. Ich bin außerdem ein alter Diener Ihres Hauſes, und mein Haar iſt weiß ge-

*) Briefe von Joſeph II., als charakteriſtiſche Beiträge ꝛc. S. 20 ff.

worden im treuen Dienſt meiner Herrſcherin. Wollen Ew. Majeſtät, welche ich von dem erſten Tage Ihrer Geburt an gekannt, deren Kindheit und Jugend, deren Entwickelung und endlich, deren jetzige Größe der Himmel mich begnadigt hat zu ſchauen, Ew. Majeſtät, welche ich nicht blos verehre und anbete als die Tochter meiner Kaiſerin, ſondern welche ich, geſtützt auf mein Alter und meine langjährige Zugehörigkeit ſogar zu lieben wage, wollen mir Ew. Majeſtät geſtatten, offen und ohne Umſchweife zu Ihnen zu reden?

Ich geſtatte es Ihnen nicht nur, ich bitte Sie darum.

Dann erlauben mir Ew. Majeſtät, Sie zu beſchwören: ſeien Sie auf Ihrer Huth! Es iſt nicht Alles an dieſem Hofe wie es ſein ſollte, ſein müßte! Ew. Majeſtät hat Feinde, ſcharfe, wachſame Feinde, welche nur auf eine Gelegenheit warten, um ihre geheimen Drohungen in offene Gewaltthätigkeiten zu verwandeln. Der eigene Bruder Ihres Gemahls, der Graf von Provence, und die Prinzeſſinnen Tanten ſtehen an der Spitze dieſer Feinde, und glauben Ew. Majeſtät mir nur, daß ſie mit wachſamen Augen jeden Ihrer Schritte beobachten.

Mein Gott, was that ich ihnen nur, um dieſe Feindſchaft zu verdienen? fragte die Königin ſchmerzlich.

Sie ſind eine öſterreichiſche Prinzeſſin, das genügt. Dieſe Vermählung des Dauphins mit der Erzherzogin von Oeſterreich war ein Sieg, welchen die altfranzöſiſche Partei Ihnen, Majeſtät, und dem Herzog von Choiſeul niemals verzeihen wird. Wenn es ihnen möglich iſt, werden ſie Rache dafür nehmen, und wenn Ew. Majeſtät nicht auf Ihrer Huth ſind, werden ſie dieſe Rache ſelbſt bis auf Ihre erhabene Perſon ausdehnen! Der Graf von Provence hat eine gar ſcharfe Zunge und weiß ſie wirkſam und mit Vorſicht zu gebrauchen; die Prinzeſſinnen-Tanten, welche es Ew. Majeſtät niemals verzeihen werden, daß eine Oeſterreicherin an dieſem Hofe jetzt die erſte Stelle einnimmt, werden ſich dafür rächen, indem ſie ſich umgeben mit einem großen und glänzenden Anhang, der es ſich zur Aufgabe machen wird, jede Miene, jedes Lächeln, jedes Wort und jeden Blick Euer Majeſtät zu bewachen, um daran zu deuteln, zu feilen und zu drehen, bis ſich daraus eine Waffe machen läßt, um entweder Ew. Majeſtät damit zu verwunden, oder Sie zu verdächtigen. Deshalb, verzeihen mir Ew. Majeſtät, daß ich es zum dritten Mal wiederhole, deshalb müſſen Ew. Majeſtät auf Ihrer Huth ſein, und Alles vermeiden, was Ihren Feinden Anlaß geben könnte zu Verdächtigungen irgend einer Art. Ich fürchte aber, daß Ew. Majeſtät in dem edlen Bewußtſein Ihrer Größe, Reinheit und Unſchuld Ihre Feinde zu gering achten. Frau Gräfin von Noailles zum Beiſpiel! Sie gehört zu dem älteſten und größten Adel Frankreichs, eine große machtvolle Familie ſteht hinter ihr zur Seite, und das franzöſiſche Volk, welches gewohnt iſt, ſeine Königinnen von der ſtrengſten Etiquette umgeben, ſie gewiſſermaßen wie in einen Heiligenſchrein eingeſchloſſen zu ſehen, das franzöſiſche Volk weiß, daß die Gräfin von Noailles das Palladium Frankreichs, welches die Ehre ſeiner Königin iſt, mit unerſchütterlicher Treue und Standhaftigkeit überwachen wird. Es wäre daher gefährlich und ſchlimm, wenn es den Bemühungen und den gehäſſigen Zuflüſterungen Ihrer Feinde endlich doch gelingen ſollte, dieſe Frau hinüberzuziehen in das feindliche Lager, und man würde ſie benutzen, um vor ganz Frankreich den Beweis zu führen, daß die Königin gebrochen habe mit den heiligen Geſetzen der franzöſiſchen Etiquette und gering achte, was bis dahin als heilig und unverletzlich gegolten! Ew. Majeſtät ſollten es daher gnädigſt vermeiden, die Gräfin von Noailles durch Widerſtand gegen dieſe immerhin ein wenig drückenden Anforderungen der Etiquette zu reizen, und der Gräfin nicht anzurechnen ſcheinen, was nur die ſtrengſte Pflichterfüllung ihres Amtes iſt. Es wäre ſehr beklagenswerth, wenn die Gräfin von Noailles eines Tages dahin kommen ſollte, ihr Amt niederzulegen, denn mit ihr würden die größten und mächtigſten Adelsfamilien Frankreichs in das Lager der Feinde der Königin übergehen!

Sind Sie jetzt zu Ende, Herr Graf von Mercy? fragte die Königin, welche ihm mit immer höher erglühenden Wangen, mit immer feuriger aufblitzenden Augen zugehört hatte.

Ich bin zu Ende, und ich danke Ew. Majeſtät, daß Sie die Gnade gehabt, mich ſo lange anzuhören.

Hören Sie auch jetzt meine Antwort, Heer Graf, rief die Königin, indem ſie ſich aus ihrem Fauteuil erhob, und groß und ſtolz dem Grafen gegenüber ſtand. Sie haben mir geſagt, daß es für mich hier mächtige Feinde giebt, welche es mir niemals vergeben werden, daß eine öſterreichiſche Prinzeſſin Königin von Frankreich geworden. Sie haben mich ermahnt, gegen dieſe Feinde auf meiner Huth zu ſein, und ihnen wo möglich einige Zugeſtändniſſe zu machen. Sie ſind noch weiter gegangen, Sie haben mir Frau von Noailles als die Repräſentantin der Tugend, Ehrbarkeit und Sitte dargeſtellt, als die Blüthe des reinſten und älteſten Adels Frankreichs, und Sie haben ſich nicht undeutlich merken laſſen, daß, wenn die Frau von Noailles mich eines Tages verließe, mich damit auch die Tugend und Ehrbarkeit und außerdem noch der hohe Adel Frankreichs verlaſſen würde. Oh, vertheidigen Sie ſich nicht, denn Ihre Worte haben mich nicht beleidigt, da ich weiß, daß ſie aus einem treuen Herzen kamen. Aber hören Sie nun auch, was ich darauf zu erwidern habe! Ich kenne meine Feinde, und ich fürchte ſie nicht, ich werde ihnen niemals Zugeſtänd-

niſſe machen, ſie niemals zu verſöhnen ſuchen, denn ſolches ſcheint mir der Königin von Frankreich, wie der Tochter der Kaiſerin von Oeſterreich gleich unwürdig zu ſein. Mit offenem Viſier, mit unverhüllter Bruſt werde ich meinen Feinden entgegentreten und ich werde ihnen nicht den Triumph gönnen, daß ſie mich jemals zittern, jemals zurückweichen ſehen ſollten. Ich werde mich auch gegen ihre Verleumdungen und ihre Anklagen niemals vertheidigen, nur ſoll mein ganzes Leben und jeder Tag meines Lebens meine Vertheidigung ſein und damit es ſo ſein könne, muß Jedermann mein Leben ſehen und es beobachten können. Ich werde daher der Gräfin von Noailles keine Zugeſtändniſſe machen, denn ich bedarf keiner Etiquette, um meine Tugend zu ſchützen, keines Ceremoniells, um mir die Grenzen zu bezeichnen, welche die gute Sitte der Königin von Frankreich, wie jeder andern Frau vorſchreibt. Ich ſage „wie jeder andern Frau," Herr Graf, denn ich will mir das Recht bewahren, nicht blos eine Königin, das heißt ein Popanz der Etiquette, ſondern auch eine Frau zu ſein, welche Herz und Sinn hat für alles Schöne, Große und Gute, und den Muth und Willen das zu zeigen, zu äußern und zu bethätigen, ſelbſt wenn es nicht vereinbar wäre mit denjenigen Regeln, welche Frau von Noailles mit unermüdlicher Gelehrſamkeit aus den alten Pergamentbüchern vergangener Jahrhunderte zuſammengeſucht hat, um mir aus dem Königthum eine Qual, und aus der goldenen Krone eine Dornenkrone zu machen. Ich will dem franzöſiſchen Volk zeigen, daß die Tugend und Reinheit ihrer Königin keines Vertugadin, keiner Etiquette und keines Ceremoniells bedarf, und daß der Glanz und die Glorie des Königthums nicht in dem Schein und den Formen, ſondern in der innern Wahrhaftigkeit und dem reinen Selbſtbewußtſein ſich äußert. Bis hierher ſind die Königinnen von Frankreich Marionetten geweſen in den Händen der Etiquette, ich will ſie frei machen, und die Marionette in eine Frau verwandeln, welche das franzöſiſche Volk um ihrer ſelbſt willen lieben kann, und deren Leben offen und unverhüllt vor ihm daliegt, damit das Volk ſehe, daß ſeine Königin die Tugend liebt, und ihr folgt aus freiem Antrieb und freier Entſchließung!

Das heißt königlich geſprochen und gedacht, ſagte eine ſanfte Stimme hinter ihr, und wie die Königin erſchrocken ſich umwandte, ſah ſie den König, welcher auf der Schwelle der kleinen Thür ſtand, welche von dem Kabinet der Königin in die Gemächer des Königs führte. Der König hatte, um ſeine junge Gemahlin zu überraſchen, dieſe Thür leiſe geöffnet, und ſo die letzten Worte der Königin vernommen.

Aſeridylle.

Von

R. Dehnike.

I.

Am Ufer ſteht ein Hüttchen
So einſam, ſo allein,
Durch's kleine Fenſter grüßen
Die Wogen flüſternd hinein.

Sie grüßen die Blumen am Fenſter,
Die duften im Morgenwind,
Sie grüßen am kleinen Tiſche
Das ſchönſte ſchöne Kind.

Im dichten Weidengebüſche
Da kauert der leichte Kahn,
Bis ihre ſchwebenden Tritte
Dem friſchen Morgen nahn,

Bis ſie den Buſen dem linden
Kuſſe der Lüfte beut,
Bis ſie die Locken wie Strahlen
Dem flüchtigen Winde ſtreut,

Bis ſie die weißen Gewande
Mit leiſem Finger hebt,
Die Spitze des weißen Fußes
In die ſchmeichelnde Kühle begräbt.

Es ſingt ein Vogel im Baume
Von des Frühlings Leid und Luſt.
Das Ufer hat tauſend Blumen,
Und tauſend Seufzer die Bruſt.

II.

Den ſchönen alten Göttern,
Die einſt wohnten im himmliſchen Haus,
Goß man zum Opfer die Tropfen
Vom Trunke des Weines aus.

Die ſchönen Götter verſchwanden
Und die ſie ehrten auch,
Doch blieb zurück auf Erden
Des Opfers heiliger Brauch.

Von Blumenlippen tropfet
Am Abend das Opfer dem Mond,
Am Morgen der göttlichen Sonne,
Die im himmliſchen Hauſe wohnt,

Und am Abend, am Morgen bringen
Die Augen thränenvoll

Der Liebe, der harten Liebe
Des alten Opfers Zoll.

III.

Du biſt ſo klug und bedächtig,
So ganz nur Kälte und Licht,
Du ſagſt es und ich weiß es,
Dein Herz es liebt mich nicht.

Du ſagſt es und ich weiß es
Und immer zweifl' ich doch,
Das Ruder es ſchwebt von ſelber
Zur alten Stelle noch.

Verſchloſſen iſt das Fenſter,
Verſchloſſen die Thür dazu,
So ſtören die fremden Blicke
Nicht Deiner Schönheit Ruh.

Ich berge unter die Weiden
Träumend das traurige Haupt
Und ſchließe das bange Auge,
Dem alle Sonne geraubt.

IV.

Du wirſt wandeln,
Uferlachter,
Wenn ich Dich führe,
Auf ſeidenem Teppich.
Deine Mutter,
Deine Brüder,
Werden ſich ſonnen
Im Glanz des Goldes;
Denn es gab mir
Freundlich das Schickſal
Reiche Geſchenke.
Zu den Geſchenken,
Die das Leben
Glänzend machen,
Freundlich ſchimmernd
Weiter führen,
Zu den Geſchenken nehm' ich Dich,
Aus den Händen,
Aus den gütigen
Der Natur.
Glänzt mir nicht mehr
Jugendlocke um den Scheitel,
Blieb im Herzen doch die Flamme,
Die uns beide wärmen wird,
Wenn wir über die Erde wandern,
Ueber die weite, ſchöne Erde,
Leicht getragen,
Schnellbedient,
Denn dem Golde dient die Schaar
Gern der Menſchen,
Perle des Ufers,
Holdes Kind!

V.

Ich werde wandeln,
Wenn er mich führet
Auf ſeidnem Teppich,
Und meine Brüder,
Und meine Mutter
Werden ſich ſonnen
Im Glanz des Goldes.
Ich werde wandeln
Weit und weiter
Und in der Ferne
Wird mir das Bild
Der Uferweiden,
Des kleinen Kahnes,
Wird mir ſein Bild ach!
In ſtillen Stunden,
Mit ſtillen Thränen
In's Auge treten.

VI.

Es hat der Herbſt den Weiden
Die grünen Blätter geraubt,
Sie ſäuſeln nimmer wieder
Vertraulich um mein Haupt.

Es hat die leuchtende Schöne
Den Wogen genommen die Nacht,
Nimmer werden ſie, nimmer
Mir funkeln in ſanniger Pracht.

Stürme du Wind des Weſtens,
Laß Regen ſich miſchen zur Fluth,
O daß die Bäche des Himmels
Löſchten des Herzens Gluth!

Das Ruder iſt zerbrachen,
Es führt den Kahn nicht mehr,
Das Hüttchen, wie ich ſo traurig,
So traurig ſteht es und leer,

Nicht wandelt die Sonne des Ufers
In ſeinem Raume umher,
Um die Wohnung meiner Gedanken
Schweben die goldenen Schimmer nicht mehr.

Feuilleton.

Der Ausflug der Fünfhundert von Leipzig nach Weimar. Persönlich ist menschlicher und besser, als bloßer Gedankenaustausch, schwarz auf weiß, in Buch und Brief. Das lebendige Wort geht unzweideutiger von Mund zu Mund, als die deutlichste Schrift per Druck und Post, und der Blick von Angesicht zu Angesicht giebt das schönste Bild, den besten Commentar dazu.

Dies erwägend, und die milden Friedenslüfte aus Ost und West, mit der Frische verjüngter Empfänglichkeit, mit dem Saamen neuer Ideen und Pläne, mag wohl den Gedanken eines Ausfluges nach Weimar und Belvedere erzeugt haben. Daß er in Masse unternommen wurde, macht ihn besonders interessant und der Erwähnung werth. Er ist, wie die wandernden Liedertafeln, ein großer, mächtiger Schritt zur Verbrüderung der Städte und Nationalitäten.

Veranlaßt durch ein Comité des Bürgervereines, brachen am zweiten Pfingstfeiertag früh halb sieben Uhr nahe an 500 Leipziger auf, ihren Großherzoglich Sächsischen Stammverwandten in Weimar einen Besuch zu machen. Noch schlug der Regen hernieder als der mit Fahnen und Blumen geschmückte Zug zu Leipzig den neuen Bahnhof der Thüringer Eisenbahn verließ. Das Musikcorps, von einem Theil der in Leipzig stehenden Schützenbrigade, so in einem großen Gesellschaftswagen saß, spielte aber wacker auf und die Hoffnung auf einen heitern Sonnenblick wurde zur Wahrheit, als man Weißenfels zu einem kurzen Ruhepunkt erkor. Ueberall freudige Gesichter; der Himmel war heiter geworden und mit ihm die ganze Gesellschaft, die denn bald an dem freundlichen Naumburg vorüber nach Kösen gelangte, wo Böllerschüsse krachten und aus den Fenstern der kleinen Häuser weiße Tücher Bewillkommnungsgrüße entgegen wedelten. Hier weilte die Gesellschaft auf der Bahnhof-Restauration über eine halbe Stunde, sich erquickend und erfreuend der herrlichen Natur. Da stand denn so Mancher, der nicht aus Leipzigs Ebenen herausgekommen und blickte hinaus nach den Bergen, an deren Grundvesten der Saalstrom hinwegrauscht Ja, solch ein Extrazug im Dienst einer Gesellschaft, die nicht blos reist um anzukommen, sondern sich auch des Weges erfreuen will, das ist etwas Schönes und Herrliches. An Sulza und Apolda vorüber, gelangte endlich der Zug nach Weimar. Eine Unzahl von harrenden Gastfreunden empfing im Strahl der Maiensonne den von Leipzig ankommenden Zug. So Mancher fand den alten Freund oder — auch einen neuen. Künstler und Schriftsteller lernten Gleichgesinnte kennen und wanderten Arm in Arm hinein in das freundliche Ilm-Athen. Es war so zu sagen halb Weimar auf den Beinen. Mit fröhlichen Herzen und Musikgruß ging es an dem gastlich geöffneten Wielands- und Schillerhause und dann mit volltönigem „Heil Dir im Siegerkranz!“ an der gewehrpräsentirenden Hauptwache und dem Residenzschloß vorüber nach dem Parke. Ach! ein wahres Frühlingsschloß, dieser Park, der in seiner Maienpracht nur Eines Reizes entbehrt, wie man mir sagte, — des Nachtigallenschlages.

— Wie kommt dies? fragte ich.

— Ja! davon wäre viel zu reden, erklang des Freundes Stimme. — Man glaubt die inländischen Singvögel, Nachtigallen und merkwürdiger Weise auch Sprosser, besser zu hegen, wenn man ihr Halten im Käfig mit sechs Thaler jährlicher Steuer belegt. Da werden die Nachtigallen denn von hier weggefangen und verkauft, dahin, wo sie nicht besteuert und deshalb bessee gehegt werden. — Die Spesoffee sind nun keine inländische Singvögel, sondern ungarische Singvögel die von fremden Vogelhändlern mit Pagageien und sogenannten Virginischen Nachtigallen aus Böhmen gebracht werden, sie werden aber gleich den Nachtigallen besteuert.

— Ist denn kein Ornithologe unter den Gesetzgebern?

— Einen sprach ich, der war keiner, denn er glaubte: die Ungarischen Sprasser im Weimarischen Parke bestens mit geschützt und gehegt zu haben.

— Weiß man dies nicht?

— Eine Petition hat den Irrthum aufzudecken und zu beseitigen gesucht. Vergebens. Die Lerchen, Drosseln und Rothkehlchen müßten eine solche machen und um gleichberechtigten persönlichen Schutz mit den Nachtigallen und Sprossern bitten. Diese werden bekanntlich in großer Zahl gefangen und trotz ihrem herrlichen Gesang verspeist. Aber sie schmecken gut und gehören nicht zu der bevorzugten Classe der Nachtigallen und Sprasser, das sind Staroste und Magnaten der Vögel, während Lerchen und Singdrosseln nur für gewöhnliche, gemeine Bänkelsänger gelten. —

Doch, ich bin abgeschweift; weit voran schon sind die Wanderer nach dem schönen Belvedere, welches da prangte im Immergrün seines Frühlings. In der That, ein feierlicher Moment, als von dem Leipziger Militairmusik-Corps das „Sachsenlied“ angestimmt wurde, dem die hohen Herrschaften mit sichtbarem Wohlwollen lauschten. Ja, Belvedere! Unwillkührlich apostrophirte ich es mit den Worten meines Freundes:

„Wie schön ist, Königlicher Herr, Dein Walten!
Dein schöpferisches, götterheit'res Loos!
Du kannst den Winter hier zu Lenz gestalten
In Belvederes sel'gem Frühlingsschooß.
Wie heil'ge Gluth wir auf Altären halten,
So blüht Dir Blumenlicht auf ew'gem Moos.
Es zündet immer neu sich Lenz am Lenze,
Zur bunten Sonne ewig frischer Kränze.

Und Ew'ges nicht allein im Pflanzenleben,
Der Geisterfrühling euch der Welt ist Dein,
Befiehl', und sieh', verjüngte Sänger streben,
Die Immortellen Weimars zu erneu'n,
Dem alten Lorbeer frischen Glanz zu geben,

Und blüh'n als Kranz um Dich in bunten Reih'n.
Im Wechsel, nur der Formen, neugeboren,
Umkreisen Dich die Musen hier mit Floren."
(Carl Sondershausen.)

Gewiß, nur ungern trennte sich die Menge von diesem reizenden Ort. Doch, es mußte geschehen, denn um drei Uhr erwartete Alle im Weimar'schen Armbrustschützengarten die Mittagstafel, welche in ein großes, elegant servirtes Viereck zusammengestellt war. Schmackhafte Speisen und Weine concertirten mit Toasten und Musik. Doch, „des Lebens ungemischte Freude wird keinem Sterblichen zu Theil". Als wir uns unterm Breitegrad des Speisezettels im Wendekreis des gefüllten Truthahnes befanden, brachte plötzlich der bisher so heitere Himmel einen Toast mit Blitz und Donner, der das schöne Quadrat der gemüthlich im Freien Tafelnden zu einem unschönen Trapezium umwandelte. Eilig hernieder kam der Wolken nasser Sohn und das drollige Durcheinander, die extemporirten Costüms mit Servietten, Shawls und Taschentüchern, bot in der That einen komischen Anblick. Im Hoftheater ging an jenem Abend die „Zauberflöte" in Scene. Hier im Garten der Armbrustschützen wurden ihre Feuer- und Wassernöthen anticipirt, so mancher Leipziger Tamino flüchtete sich mit seiner Pamina in die heiligen Hallen des Salons, während die armen Kellner als ägyptische Priester von Isis und Osiris herumliefen.

Da im „Rath der Fünfhundert" beschlossen worden war, daß der Zug Abends um acht Uhr nach Leipzig zurückgehe, so stellten sich denn Alle wieder auf dem Bahnhof ein und — leb' wohl, Belvedere! leb' wohl, du reizend schönes Ilm-Athen! brauste der Hydrarch der neuen Zeit dahin, während der Mond sein mildes Licht über die Thäler ergoß. — Erst gegen halb zwölf Uhr in der Nacht gelangte der Zug wieder in Leipzig an und wohlgemuth trennte sich die Gesellschaft. Gute Nacht! gute Nacht! Alaaf Weimar!

Th. D.

Ehre und Preis der Violine! denn da thront der reinste Seelenklang der Musik. In Hoheit und Stolz, in Pomp und Glanz können die Töne aus dem Claviere hervortreten, stürmen und donnern, können anmuthig und lustig seiu; melancholisch kann die Flöte ihre Töne hauchen, aber süß sein, das Herz mit weicher Klage auflösen, weinen, rührend weinen kann nur die Violine. Sie wird auf die Seite des Herzens genommen, ruht dem Herzen so nahe beim Spiele, darum führt sie auch die schönste Herzenssprache, darum ist sie auch die gefühlreichste unter Allen. Das ihr verwandte Violoncell kann auch reizend singen, aber der Spieler neigt blos seine Brust zu ihm nieder, während der Violinist sein Instrument fest an's Herz drückt. Man weiß von allen Instrumenten die Zeit und die Urheber ihrer Entstehung anzugeben, nur von der Violine weiß man es nicht. Es muß gewiß in der ältesten Zeit gewesen sein, denn der Mensch konnte nicht lange warten, um sich einen solchen Dolmetsch seines Herzens zu verschaffen.

Der Göthe-Verbesserer. In einer Gesellschaft zu Leipzig, die von Zeit zu Zeit auch theatralische Vorstellungen in den Kreis ihrer Vergnügungen zieht, wurde unlängst beschlossen, die Kellerscene aus Göthe's „Faust" zur Aufführung zu bringen. Man trifft die nöthigen Anstalten und — schon wird die Probe abgehalten. Mitten in dem Dialog aber, da oben auf den Brettern, so die Welt bedeuten, erhebt sich eine Stimme von unten. Denn als die Worte ertönen:

Es war eine Ratt' im Kellernest,
Nährt sich von Fett und Butter;
Hat sich ein Ränzlein angemäst't,
Als wie der Doctor Luther,

da bemerkt ein Vorsteher allerdings sehr richtig, daß dieser Satz in einer protestantischen Stadt das Ohr unangenehm berühren müsse. — Es giebt Rede und Gegenrede; der Direktor der Gesellschaft aber verlangt Streichung dieser Worte oder Umänderung. Letzteres geschah und bei der Aufführung klang es nun, wie folgt:

Es war eine Ratt' im Kellernest,
Nährt sich von Schweizerkäse;
Hat sich ein Ränzlein angemäst't
Accurat wie ein Chinese.

Eule Verwendung. Auf Sierra-Leone befinden sich an dreißig mesleianische Kapellen, deren ganzes Holzwerk, Dächer, Böden, u. s. w. aus den Brettern und Balken von gekaperten und für gute Prise erklärten Sklavenschiffen besteht.

Petersburg, heißt es in einem Werke über diese Stadt, ist eine Männerstadt, denn sie zählt 100,000 Frauen weniger als Männer. Auch hat man häufig die Bemerkung gemacht, daß man schwerlich in einer Stadt so viele schöne Männer finde, als eben in Petersburg, was sich durch die wirklich große Geschicklichkeit der Schneider in Petersburg erklärt, die durch Watte und andere Mittel aus jeder Figur Etwas zu machen wissen. Zweitens durch die vielen Uniformen, welche den Leuten ein besseres Aussehen geben, als die dunklen Röcke und Fracks, und drittens durch den Umstand, daß die schönsten jungen Leute aus den Provinzen sich nach Petersburg begeben, weil sie da leichter ihr Glück machen. In keiner Stadt sieht man weniger Krüppel als in Petersburg, dagegen scheint das Klima zur Entwickelung des schönen Geschlechts nicht geeignet zu sein, denn im Ganzen muß man zugeben, daß die Frauen in Rußland weit weniger hübsch sind als die Männer. Selten erblickt man ein blühendes weibliches Gesicht; die meisten sehen sehr bleich aus.

Wunderdinge eines Schnelltäufers. Als unlängst in England ein Pferdewettrennen beendigt war, erschien,

begleitet von mehreren Lords, ein Schnellläufer, der sich verbindlich gemacht, binnen dreißig Minuten einmal um die Bahn zu laufen, und zwar unter folgenden Umständen. Erstens: während des Laufes mit gebundenen Händen über 40 Faschinen zu springen, wovon jede vier Fuß, drei Zoll hoch, sodann: Zweitens: während des Laufes funfzig, eine Elle von einander liegende Eier mit dem Munde aufzuheben, solche in einen Korb zu werfen ohne — Eines zu zerbrechen. Ehe der Mann seinen Lauf begann, wurden große Wetten verabredet. Der Schnellläufer hielt Wort, führte Alles nach Vorschrift aus und brauchte zu Allem nur 28 Minuten.

Valentine d'Aubigny, Halevy's neue komische Oper, hat in Paris durch die Feinheiten des musikalischen Ausdrucks und pikanten Melodieen außerordentlich gefallen.

Keine Aerzte mehr! rufen die Mormonen in Nordamerika. Man hat daselbst ein neues ärztliches Heilsystem eingesetzt, nach welchem alle Krankheiten nur mit Baumöl oder Feldkräutern curirt werden. Wie es heißt, sollen bereits Tausende von Wunvern durch dieses Staatsheilsystem geschehen sein.

Londons Verbrauch an Nahrungsmitteln. Ein Essayist des Quarterly Revier versucht es, uns ein Gemälde von dem jährlichen Nahrungsverbrauch der brittischen Metropole zu liefern. Bier wird so viel getrunken, daß, wenn man sich die großen Tonnen mit dem Jahresverbrauch angefüllt, übereinandergesetzt denkt, sie 1000 Säulen geben würden, jede eine englische Meile hoch. Rindfleisch verbraucht die Stadt so viel, daß die zugetriebenen Ochsen je zehn und zehn nebeneinander eine Prozession von 121 englischen Meilen Länge bilden würden. Das Geflügel und Federwildpret würde bei ausgebreiteten Flügeln vollständig die Luft über einer Quadratfläche von 51 Acres verfinstern. Hasen und Kaninchen in Gliedern von je 2000 Stück würden eine Schwadron von einer englischen Meile Länge bilden. Endlich könnte man mit den verbrauchten Brodlaiben eine Pyramide erbauen, die an der Basis 200 Yards in's Gevierte messen und deren Spitze dreimal so hoch hinanfragen würde als die Pauskirche. London verzehrt jährlich 80 Millionen Quart Milch und wird mit diesem Artikel von den großen Milchwirthschaften in der Umgegend versehen. Die Kühe geben dort im Durchschnitt 15 Quart Milch täglich. Eine gehörnte Birmosin brachte es sogar auf 28 Quart täglich, volle sechs Wochen lang. Die Thiere erhalten dafür auch die entsprechende Nahrung. An Fischen werden jährlich in Billingsgate verkauft: 67 Mill. Stück Solfische, 36 Mill. Plattfische, 24 Mill. Makrelen, 18 Mill. Weißlinge und 500 Mill. Stück Austern, letztere im Werth von 125,000 Pf. Sterling. Zusammen werden 3 Milliarden Fische im Gewicht von 230,000 Tonnen und im Werth von zwei Millionen Pfund verspeist.

Eine heitere Scene aus Göthe's Leben. In einer kleinen fröhlichen Abendgesellschaft bei Knebel erzählte Göthe aus seinem Aufenthalte in Carlsbad Folgendes: „In meiner Art auf und ab zu wandeln, war ich seit einigen Tagen an einem alten Manne von etwa 78 bis 80 Jahren häufig vorübergegangen, der, auf sein Rohr mit einem goldenen Knopfe gestützt, dieselbe Straße zog, kommend und gehend. Ich erfuhr, es sei ein vormaliger hochverdienter österreichischer General, aus einem alten, sehr vornehmen Geschlechte. Einige Male hatte ich bemerkt, daß der Alte mich scharf anblickte, auch wohl, wenn ich vorüber war, stehen blieb und mir nachschaute. Indeß war mir das nicht auffallend, weil mir dergleichen wohl schon begegnet war. Nun aber trat ich einmal auf einem Spaziergange etwas zur Seite, um, ich weiß nicht was genauer anzusehen. Da kam der Alte freundlich auf mich zu, entblößte das Haupt ein wenig, was ich natürlich anständig erwiderte, und redete mich folgendermaßen an: „Nicht wahr, Sie nennen sich Herr Göthe?" — „Schon recht." — „Aus Weimar?" — „Schon recht." — „Nicht wahr, Sie haben Bücher geschrieben?" — „O ja". — Und Verse gemacht?" — „Auch." — „Es soll schön sein." — „Hm!" — „Haben Sie denn viel geschrieben?" — „Hm! es mag so angehen." — „Ist das Versemachen schwer?" — „So, so." — „Es kommt wohl halt auf die Laune an, ob man gut gegessen und getrunken hat, nicht wahr?" — „Es ist mir fast so vorgekommen." — „Na schauen's, da sollten Sie nicht in Weimar sitzen bleiben, sondern halt nach Wien kommen." — „Hab' auch schon daran gedacht." — „Na, schaun's, in Wien ist's gut, es wird gut gegessen und getrunken." — „Hm!" — „Und man hält was auf solche Leute, die Verse machen können." — „Hm!" — „Ja, dergleichen Leute finden wohl gar — wenn's sich gut halten, schaun's, und zu leben wissen — in den ersten und vornehmsten Häusern Aufnahme." — „Hm!" — Kommen's nur, melden's sich bei mir; ich habe Bekanntschaft, Verwandtschaft, Einfluß; schreiben's nur: Göthe aus Weimar, bekannt von Carlsbad her. Das Letzte ist nothwendig zu meiner Erinnerung, weil ich halt viel im Kopf hab'." — Werde nicht verfehlen." — „Aber sagen's mir doch, was haben's denn geschrieben?" — „Mancherlei von Adam bis Napoleon, vom Ararat bis zum Blocksberg, von der Ceder bis zum Brombeerstrauch." — „Es soll Alles so berühmt sein." — „Hm! leidlich." — „Schade, daß ich nichts von Ihnen gelesen, und auch früher nichts von Ihnen gehört habe. Sind schon neue verbesserte Auflagen von Ihren Schriften erschienen?" — „O ja, wohl auch." — „Und es werden wohl noch mehr erscheinen?" — „Das wollen wir hoffen." — „Ja, schauen's, da kauf' ich ihre Werke nicht. Ich kaufe halt nur Ausgaben der letzten Hand; sonst hat man immer Aerger, ein schlechtes Buch zu besitzen, oder man muß dasselbe Buch noch einmal kaufen. Darum wartz ich, um sicher zu gehen, immer den Tod der Autoren ab, ehe ich ihre Werke kaufe. Das ist Grundsatz bei mir, und von diesem Grundsatze kann ich halt

auch bei Ihnen nicht abgehen." — „Hm!" — Göthe erzählte dieſe Anekdote im Jahre 1816. Als er dieſe ſpaßhafte Unterredung hatte, war er Geheimrath, Miniſter und Excellenz.

Literariſches. Im Verlag von Herrmann Luppe zu Leipzig erſcheint nächſtens: „Der moderne Olymp. Humoriſtiſche Mythologie von Theodor Drobiſch." Ein Werkchen, wo ſich bei Darſtellung der alten Götter und deren Treiben vielfach die neuere Zeit in Kunſt, Wiſſenſchaft, ſowie im Staats- und Völkerleben widerſpiegelt.

*** „Beethoven et ses glossateurs" iſt der Titel eines neuen Werkes, welches in Leipzig bei Breitkopf und Härtel erſcheint und den muſikaliſchen Schriftſteller Oulibitſcheff zum Verfaſſer hat, der ſich bereits durch die Biographie Mozarts einen Namen gemacht. — Es iſt nur zu wünſchen, daß in dieſem Werke die Betrachtung und Darſtellung des Verfaſſers klarer und conciſer als in ſeinem ſonſt ſehr verdienſtlichen frühern Werke iſt, und daß er über die wenig günſtige und eindringende Auffaſſung Beethovens hinausgekommen ſei, welche er dort gelegentlich ausgeſprochen.

Theater. Vom herrlichſten Wetter begünſtigt, fand im Friedrich-Wilhelmſtädtiſchen Theater am Donnerſtag vergangener Woche die Eröffnung des Parktheaters Statt und hatte, wie zu erwarten ſtand, ein ebenſo zahlreiches als elegantes Publikum herbeigelockt, und bethätigten namentlich die Damen in ihren gerade in jetziger Modeſaiſon beſonders reichen und auserwählten Toiletten die Göthe'ſchen Worte, welche er im Vorſpiel zum Fauſt den Theater-Director ſagen läßt:

„Die Frauen geben ſich und ihren Putz zum beſten
Und ſpielen ohne Gage mit."

Ueberaus reizend und anmuthig war der Anblick der in friſcheſter Fülle des intenſiveſten Grüns prangenden Bäume, noch impoſanter aber bei der Beleuchtung durch die ſtrahlenden Gasſterne unten und den hellen, vollen Mond von oben herab, welches gedoppelte Licht in magiſchem Glanze die munter plätſchernden Fontainen beſchien. Die Anlage des Parkes iſt dieſelbe geblieben, nur mannigfach verſchönt durch zierlich zuſammengeſtellte Bouquets von Treibhauspflanzen und zahlreiche Vaſen, welche koſtbare, duftende Gewächſe enthalten; und die Tribüne für das Orcheſter im Garten iſt ebenfalls mit einer Guirlande blühender Pflanzen umgeben worden. Auf der Bühne wurde die neue dreiaktige A. Bahn'ſche Poſſe: „Appel contra Schwiegerſohn" dargeſtellt, welche durch das glückliche Spiel der Herrn Aſcher und Weirauch und der Damen Ortmann und Geiſtinger und durch die eingelegten, die Intereſſen der Gegenwart geißelnden Couplets das wiederholte Beifallrufen des Publikums erweckte. Vor und nach dem Theater ſpielte eine auserwählte Kapelle im Parke mit bekannter Virtuoſität. Der ganze Eindruck wurde noch durch die überaus milde und erquickende Mailuft wohlthuend gehoben.

Es ſteht zu erwarten, daß das Parktheater auch in dieſem Sommer ſich eines gleichen Beifalls des Berliner Publikums wie in frühern Jahren erfreuen wird, zumal zahlreiche Gaſtſpiele namhafter Künſtler und Künſtlerinnen in Ausſicht geſtellt ſind, über deren Leiſtungen von Zeit zu Zeit ein Wort erfolgen ſoll.

Moden-Bericht aus Paris.

Die Unbeſtändigkeit und der ſtete Wechſel der Atmoſphäre bedingen eine große Mannigfaltigkeit der Toiletten. Heute ſieht man hellfarbigen Taffet, Strohhüte, üppige Blüthenzweige, duftige Spitzengewebe, welche anmuthig im heiteren Sonnenſchein ſich ſpiegeln; morgen ſchon ruft ein rauher Wind und ein bewölkter Himmel Sammetmäntelchen, Cachemirſhawls, ſchwere Seiden- und Wollenſtoffe wieder ans Tageslicht.

In den früheren Nummern ſchon berichteten wir unſern Leſerinnen von den vielfach verſchiedenen Formen der Frühjahrsumhänge, wir beſchränken uns alſo heute auf die hübſcheſten Neuheiten der Pariſer Faſhion. Die Novität, welche wir zunächſt beſprechen und welche einiges Aufſehen unter der Damenwelt macht, iſt ein Shawl genannt Ziban. Er hat nicht die Schwere des Cachemirs noch die Durchſichtigkeit der Spitze und die Alltäglichkeit des Crêpe de Chine; er beſitzt demnach Leichtigkeit und Dichtheit zugleich. Fabrizirt in den algeriſchen Seidencolonien, ruft uns der Ziban den Reichthum der ſchönſten orientaliſchen Gewebe zurück, und indem er harmoniſch alle Nüancen vereinigt, macht er den Eindruck der Originalität und Diſtinction. Ein beſonderer Vorzug dieſes graciöſen Shawls iſt es, daß man ihn zu jedem Anzuge tragen kann. Die höchſte, wie die einfachſte Toilette, verbindet ſich mit ihm zu einem harmoniſchen Ganzen.

Die chinirten Stoffe ſind für die Kleiderkünſtler eine Quelle zu den reizendſten Schöpfungen. Wir ſahen in dieſen Tagen eine köſtliche Robe in Rose de Mai mit drei Volants, die eine breite chinirte Borte hatten, an welche ſich breite Federfranſen ſchloſſen. Die Taille iſt ausgeſchnitten, die Aermel beſtehen aus zwei Puffen und zwei darauf folgenden Volants, die mit Federfranſen garnirt ſind. Ein Fichü à Papillons aus weißem Tüll, Spitzen und roſa Schmetterlingsſchleifen, vervollſtändigt dieſe reizende Toilette und wird durch große Bandſchleifen in roſa und chiné, vorn befeſtigt. Eine zweite Robe von perlgrauem Taffet hatte fünf, mit dichten Rüchen in Grün und Grau beſetzte Volants. Die Taille war ebenfalls

ausgeschnitten, mit Spitze hinten und vorn. Ein Kragentuch von schwarzen Spitzen schlang sich graciös um den Hals und ließ die abgerundeten Spitzen vorn auf die Taille fallen. Eine volle Bandschleife in Grün und Grau chinirt, befestigte das Fichü an der Stelle, wo die Enden sich kreuzten. Der Aermel des Kleides bestand aus dreifacher Pagode, auf welcher jedesmal die Rüchengarnirung widerholt war.

Um den graciösen Schnitt der Kleider noch mehr zu heben, hat man drei neue Corsets erfunden, die wenn man dem Rufe glauben darf, nichts mehr zu wünschen übrig lassen. Das Corset Maria Stuart ist zur Staats-Toilette bestimmt und giebt der Figur diese Auszeichnung, welche zu großen Festen erforderlich ist. Das griechische Corset besitzt Leichtigkeit und unnachahmliche Grazie, es wird besonders zu den Anzügen von leichten Sommerstoffen und den Haustoiletten gewählt.

Das Corset Créole endlich, ist unentbehrlich zu Amazonenkleidern, zu Bad-, Reise- und Landtoiletten.

Die Beschreibung zweier reizenden Hüte wollen wir unsern Leserinnen nicht vorenthalten, da dieselben in der That der Nachahmung werth sind.

Der erste besteht aus rosa Crepp und ist mit einem gestickten abgerundeten Tüllschleier bedeckt. Ganz hinten am Kopfe ist der Schleier durch ein Fanchon von Tüll befestigt, welches oben in dichten Falten arrangirt ist und in einer Spitze auf das Bavolet fällt. Große Rosetten von Tüll schmücken an beiden Seiten den Schirm und bergen Touffes von wohlriechenden Erbsblüthen. Dieselben Touffes wiederholen sich auf dem Bavolet und unter dem Fanchon. Die Bindebänder sind weniger breit, da sie von beiden Seiten mit schmalen Tüllrüschen besetzt sind. Das Innere des Hutes schmücken Blondenrüschen und Touffes von Erbsblüthen.

Ein zweiter Hut von weißem Tüll ist von außergewöhnlicher Originalität. Die ganze Passe ist gefältelt; der äußere Rand in Puffen gezogen. Auf diesem Rande befinden sich in bestimmten Zwischenräumen große weiße Maaßliebchen mit Schilfblättern. Der Kopf des Hutes ist ebenfalls mit Guirlanden von Maaßliebchen umgrenzt. Das Bavolet zieren Maaßliebchen, hier und dort aufgestreut. Die Innenseite schmückt auf einer Seite ein Touff von drei Maaßliebchen, auf der andern eine Schleife von Schilfblättern.

Erklärung des beiliegenden Modekupfers.

(Frühlings-Toiletten.)

1. Crepphut mit gefälteltem blauen Sammet, und mit Feder-Bouquets verziert. Blaue Bindebänder. Taffetkleid in ganz schmalen Streifen, Farbe auf Farbe, geflammt und chinirt. Die drei Volants des Rockes garnirt eine Sammet- oder Band-Abpassung. Das Leibchen ist durch sehr breite Achselbänder von Band oder Sammet besetzt; es ist vorn offen und läßt das Spitzen-Chemisette, durch Türkisenknöpfe geschlossen, sehen. Die Achselbänder haben an den Seiten Bandschleifen mit langen Enden. Die Aermel bilden drei leicht gefältelte, übereinanderfallende Volants, jedes mit einer karrieten Abpassung verziert. Die Unterärmel sind aus zwei Puffen zusammengesetzt. Ein schwarzes Sammet- und ein goldenes Armband. Sonnenschirm von geflammtem und chinirtem ganz blauem Taffet, mit ausgeschlagenem Volant und Handgriff von Elfenbein.

2. Hut von Crepp und Blonde mit Federtouffes, im Innern mit kleinen Rosenbouquets und Blonde garnirt. Breitgestreiftes Taffetkleid, dessen hellere Streifen Blumenguirlanden in zwei violetten Farben zieren. Hohes, vorn zugeknöpftes Leibchen, auf dem sich die Streifen so treffen, daß sie vorn und hinten drei V bilden. Aermel mit zwei kleinen Puffen und zwei Volants. Berthen-Mantille von grünem Taffet mit schwarzen Sammetsternen gestickt, und mit zwei breiten Spitzen-Volants eingefaßt. Kragen und Unterärmel von englischen Spitzen.

3. Weißer Crepphut mit drei Rollen von geripptem lila Sammet eingefaßt, an beiden Seiten mit Zweigen spanischen Flieders, die hinten herum mit weißem lila karirtem Taffetband vereinigt sind, geschmückt. Im Innern kleine Fliederzweige in Tüllpuffen. Taffet-Kleid mit drei gesäumten Volants garnirt. Echarpen-Mantille, vorn mit kurzen abgerundeten Enden; mit zwei in Falten gelegten Volants, und diese so wie die Mantille selbst mit Sammetstreifen besetzt.

Die Abonnenten der ersten (Acht Thaler-) Ausgabe erhalten heute als Extra-Zugabe:

Ein buntes Stickmuster.

Die Zeitung für die elegante Welt erscheint wöchentlich und zwar in drei verschiedenen Ausgaben:

Erste Ausgabe mit allen Beilagen zu 8 Thalern jährlich. Enthält im Jahrgange 52 Damen- und 24 Herren-Modekupfer, Musik-Beilagen, Mustertafeln für weibliche Arbeiten und Moden, Schnitt-Tafeln für Herren, Polichinomanie-Bogen, Portraits, Genrebilder ꝛc.

Die zweite Ausgabe zu 5 Thalern jährlich bringt denselben Text und ausschließlich Damen-Modekupfer und Mustertafeln.

Die dritte Ausgabe zu ebenfalls 5 Thalern enthält nur Herren-Modekupfer, bringt aber ebenfalls 52 Lieferungen Text.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

Verlag von Otto Janke in Berlin. Verantwortlich: R. Wegener.

Druck von A. Hahn & Comp. in Berlin.

Digitized by Google

Digitized by Google

№ 23. Sechsundfünfzigster Jahrgang. 1856.

Die Abonnements-Bedingungen befinden sich am Schlusse des Blattes.

Redaction: **Th. Drobisch** in Leipzig
und
R. Wegener in Berlin.

Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen hierauf an.

Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich eine Lieferung von 1½ bis 2 Bogen Text, mit artistischen und technischen Beilagen, bestehend in Pariser Modekupfern, Muster- und Schnitt-Tafeln für Damengarderobe ꝛc. in sorgfältigster und reicher Auswahl.

Altona's achter Januar.

Historische Erzählung
von
Heinrich Smidt.

I.

Wie es in Altona vor hundert und fünfzig Jahren aussahe.

Das ist ein anderes Bild, wie Altona sich heute darstellt zu Wasser und zu Land, mit seinen Herrenpalästen und seinen fürstlichen, von dem goldigen Grün umwagten Villen gegen damals, als es aus Sand und Gestrüpp vor hundert und fünfzig Jahren allmählich wieder aufstieg aus den dampfenden Ruinen. Es war das Vorspiel des großen Brandes, den die Fackel des schwedischen Heraſtrat 1713 entzündete.

War klein und nichts bedeutend, wie es die einzelnen Gassen ausstreckte, wie Fühlhörner nach links und rechts in's Blaue hinein und hatte doch schon den Neid des mächtigen Hamburg erregt, das damals bereits seinen Witz machte — aus Spott oder Ingrimm — von „Allzunahe". Als nun der Brand wüthete, von dem Niemand sagen kann, Wer ihn entzündete, und ein großer Theil der Stadt in Asche lag, da thaten sich viele Hamburger zusammen, denen der neue Ort ein besonderer Dorn im Auge war. Sie setzten eine Schrift auf und begaben sich damit nach Pinneberg zum Vaigt, der damals die Herrschaft über den kleinen Flecken ausübte. Diese Schrift überreichten sie dem gestrengen Herrn und baten, er möge verhüten, daß Hamburg nicht ferner geschädigt werde, wozu aber van nöthen sei, den Altonaern die Wege zu weisen. Allein der wackere Voigt von Pinneberg, geheißen Hans Barner, war ein Mann, der in seinem Sinne dachte: „Aufbauen ist besser als niederreißen." Darum kanzelte er die Hamburger Herren tüchtig ab, daß sie ihm derlei zumutheten und schickte ein Gefährt voll Bauholz nach dem andern an die Altonaer, damit sie möchten tüchtig anfangen zu bauen: „sich selbst zum Genutz und den Neitharten zum Verdrieß."

Sa ging das Aufbauen wieder an und ein Giebel reihte sich an den andern, nicht ahne daß die Nachbarn, die ihren Zweck verfehlten, ihnen manchen Kummer bereiteten, so daß die Altanaer es ihrem Voigte klagten und meinten, sie möchten lieber an der türkischen Gränze wohnen, als an der Hamburgischen, von wegen des Tribulirens. Und dabei sei es noch garnicht einmal ausge-

macht, ob die Gränze auch dort wäre, wo die Hamburger sie hin verlegen wollten. Darum möchte doch der gestrenge Voigt nach dem Rechten sehen.

Aber, ob der Voigt sich abmühte, sammt den Einwohnern, um des Fleckens Bestes, es blieb mit dem gehofften Wohlstande im weiten Felde. Gab mehr als ein Dorf in nächster Nähe, welches stattlicher dareinschaute, als dies Altona, das sich längs dem seichten Beek erstreckte, welcher die alte Aue geheißen ward und jetzt nur noch in einem schlammigen Graben besteht, der, wie billig, durch sorgliche Ueberbrückungen dem Auge des Forschers mitleidsvoll entzogen wird.

Da, wo jetzt die große Mühlenstraße mit ihrem lebhaften Verkehr rechts abfällt nach den Naboisen, war eine große stehende Pfütze und die Benennung „Meßtist," die noch immer nicht im Volke vergessen ist, zeigt an, wo die Einwohner, welche Feld und Garten düngen wollten, den nöthigen Vorrath zu suchen hatten. Die Pamaille, die jetzt mit ihrem üppigen Baumschmuck die stattlichsten Herrensitze beschattet, war damals eine kaum geebnete Straße, von welcher herab man die Aussicht hatte auf den Strom und die sich allmählich ausdehnende Elbstraße. In deren Mitte stand das dreistöckige Haus des Baumeister Peter de Voß, welches auf seinem Dache das damalige Wahrzeichen des Ortes, eine stattliche Windmühle trug. Wo jetzt die Rawentlowsche Stiftung mit ihren friedlichen Asylen, dem blanken Kirchlein und den Blumen geschmückten Gräbern sich erhebt, war eine langgestreckte Wiese, und östlich derselben lagen jene tiefen Sandgruben, aus welchen männiglich seinen Bedarf holte und welche die Zeugen manchen Verbrechens gewesen sind. Wo der Sandberg, ein steinumpanzerter Riesenleib, auf granitnen Stufen jählings zur Elbe hinabsteigt und links die Fischerstraße, rechts die Carolinenstraße als stattliche Arme von sich streckt, war nichts als klarer, weißer Sand, auf welchem nur hier und da ein Finger hoher Grashalm sich verschämt zu der Erde niederbeugte, der er entsprossen.

Da geschah es, daß König Friedrich der Dritte in Dänemark ein Einsehen hatte, indem er im Jahre 1664 dem Flecken Altona die Gerechtsame einer Stadt verlieh und sie mit Privilegien jeder Art schmückte, wie solche vor dem noch keine Stadt seines Landes besessen. Da wurde zunächst angeordnet, daß der Ort von den Voigteien Pinneberg und Ottensen sofort eximirt werden und von jetzt ab als eine freie Stadt unter einem eigenen Präsidenten stehen solle. Alle Handwerker, so sich daselbst niederließen, sollten ihr Geschäft ungehindert betreiben dürfen, wie es ihnen genehm. Freimärkte wurden bewilligt auf jeden Quatember und jeder Bürger möge Gott auf seine Weise dienen, er sei nun Türk, oder Jude, oder Christ. Auch sollte die Stadt Altona ein Freidepot sein und jeder Bürger ein unbeschränktes Kaufs- und Verkaufsrecht haben. Kein Fremder solle seine Waare an einen Fremden, sondern nur für einen schicklichen Preis an einen Bürger der Stadt verkaufen. Kein Militair soll in die Stadt kommen, außer zur Zeit der höchsten Noth und soll sich sogleich wieder entfernen, wenn diese Noth vorüber ist. Kein Bürgerssohn darf gezwungen werden, weder zu Wasser, noch zu Lande, als Soldat zu dienen, dagegen sollen sich die Bürger selbst zum Wehrdienst für die Stadt verpflichten und zu dem Ende in acht Capitainschaften getheilt werden. Diese und mehrere solche unschätzbare Vergünstigungen sind in dem gedachten Jahre dem Orte Altona verliehen worden.

Als diese Privilegien anlangten, wurden die Einwohner zusammen gerufen und die Hausväter begaben sich um die Botschaft des Königs zu vernehmen, nach dem Rathhause, welches in der Breitenstraße belegen war, sintemal das jetzige auf dem Rathhausmarkt erst viele Jahre später erbaut ward.

Mit lautem Jubelrufe wurde das unschätzbare Geschenk entgegen genommen. Herr Rudolf Roland, ein gar geschickter und verständiger Herr, welcher der Erzieher des Königs gewesen, hieß es, sei zum ersten Präsidenten ernannt worden, und werde alsbald seinen Einzug halten. Da war des Freuens kein Ende und Alles eilte herbei, um dem edlen Herrn die Stätte, wo er weilen solle, würdig zu bereiten.

War nun zunächst keine geringe Noth, eine stattliche Wohnung für den edlen Herrn zu beschaffen. Der aber schaute sich selbst danach um und wußte keinen besseren Platz zu wählen, als oberhalb des Sandberges, von wo aus man die junge Stadt und deren Gebiet, sammt dem Strom beherrschen mochte. Alsbald ward mit dem Bauen der Anfang gemacht. Es erhob sich ein stattliches Haus mit wohnlichen Räumen. Das bezog der Herr und es ward nach ihm die Rolandsburg geheißen, welchen Namen dasselbe führt bis auf den heutigen Tag. Aber der Präsident Roland war damit nicht zufrieden, ein schönes Haus für sich zu haben, darum ließ er noch andere Baulichkeiten daselbst errichten und legte in denselben eine Draht- Kupfer- und Wollmühle an. Das machte die bis dahin öde Gegend belebt und brachte den Einwohnern die Lust bei, sich des Fabrikwesens anzunehmen, das bis dahin noch keine sonderlichen Fortschritte gemacht hatte. An der Stelle aber, wo der Sandberg nach Nordosten gegen die breite Straße abfällt und die lange genug der Drechdeudel (Deehteufel) geheißen hat, ward ein stattliches Schenkhaus errichtet, das, mit Bäumen umpflanzt, einen behaglichen Ruhepunkt daebot. Alles Getränk, was hier bereitet und ausgeschenkt wurde,

ward von jeder Accise befreit und diese Vergünstigung hat sich später auf die Rolandsburg vererbt, welche ein besuchtes Gasthaus geworden, bis dann der Stadt auch diese Gerechtsame verloren ging, wie so viele Andere.

In dieser Schenke nun war, des guten und billigen Trunkes wegen, der verabreicht wurde, ein großer Verkehr. In den obern Zimmern, die alle behaglich eingerichtet waren, saßen die Herren vom Rathe, die ersten Kauf- und Gewerksherren der Stadt und die Gelehrten, welche dann bei einem Glase Wein oder einem Kruge Bier ihr Licht leuchten ließen vor den Leuten. Unten aber hauseten die kleinen Handwerker, die Stromschiffer und Arbeiter je nach der Jahreszeit im erwärmten Erdgeschoß, aber unter den grünen Bäumen und ließen es sich wohl sein. Dabei wurde manches Gespräch geführt, weises und unweises, wie es Brauch ist bei den Leuten, die am Morgen bei nüchternem Muthe nicht verantworten können, was sie am Abend vorher bei dem vierten oder fünften Kruge gesprochen.

Dies ist ein Bild, wie es aussah in Altona vor hundert und fünfzig Jahren und wie es von Jahr zu Jahr sich kräftigte und erweiterte bis in das zweite Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts hinein, da die Tage der Heimsuchung gekommen sind.

II.

Wie ein Pfaff eifert und ein Bürger geifert.

Sonntag Morgen war es und die Kirchenglocken läuteten hell zur Ehre und zum Ruhme Gottes, welcher ist der Herr aller Herren und der König aller Könige. Die Hausthüren gingen auf und die ehrsamen Bürger von Hamburg, festlich angethan, traten sammt den Ihrigen hinaus im Sonntagsstaat um Gott dem Herrn zu dienen in Seinen Tempeln. Aber es war nicht die rechte Frömmigkeit, die heute aus den Augen der christlichen Gemeindeglieder leuchtete und die sanft duldende, allerbarmende Liebe blieb den Empfindungen fern, welche die Schritte der Gläubigen zur Eile antrieben.

Ein alter Brei wurde aufgewärmt. Hatte nämlich um das Jahr 1668 wieder einen Kampf gegeben zwischen denen von Altona und denen von Hamburg, wobei die Ersteren den Kürzeren zogen und ihren Schutzherrn um Hülfe anriefen. Da loderte der König der dänischen Lande auf im gerechten Zorn und drohte den Hamburgern mit einer strengen Belagerung. In ihrer Rathlosigkeit wandten sich die Hamburger an des Herrn Kurfürsten von Brandenburg erlauchte Gnaden und dieser brachte es durch freundliche Vermittlung dahin, daß der König von Dänemark seine Soldaten, die schon im vollen Marsche waren, zurückzog und es bei der früheren Freundschaft zwischen den Dänen und den Hamburgern verblieb. Aber ein hochedler Rath mußte schwören, fest an den alten Verträgen zu halten und hatte männigtich den Aerger, daß der König zum Gedächtniß dieser Begebenheit einen Gedenk- oder Gnadenthaler schlagen ließ.

So zog das drohende Ungewitter über die Stadt hin, ohne zu zünden. Aber in's Geheim blieb der Groll im Menschen und weil ein offener Angriff unmöglich geworden, suchte man sich durch zahllose versteckte zu rächen, die um so empfindlicher trafen, je unerwarteter sie kamen. Alljährlich machten sie etwas ausfindig und es war um das Jahr 1712, da Altona immer größer und blühender wurde, als sich die Nachbarn wieder zu einem empfindlichen Wege rüsteten. Den Altonaern war gestattet worden, sich der Hamburger Bank zu bedienen, wie solches noch heutzutage gang und gebe und stand sich jede Parthei bei diesem Uebereinkommen ausnehmend gut. Nun aber führte Hamburg einen grimmigen Schlag indem es dem Feinde die früher bewilligte Gunst entzog und glaubte, ihn damit zum Tode zu treffen. Die Hamburger Bank blieb für die Nachbarschaft geschlossen. Das war aber nicht genug, sondern die geistlichen Herren legten sich darein und machten dadurch das Uebel nur ärger, wie solches immer geschieht, wenn die Diener des Gottes der Liebe die Fackel des Zornes schwingen. Die Zwischenträger hatten ihre Ohren überall und ließen mit ihrer giftigen Zunge Niemanden ungehudelt. So kam es auch, daß sie sich an den würdigen Pastor primarius zu Sanct Nicolai wendeten und bei selbigem vorstellig wurden, daß es ja keine Sünde sei, wenn man denen seinen Zorn entgelten lasse, die denselben drei- und vierfach verdient hätten.

Der fromme Herr aber sagte kopfschüttelnd:

„Fern sei es von mir, Leute, die mir nie etwas gethan, auch kein grobes Aergerniß gegeben, darum zu verfolgen und ihnen zu fluchen, weil sie ihren Handthierungen nachgehen und die Befugnisse nützen, welche ihnen von der Obrigkeit eingeräumt wurden. Ist einer hier versammelt, der unter gleichen Umständen nicht dasselbe thäte, der trete vor und bethenere es mit einem Eide. Es tritt Keiner vor, also gesteht Ihr im innersten Herzen Euer Unrecht und ich sage Euch: Gehet hin und thuet Buße. Sind einige von meinen lieben Amtsbrüdern anderer Meinung, mögen sie solches mit ihrem Gewissen ausmachen. Ich wasche meine Hände und kann nichts thun, als für die Verirrten beten.

Solche Worte sprach der würdige Pastor primarius zu Sanct Nicolai und es war schlimm, daß ein so mild gesinnter Herr, den die Gemeinde in hohen Ehren hielt, eines Samstags Abends so schwer erkrankte, daß er fühlte, er werde am andern Morgen seine geistlichen Obliegenheiten nicht erfüllen können. Derohalben sandte er zu

einem Kandidaten des Miniſterii, der ſchon zum Oeftern ſeine Stelle verſehen und ermahnte ihn fleißig, daß er ſich nicht möge fortreißen laſſen von dem Geiſte der Finſterniß, der jetzt wieder auch die hellſten Köpfe zu umnebeln beginne, ſondern er ſolle ſeinen Weg in Frieden wandeln. Das verſprach der Kandidat mit Hand und Mund und beurlaubte ſich, nachdem er mit kurzen Worten angegeben, über was und wie er zu predigen gedenke. Aber er war ein grimmiger Fanatiker und ſann die ganze Nacht, wie er ſeine Pfeile ſo wirkſam verſende, daß ſie ſeinen Feinden den Tod brächten. Und als er, mit ſich einig, ſich zum Kirchgange rüſtete, erſchien ſein alter Gönner und Ohm, der Großböttcher Reinsdorf vom Rödingsmarkt, durch deſſen Hülfe er ſeine Studien abſolvirt hatte und bat dem jungen Geiſtlichen die Hand, um ihn auf ſeinem Ehrengange zu geleiten. Beide ſtolzirten nun die Straßen entlang die zur Kirche führten. Man wich ihnen mit ehrerbietigen Grüßen aus und einige furchtſame Männer ſchlichen bei Seite. Einer derſelben, der ſtille Johannes geheißen, der einen kleinen Kellerhandel trieb, ſagte kleinlaut den Kopf ſchüttelnd:

„Was ſoll das geben? Der Meiſter Reinsdorf geleitet ſeinen geiſtlichen Vetter zur Kirche und ſieht dabei ſo freudeſtrahlend um ſich, als ob er zu Rathe gewählt ſei und zum erſten Male dieſen Ehrenpfad beſchreite. Ei! Wie er mich angeblinzt hat mit ſeinen großen Augen, daß es ſchier wehe thut. Das bedeutet nimmer Gutes und ich möchte faſt wieder umkehren und nach Hauſe gehen, wenn es ſich nur ziemen wollte."

Als er endlich den zögernden Fuß über die Schwelle ſetzte, ſtand der junge Fanatiker bereits auf der Kanzel und eiferte über die Maßen, daß ihm das Blut in's Geſicht ſtieg und die Stirnader ſchwoll. Ein wildes Feuer leuchtete aus ſeinen Augen und mit der krampfhaft geballten Fauſt auf die Kanzeldecken ſchlagend, ſchrie er:

„Wendet Euch ab von dieſen Baalsdienern, die den Antichriſt anbeten und ſich lachend dem Teufel in die Arme werfen. Sie haben ein Bündniß geſchloſſen mit dem Satan, der ihnen zum irdiſchen Wohlleben verhelfen und dafür ihre Seelen im hölliſchen Feuer ſchmoren ſoll. Darum öffnen ſie ihre Häuſer weit allem Volke, das aus der Ferne zu ihnen kommt, und wenn der neue Gaſt ſeinen Mammon vor ihnen ausſchüttet, iſt es ihnen gleich, ob es ein Papiſt, ein Jude oder ein Türk ſei, von denen wir nicht wiſſen, welcher von den dreien der Aergſte iſt. Drum betet, meine Brüder, betet daß er Euch erleuchte und ihre Augen mit Blindheit ſchlage. Er öffne den Boden unter ihren Füßen und laſſe ſie in ihren Sünden dahin fahren. Und wenn wir in gerechter Nothwehr unſern Arm gegen dieſe Sünder erheben, gieb dann Herr Zebaath, uns, Deinen frommen Kindern den Sieg, damit wir den Feind niederwerfen und mit feſten Stricken ihn binden, und ihn in den Abgrund ſtürzen, worin ewiges Heulen und Zähnklappen ſein wird."

Und wie der Gottesmann in dieſer Weiſe fortfuhr, wurden die Gemüther mit jedem Augenblicke erregter und es war zu befürchten, die chriſtliche Gemeinde werde vergeſſen, ſie befinde ſich in dem Hauſe des Herrn; vielmehr wähnen, ſie ſtünde vor einer Schaubühne und könne ein Wort dazu geben. Ein Wort und einen Schlag. Aber am tollſten trieb es Meiſter Reinsdorf, der Großböttcher. Er ſtand in ſeinem Geſtühlt mit freudeſtrahlendem Geſicht und vorgebogenem Leib, ſeinen Neffen feſt anſchauend, als wolle er dieſem jedes ungeſprochene Wort von den Lippen reißen. Wieder Andere ſchlugen beſchämt die Augen nieder und trippelten furchtſam hinaus, denn ſie fürchteten, es werde um ſolchen gottloſen Eifernus willen nun gleich das Dach der Kirche zuſammen brechen und Feuer auf ſie niederregnen. Solche unchriſtliche Verwünſchungen hatten ſie an dieſem Orte früher nie vernommen. Der Geiſtliche ſah ſie entweichen und ſchlenderte ihnen ſeinen Fluch nach. Sie aber hielten ſich die Ohren zu und ſchritten um ſo mächtiger aus, um nur aus dem Bereiche ſeiner Stimme zu kommen. Unter den Fliehenden aber, die es am eiligſten hatten, war der ehrſame Pelzermeiſter, Emanuel Wandrab, ein ſtiller beſcheidener Herr, der bei aller Friedfertigkeit ein gutes Stück Geld erworben hatte und allen Leuten ein Gleiches gönnte, mochten ſie heißen und wohnen, wie und wo ſie wollten. Als er die Kirchenthür hinter ſich hatte, mäßigte er ſeine Schritte und ging voll trüber Gedanken die Straße entlang. Sein Gemüth war ſchwer belaſtet und die finſtere Wolke ſchwand erſt von ſeiner Stirn, als ihm ſein Töchterchen Erdmuthe entgegentrat und ihm Hut und Stock abnahm. Der alte Herr hatte ſich früh Morgens unzufrieden gezeigt, daß Erdmuthe um eines häuslichen Geſchäftes willen gebeten hatte, diesmal die Kirche verſäumen zu dürfen, denn Meiſter Wandrab war voll wahrhafter Frömmigkeit. Nun aber war es ihm lieb, daß ſie daheim geblieben. Er herzte ſein Töchterchen und ſagte:

„Ich denke, Du warſt wohl behütet und vergaßeſt während Deines Schaffens das Gebet nicht."

„Ihr ſeid ſo gut und liebevoll gegen mich, daß ich mich dieſer Liebe faſt unwürdig finde und nicht weiß, was ich thun ſoll einen ſo guten Vater zu verdienen, wie mir ihn der Himmel ſchenkte."

Bei dieſen Worten traten ihr die Thränen in die Augen und mit laut klopfendem Herzen ſchlang ſie ihre Arme um ſeinen Nacken. Meiſter Wandrab, der in ſeiner Kindeseinfalt nichts in dieſer Erregung ſah, als den Ausbruch des innigſten Gefühls, liebkoſte ſie und ſuchte ſie

mit ſanften Worten zu beruhigen. Erdmuthe aber vermochte ihre Thränen nicht zu hemmen und wer weiß, was ſich begeben, wäre nicht in dieſem Augenblicke der Gevatter des Hausherrn, der Groß-Böttchermeiſter Reinsdorf mit vielem Geräuſch eingetreten und hätte die Tochter von dem Herzen des Vaters verſcheucht.

„Seid willkommen," ſagte der Pelzer, dem Gevatter die Hand reichend. Dieſer aber, den Gruß zurückweiſend, erwiderte heftig:

„Weiß ich denn, ob dieſer Willkommen ehrlich gemeint iſt? Was ſoll ich von einem Manne denken, der den Gottesdienſt durch ſein Davonlaufen ſtört, wenn dem Antichriſten die Wahrheit gegeigt wird, ſtatt tüchtig mit drein zu ſchlagen, wie es die Pflicht jedes Chriſtenmenſchen iſt?"

„Ihr wißt wohl, Gevatter, wie ich darüber denke," entgegnete der Pelzer gelaſſen. „Ihr ſolltet endlich von Eurer Bekehrungswuth abſtehen. Ich bin ein ruhiger Mann und wünſche mit aller Welt in Frieden zu bleiben.

„Das ſollt Ihr nicht!" eiferte jener. „Wer nicht mit mir iſt, der iſt wieder mich," ſagt der Herr Chriſtus. So Ihr nun nicht wider die Heiden und Türken, die ſich vor unſern Thoren gelagert haben, rüſtig zu Felde zieht, rüſtet Ihr Euch mit ihnen gegen uns und ſobald das geſchieht, hat es mit unſerer Gevatterſchaft ein Ende und mit allem Andern, was daran und darum hängt auch. Nun wißt Ihr's."

„Werde mich darein zu finden ſuchen," entgegnete der Meiſter. „Wenn Ihr ein feierliches Gelöbniß brechen und meine Tochter beſchimpfen wollt, indem Ihr Eurem Sohne Matthes verbietet, ſie als ſeine verlobte Braut zum Altar zu führen, ſo iſt dies eine Sünde mehr, womit Ihr Euer Gewiſſen beſchwert. Ich aber ziehe nicht gegen Euch zu Felde, weder mit Worten, noch mit Thaten. Seid Ihr jetzt auch hart und ungerecht gegen mich, habe ich doch ſo vielen Reſpekt vor unſerer früheren Freundſchaft und vor den guten und böſen Tagen, die wir mitſammen verlebten, daß ich Euch weder etwas Böſes ſagen noch thun kann."

Meiſter Reinsdorf war nahe daran, loszubrechen und es wäre ein ſchweres Gewitter geworden, doch bezwang er ſich nochmals und ſagte gelaſſen:

„Wir ſind Freunde von der Schulbank her. Wir ſind zuſammen auf die Wanderſchaft gegangen und zugleich aus der Fremde heimgekehrt. Wir ſind Hausväter geworden, haben gegenſeitig unſere Kinder aus der Taufe gehoben und ſie nachmals verlobt. Ich bin es nicht, der die alte Freundſchaft bricht, ſondern Ihr. Darum geht in Euch, ſchlagt an Euere Bruſt und ſagt: Gott ſei mir Sünder gnädig! ſo iſt es gut. Ich will Alles vergeſſen und Euch wieder zu Gnaden aufnehmen."

„Ihr wählt Euere Worte ſchlecht. Ich brauche weder Euere, noch eines Menſchen Gnade überhaupt, denn ich thue wiſſentlich kein Unrecht. Wenn Ihr den Altonaern verbietet, ihrer Hände Werk auf unſeren Markt zu bringen, oder wenn Ihr den Hamburger in den Bann thun wollt, der draußen vor den Thoren wohlfeiler kauft, was er hier theuer bezahlen muß, ſo kann ich das wohl begreifen. Es geſchieht zu der Stadt Beſtem, und ich würde gegen ſolche Anordnung nie handeln, oder es von einem der Meinigen dulden. Aber, daß ich nun auch noch gegen die Leute in Haß und Zorn entbrennen, oder wenn Einer derſelben an mir vorbeigeht, vor ihm ausſpucken ſoll, iſt eine Zumuthung, der ich mich widerſetze, denn es giebt viele brave Menſchen draußen, denen, wenn ich es hindern kann, nicht ein Haar gekrümmt werden dürfte, und um deretwillen es mir leid thut, daß die Städte nicht beſſere Nachbarſchaft miteinander halten können."

„Nun habe ich Euch!" rief Meiſter Reinsdorf, kirſchbraun vor Zorn. „Nun verrathet Ihr Euch ſelber. Ja, Ihr ſchlechter Bürger und Hausvater! Ihr ſeid ein Verräther an Stadt und Land, mit dem ich nichts mehr zu thun haben mag. Ich zerreiße hiermit jedes Band, womit wir einſtmals verbunden waren. Das iſt abgethan. Aber als Hamburgiſcher Bürger habe ich noch mit Euch zu reden. Durch mein Erſcheinen am heiligen Sonntage glaubte ich Euer Gewiſſen zu rühren und Euch zur Umkehr zu bewegen. Aber nichts da. Meint Ihr, ich hätte nicht gemerkt, daß Ihr in Eurer Freundſchaft gegen mich nachließet? Wußte bislang nicht warum, aber nun iſt es mir klar geworden."

„Der Grund," entgegnete Meiſter Wandrab, „iſt der, daß mir Eure Heftigkeit und Eure Unduldſamkeit zuwider wird und ich Euer ungeſtümes Gebahren nicht mehr ertragen kann."

„Wetter!" ſchrie der Großböttchermeiſter und ſtampfte ſo heftig mit dem Fuße, daß Alles zitterte und bebte. „Das lügt Ihr, alter Heuchler! Nicht darum, ſondern weil Eure Tochter einen heimlichen Liebeshandel mit einem Altonaer Jungen..."

„Reinsdorf!" rief Meiſter Wandrab und das Blut trat aus ſeinem Geſichte. „Alles hat ein Ziel und auch das Wort, das man von einem Freunde hinnehmen darf, muß gewogen werden. Was Ihr jetzt ſagt, greift weit darüber hinaus und ich erkläre Euch, daß Ihr ein ehrloſer Verläumder ſeid."

„Das iſt die Anrede aller jämmerlichen Leute, wenn ſie nicht weiter können. Diesmal aber iſt es eine Wahrheit und Ihr ſollt ſie hinunter würgen. Schüttelt nicht mit dem Kopfe und fechtet mit den Armen durch die Luft. Ihr bringt den Schandfleck doch nicht fort. Fragt nur Eure fromme Tochter, die wird Euch ſagen können, was

Ihr vorgebt, nicht zu wiſſen, denn als ich ſie heute nicht an Eurer Seite in der Kirche ſah, dachte ich gleich, ſie ſtehe vielleicht bei ihrem Altonaer Liebſten zur Beichte und daß ich nicht ganz Unrecht habe, beweiſt, daß ich den Kerl aus dem Hauſe kommen ſah, als ich in die Straße einbog."

„Jeſus!" rief Meiſter Wandrab und ſchwankte ſo heftig, daß er ſich kaum auf den Füßen halten konnte. Dann aber faßte er ſich und mit einer Haſt, die man noch nie an ihm gewahrte, eilte er zur Thür und rief ſeine Tochter.

Erdmuthe erſchien, bleich und mit verweinten Augen. Als ſie die beiden Männer in ſolcher Erregung vor ſich ſah, ſank ſie in die Knie und brach in ein krampfhaftes Schluchzen aus. Der Vater vermochte kein Wort zu ſprechen, der horte Reinsdorf aber riß ſie von der Erde empor und ſagte:

„Hier hilft kein Heulen und kein Beten. Wir wiſſen Alles."

„Kind!" ſagte der Vater und ſeine Stimme bebte. „Bei dem Andenken an Deine ſelige Mutter beſchwöre ich Dich, ſage die Wahrheit. Hältſt Du es mit einem fremden Manne und haſt hinter dem Rücken Deines Vaters einen heimlichen Liebeshandel?"

Erdmuthe ſtreckte ſtebend die Hände aus. Aber das Wort Gnade ſtarb auf ihren Lippen. Sie ſank ohnmächtig zu Boden.

„So muß mein Haupt mit Schanden in die Grube fahren!" ſagte der Vater mit dem Tone des tiefſten Kummers.

Der alte Reinsdorf ward hiervon mitnichten bewegt. Er verſchloß ſein Herz nur noch feſter gegen den ehemaligen Freund und ſagte:

„Da habt Ihr nun den Lohn für Eure ſtete Sanftmuth und Milde. Das iſt die Frucht Eurer weibiſchen Erziehung. Ihr Väter, erzieht Eure Kinder in der Zucht und Ermahnung zum Herrn. Dies Wort habt Ihr verlacht. Darüber ſeid Ihr in Unehre gekommen und habt die Unehre auch in mein Haus gebracht. Eure Dirne war die verlobte Braut meines Sohnes und er wird verlacht und verſpottet werden, wo er ſich nur blicken läßt. Ich weiß, daß er mit ganzem Herzen an die Erdmuthe hing und er wird es ſchwer verwinden. Darum ſind wir geſchworene Feinde und ich will Euch zeigen, daß es nichts Leichtes iſt, mich zum Feinde zu haben."

Mit dieſen Verwünſchungen ſtürmte der Meiſter hinaus. Vater Wandrab aber ſaß unbewegtich mit gefalteten Händen und betete eifrig. Da ſenkte ſich himmliſcher Friede in ſein zerriſſenes Herz. Er trat zur Tochter, richtete ſie vom Boden auf und ſagte:

„Schon ſchwebte der Fluch auf meine Lippen. Wenig fehlte und ich hätte ihn auf Dich herabgeſchleudert. Gott hat mich vor dieſer Uebereilung bewahrt. Komm, unglückliches Kind. Geh in Deine Kammer. Suche Dich zu faſſen, und wenn Du Deiner Sinne wieder mächtig biſt, ſage mir, was geſchehen iſt. Ich will Dich nicht richten, bevor ich Alles weiß."

Die Tochter ging, unhörbar, wie ein Schatten. Der Vater aber drückte die Hand vor die Augen und weinte bitterlich. (Fortſetzung folgt.)

Die Schöpfung der Flöte.

Von

E. F. Hauſchild.

Auf der weinreichen Lesbos lebte einſtmals ein liebendes Paar, Terpander und Almene; ihre Seele Muſik, die ſüßeſte Harmonie der Schöpfung, die lieblichſte Harmonie der Erde, ein melodiſcher Seufzer, im ſüßeſten Tanſchmelz ſanft erklingend und leis hinſterbend, ſein Geiſt muſikdürſtend, ein Schöpfer, Allſchauend, Geniusauge, die harmoniſche Schöpfung im harmoniſchen Kunſtwerk verklärt nachbildend, ſeine Hand das Tiefgeſchaute ſchön nachſchaffend.

Der ſchönſte Frühling, Liebesfrühling, war in ihre Herzen eingezogen und durchſchwärmte ſie wie dereinſt die cypriſche Göttin mit bacchantiſchem Gefolge die Palmenhaine des heimathlichen Paphos; er blühte in ihrem Herzen, im Auge, auf der Wange, am Süßeſten jedoch auf der Lippe, denn auf ihr, dem weinreichſten Hügel, der in lieblicher, harmoniſch gegründeter Wölbung, ein Granatapfel, dem Dürſtenden entgegenglänzte, reifte ihm ja der berauſchendſte, feuerſüßeſte Cyperwein „der Kuß" und raſtlos nahte Terpander dem Hügel, aus dem ſchwellenden lichtblühenden Becher, dem ſchönſten Pokal, Würzwein zu ſchlürfen, wenn er mit ſiegreichem Arm die trennende Stromfluth weindürſtend bezwungen, wo ihm am Geſtade die ſüße Lauſcherin, den mit Roſen und Weinlaub bekränzten Becher mit der feuerſüßen Fluth kredenzte.

Doch wehe! Frühling und Liebe! Sind ſie ja doch nur zwei Tropfen Lacrymae Christi, Tropfen himmliſchen Lichtes, ach! nur Einen ſonnigen Augenblick an der Grobesroſe „Menſchenherz" perlend und verrinnend. Ach! Ihre Lebensfreude, die dereinſt ſo friſch und fröhlich emporgrünte, wie der königliche Palmbaum auf der heiligen Delos, ſollte umſonſt fortan nach ihrem Frühlingsregen, neu auszugrünen, ausſchauen und verlangen!

Am Geſtade ſteht ſchon die ſchönſte Weinſchenkin und lauſcht! Die Fluth ſchon ſpaltet Terpander, da umtonzen ihn mit hochgeſchwungenen Armen wuthergoßne Bacchantinnen, die Wogen der ſturmgeſelterten Brandung! Ein Todesſchrei noch von ſeinen Lippen — und den liebedürr-

ſtenden Schwimmer, den unentrinnbaren Flüchtling hält die purpurne, nie wiedergebende Tiefe!

Den Schrei vernimmt die Lauſcherin, Grabesſchauer faſſen ſie, ein ſchöner, melancholiſch lächelnder Knabe mit umgeſtürzter Fackel ſchaut der Tod die Stätte mit der in tödtlichem Schreck Erblaſſenden; doch ihm ſchien nur eine weiße Roſe, der die ſcheidende Seele, ein Tropfe himmliſchen Feuers entgleiten will, dort zu ruhen! Der Stätte naht er, die Roſe zu pflücken.

Aber ihre ſchönſte Harmonie, ihren ſüßeſten Akkord will, ſelbſt dem Tode zum Trotz, die Erde nicht miſſen. Rings um die ſich von der Feſſel des irdiſchen Leibes befreien wollende Seele Alkmene's, um den reinen Wohllaut ihres Herzens, den ſüßen Hauch ihrer Pſyche, thürmen ſich plötzlich feſte Wände, eingeſchloſſen in ein enges Gemach ſchaut ſie ſich, als deſſen melodiſche Herrin, wie mit einem neuen Gewande angethan und ruht, wie unſichtbar und im Scheintod, vom Starrkrampf gefeſſelt, als Flöte, des Meiſters und echten Freundes harrend, der ihre ſchlummernde Seele durch die rechte Berührung erwecke! Sobald dieſer indeß, ſobald der Genius naht und den ſonnigen Frühlingsathem ſeiner Künſtlerſeele als weckenden Himmelskuß von prometheiſchem Feuer über die ſchönſte Schläferin hinwegthauen läßt, letztere als balſamiſche Welle des höheren, geiſtigen Frühlings in ſeinem Herzen auf die Schlummernde, wie einſt der Tropfe von Pſyche's Lampe, auf den ſchlummernden Amor hinabträufelt, während ſeine Künſtlerhand des Gemaches Pforten im harmoniſchen Wechſelſpiel der Hände bald ſchließt, bald öffnet, ſo erwacht die holde Schläferin und Träumerin vom Scheinſchlaf, darin ſie begraben lag, wähnt wie Penelope dereinſt den ſo lange heimathfern umhergeirrten Odyſſeus zum Geſtade des heimathlichen Ithaka, zu Reich und Gattin, den geliebten Terpander aus der Unterwelt zur Oberwelt wieder zurückgekehrt und aufs Neue wieder am Geſtade des irdiſchen Lebens gelandet, ihr durch ſeine Liebe aufs Neue den ſchönſten Frühling zu bringen! War Er es ja doch, der mit ſeiner Liebe, gleich einem Kuß vom prometheiſchen Feuer einſtmals zuerſt ihre Seele befruchtete und weckte, der als der echte Pygmalion, der von ihm ſchöpferiſch Umarmten, noch rohen Stein ihrer noch jungfräulich unentwickelten Seele mit der Göttermacht ſeiner Liebe bildend formte, unter deſſen ſchöpferiſcher Umarmung der kalte Marmor allmählig zu erweichen, zu erwarmen begann, deſſen Prometheuskuß ihm Alles, ihm Seele, Leben und wohllautende Stimme gab! Da wähnt ſie ſich voreilig ſchon auf's Neue wieder vom befruchtenden, beſeelenden Lenzhauch ſeiner Liebe, träumt ſie ſchon auf's Neue wieder ſeine weckende Stimme zu hören! Doch wehe! Nur einen ſonnigen Augenblick dauert der beſeeligende Wahn! Dann erkennt ſie den fremden Geliebten und daß ihr in ihm doch nun und nimmermehr ein auch nur im Entfernteſten genügender Erſatz geboten werden könne für den ihr hienieden unwiederbringlich hinweggeſchwundenen Terpander, den Liebling ihrer Seele! Und fortan iſt ihre ganze Seele nur das ſchmerzlichſüße, wehmuthfreudige Gemiſch zweier geiſtig wohlverwandter, in ihren Herzen ſich vermählender Empfindungen der Trauer und des Schmerzes über den ihr hienieden unwiederbringlich und für immer Verlornen und der unauslöſchlichen Liebe zu ihm wie der Sehnſucht nach ihm und zum entſprechenden, rührendſten Ausdruck und melodiſchen Echo dieſer beiden Grundgefühle ihrer (und überhaupt jeder) Menſchenſeele, die gleich zweien mächtigen Meereswogen den Boden ihres Herzens zerreißen, doch zugleich befruchten, (auch der Schmerz befruchtet, während er als eherne Pflugſchaar des Schickſals tiefe Furchen durch's Herz zieht!) iſt ihr eben im Flötenton die Stimme verliehen! — Dieſes ſüßmelancholiſche, träumeriſche „De profundis“ iſt ja doch nur die melodiſche Klage der ach! nur zu einem Leben des Schmerzes, der Trauer, der Sehnſucht wieder erweckten holden Schläferin nach ihrer geſtorbenen Liebe, d. h. ihrem todten Frühling, die, wie eine Stimme aus einem öden Park, gleich einem Echo aus einem Grabe, aus ihrem Herzen tönt, das fortan ja nur ein Olymp mit todten Göttern iſt! Alſo ward die Flöte geſchaffen, dieſes ſprechende Bild des Herzens, das über das ihm geſtorbene und ihm für das Erdenleben unwiederbringlich verlorne und unwiederbringliche Schöne und damit über ſeine geſtorbene Jugend und entgötterte Wallhalla, gleich einer Nachtigall nach ihrem geſtorbenen Frühling, unaufhörlich trauert und dieſe ihre Liebe, Trauer, Sehnſucht melodiſch ausklagt, richtiger vielmehr austönt, träumeriſch und in Wonne des Schmerzes und der Sehnſucht ſchwelgend, unter melodiſchen Klagen, die man „Die Wonne der Thränen“ nennen möchte, auf das unendliche Meer der Zukunft hinausſchaut, wie dereinſt Iphigenie am Tauriſchen Geſtade, ſich nach dem ſo lange heimathfernen (d. h. ſonnenfernen) ſchönen Hellas und heimiſchen Myzene hinüberträumend, und auf das Meer fernhin ausſchauend! Iſt doch die Flöte damit ſo rechteigentlich das ſprechende Bild des Herzens mit ſeiner unſterblichen Liebe zum Ewigen und ſeiner hienieden ewig unerfüllbaren und unerfüllten Sehnſucht darnach! Von Liebe, Trauer, Sehnſucht nach ihm fühlt es ſich als von den von ihm hienieden untrennbaren Grund- und Urgefühlen durchwühlt, doch zugleich himmliſch und unvergänglich befruchtet!

Feuilleton.

Die Ouverture zur weißen Dame. In einem Nachruf, den Jules Lecamte dem kürzlich verſtorbenen Compoſiteur Adolf Adam widmete, erzählt er folgende Anekdote über die Ouverture zur „weißen Dame", die wenig gekannt ſein dürfte: A. Adam war mit Theodore Labarre Boieldieu's Schüler in der Compoſitionslehre. Man ſtudirte an der Pariſer Oper eben Boieldieu's „Weiße Dame" ein. Von der Zeit gedrängt, hatte der Maeſtro die letzten Tage herankommen laſſen, ohne die Ouverture fertig zu machen. Ermüdet, erſchöpft, fühlt er ſich außer Stande, ſie zu ſchreiben und am nächſten Tage ſollte die Probe ſtattfinden. Die Copiſten warteten, das Orcheſter desgleichen... was beginnen? Da ladet Boieldieu ſeine beiden Schüler Adam und Labarre zu ſich zu Tiſche. Nach dem Eſſen und nachdem man eine tüchtige Menge Kaffee getrunken, ſetzt ſich Boieldieu an's Piano und ſpielt ihnen die vorzüglichſten Stücke aus ſeiner neuen Oper. Die Schüler ſind entzückt, begeiſtert. — Hört! rief Boieldieu plötzlich, „machen wir alle drei zuſammen die verwünſchte Ouverture!" Die Schüler getrauten ſich nichts zu erwiedern. — „Auf! ſetzt Euch!" fuhr der Maeſtro fort. „Du, Labarre ſchreibſt den Anfang des Allegro nach einer jener ſchattiſchen Arien, die Du mir verſchafft haſt ... ich mache das Andante, und Du Adolfadam (ſo pflegte er ihn mit einem einzigen Namen zu nennen) Du machſt Dir mit der Cabaletta zu ſchaffen." Geſagt, gethan. Adam entlehnte ſein Motiv dem Gefangstrio und dem Cresceuda. Ehe die Nacht um war, war Alles fertig. Die Ouverture wurde aufgeführt und zwar mit einem ſolchen Erfolge, daß Boieldieu, der kein Vertrauen zu dem improviſirten Werke gehabt und es nur als Proviſorium betrachtet hatte, auf die beabſichtigte Umarbeitung verzichtete und die Ouverture ſo ſtehen ließ, wie ſie war. Und noch heute findet ſie Beifall, ohne daß man ahnt, hier eine dreigetheilte Arbeit vor ſich zu haben.

Der „Perſan" — Modewaaren-Magazin in Paris, bemerkt die „Revue des Mandes," bewirkte zuerſt die großartige Entwickelung des Handels mit orientaliſchen Shawls. Vormals war der Cachemire-Shawl, ſo zu ſagen, das Privilegium einzelner Perſanen. Die erſten indiſchen Shawls wurden der Pariſer Induſtrie durch die Sendung bekannt, welche der General en chef der ägyptiſchen Armee nach Frankreich abgehen ließ. Die Senſation war außerordentlich. Die Feinheit und Weichheit des Staffes, die Harmonie der Farben, die Reichheit und Fremdartigkeit der Muſter, erregten eine Bewunderung, welche die Zeit noch nicht erſchöpft hat. Der Director des Magazins des „Perſan" ſah auf den erſten Blick, welchen Vortheil der treffliche Artikel dem Handel Frankreichs und namentlich der Stadt Paris bringen würde. Er reiſte ſelbſt nach Indien und ſtellte an den Orten, wo die reichſten Shawls fabricirt werden, Agenturen an, welche die ſchönſten davon zuſammenlaufen und dem „Perſan" nach Paris ſenden mußten. Daher ſchreibt ſich die große Berühmtheit dieſes Etabliſſements, welches keine hohe Dame, keine Fürſtin unbeſucht läßt.

Ein ſchöner Zug des Herzens. Als vergangene Woche zu Leipzig im Garten der Lange'ſchen Brauerei zum Beſten der Abgebrannten in Schöneck und Langenfeld ein Concert veranſtaltet wurde, welches die Summe von 385 Thaler einbrachte, erſchien an der Kaſſe ein Ehepaar aus der alten Zeit, beide ſchon hochbejahrt, dürftig aber reinlich gekleidet. Etwas ſchüchtern legten ſie zwei Groſchen auf den Teller, man bauete für die Spende und wollte ihnen das Concert-Programm überreichen. Nein! riefen ſie lächelnd und das Pragramm abwehrend, wir ſind arme einfache Leute und gehören nicht in ſo hanette Geſellſchaft, wir wollten aber auch gern Etwas nach Kräften beitragen. — Mit dieſen Worten lüftete der Greis ſein Hütchen, daß das weiße Haar im Winde flatterte, das alte Mütterchen machte ein Knixchen und Arm in Arm trippelten ſie wieder von dannen. — Die Scene war ſo rührender Art, daß Einem von den Caſſirern unwillkürlich eine Thräne in's Auge trat.

Ein Mormonen-Apoſtel, der, wie das „Thuner-Blatt ſchreibt, ſein Weſen in Sigriswyl treibt, ermahnt ſeine Schweſtern, zum reichlichen Trinken von rothem Wein, weil ſich falcher ſogar im Reiche Gottes als das beſte Erhaltungsmittel roſiger Wangen bewähre. — Damit es nun nicht heiße: „Louiſe, Du biſt blaß," wird von den frommen Schweſtern ſo manches Schlückchen gemacht und daß dieſer Heilige gleich dem Bruder Tuck im „Templer und Jüdin" auch gern „Beſcheid" thut, verſteht ſich von ſelbſt, damit er nicht dereinſt unter den Seligen als gar zu blaſſer Jüngling herumwandele.

„Phylax, der ſo manche Nacht, Haus und Hof getreu bewacht," hat in der Perſon eines ſchwarzen Pudels einen Nebenbuhler erhalten, der jetzt durch die Spalten der Journale läuft, was eigentlich weniger auffällt, da in Journalen und Zeitungen ſo mancher Pudel vorkommt. Um aber auf beſagten Pudel zu kommen, ſo iſt dieſer als etwas Nichtdageweſenes zu betrachten. Das Capitaliſten mitunter ein Hundeleben führen, dies kommt vor, aber ein Hund als Capitaliſt, ein Hund, der ſich im wahren Sinne des Wortes Geld geſammelt, das macht die Nachbarn ſtutzig. Des Pudels Kern iſt folgender. Der Beſitzer des Volksgartens zu Breslau beſaß einen ſchwarzen Pudel, der darauf abgerichtet war, alle landesüblichen Geldſarten ſeinem Herrn zu bringen, welche die Beſucher des Gartens im Sand verloren hatten. Cartouche aber Caro, wie dies geſcheidte Vieh hieß, war nun eine Spürnaſe comme il faut. Jeden Silbergroſchen in des Waldes düſtern Gründen, in dem Sande tief verſteckt, wußte er aufzufinden. Kurz, der Pudel kam

ſo in die Wolle, daß ſein Herr ihm eine Sparbüchſe anſchaffte und von dem Gelde ein Viertel-Loos der Lotterie nehmen konnte. Cartouche wollte zwar Nichts davon wiſſen, der Wirth aber rief: „Knurre nicht Pudel, laß das Heulen!“ und das war gut! denn der Hund, der bisher immer auf Sand gebaut, ſpielte mit Glück. Wenn viele Menſchen in der letzten Ziehung ſitzen blieben, der Pudel kam ſtets heraus, er hatte viehiſches Glück und ſetzte in der Sparbüchſe von dem gewonnenen Geld ein Häufchen nach dem andern nieder. Geld macht übermüthig! ſo auch hier. Der Pudel, jetzt ein capitales Vieh, wurde großſchnäuzig, trat nicht ſelten auf die Hinterbeine und ſchon ertönte manchmal von den Gäſten die Rede: „Bauer bind' den Pudel an, daß er mich nicht beißen kann!“ Aber Alles hat ſeine Zeit. Der Pudel ſtarb, ging ein zu ſeinen Vätern mit einer Hinterlaſſenſchaft von 106 Thalern 6 Silbergroſchen. Da der Pudel keine natürlichen Erben hat, auch ſonſt keinen Bär angebunden, ſo fiel ſein Vermögen natürlich ſeinem Herrn zu, der bereits einen zweiten ſchwarzen Pudel abgerichtet hat, der das Geſchäft ganz im Sinn ſeines Vorgängers unter der beſtehenden Firma fortführen wird.

Zur Unterſuchung des Meergrundes hat in jüngſter Zeit zu Weymuth ein Herr Thompſon die Photographie verwendet. Die Camera wurde in einem waſſerdichten Kaſten eingeſchloſſen, deſſen eine Seite von einer ſtarken Tafel aus Spiegelglas gebildet iſt. Nachdem Herr Thompſon den Focus für eine Entfernung von etwa 30 Fuß gerichtet, verſenkte er ſeinen mit der gewöhnlichen Collodiumplatte verſehenen Apparat an einer drei Faden tiefen Stelle in der Bai von Weymuth, hob, als derſelbe auf dem Grunde angelangt war, den Schieber des Kaſtens mittelſt einer Schnur in die Höhe und ſetzte die Platte dem durchſchimmernden Lichte ungefähr zehn Minuten aus. Nach Ablauf dieſer Zeit wurde der Apparat hinaufgezogen und das Bild in der gewöhnlichen Weiſe entwickelt. Es gab eine getreue Copie der auf dem Meeresgrunde lagernden Seepflanzen und Felsſtücken. Man kann ſich durch dieſes Mittel künftig ohne große Koſten Gewißheit über den Zuſtand unterſeeiſcher Bauten verſchaffen.

Eine Biene als Arzt. Wiener Blätter erzählen: ein Bienenvater zu Marktſteft, welcher an Taubheit litt, wurde am Augenlid unweit der Schläfe von einer Biene geſtochen. Zur Linderung des Schmerzes legte der Mann Erde und Waſſer auf und verfiel dann in einen tiefen Schlaf. Als er erwachte ſchlug die Thurmuhr, er horchte verwundert auf und zählte die Schläge. Er täuſchte ſich nicht, die Uhr ſchlug und der Bienenſtich hatte ihm ſein Gehör wiedergegeben, das er vor zwei Jahren nach einer Erkältung verloren hatte.

Der Louvre Ludwigs XIV. bildet ein Viereck von 200 Mètres auf jeder Seite und 40,000 Mètres Oberfläche. Der Louvre Napoleons III. hat 90,000 Mètres. Die neue rue Rivoli von der Kirche St. Paul bis zum Concordienplatz iſt 3165 Mètres lang.

Die Geſammtlänge der Bücherſchränke in der Bibliothek des britiſchen Muſeums, welche gegen 260,000 Bände faſſen, beträgt über 42,000 Schuhe oder gegen acht engliſche Meilen.

Einen außerordentlich ſchönen Kolibri hat Jannſon in den faſt ganz unbekannten Urwäldern von Ecuador gefunden und ſolchen zu Ehren der Franzoſen „Eugenia Kolibri oder vielmehr Eugenia Imperatrix genannt.

Der californiſche Geyſer. An der Oſtſeite der Sierra Nevada-Gebirge, fünf Meilen von Carſore Valley, liegt der Waſcho-See. Nahe dem Fluſſe, welcher den Ausfluß dieſes Sees bildet, liegt einer der merkwürdigſten natürlichen Springbrunnen. Das Waſſer, welches derſelbe ausſtößt, iſt heiß und ſteigt ſtoßweiſe oft bis zur Höhe von 20 Fuß über die Oberfläche empor. Die Waſſerſtrahlen folgen ſich in der Regel in Intervallen von fünf zu fünf Minuten, der in den Boden zurückſinkende Strahl iſt von einem grollenden Geräuſch begleitet. Die Oeffnung, welche den Strahl ausſtößt, iſt beinahe einen Fuß im Durchmeſſer, und das ſie umgebende Erdreich iſt ſteinhart. Die Wärme des Waſſers beträgt 200 bis 208 Grad Fahrenheit, erreicht alſo nahe den Siedgrad, der 212 Grade beträgt. (San Francisco-Journal.)

Apharismen. Ein Humoriſt muß in jeder Sache die Gemüths-Seite, die Nacht- und Schmerzensſeite an's Licht kehren, und neben der vernichtenden Ironie hat der Humor auch die Miſſion, Balſam zu träufeln in jede wunde Lebensſtelle, ſelbſt wenn dieſe von Rechtswegen ein menſchliches Weſen betroffen hat.

*** Jean Paul ſagt: „Man ſoll ſo viel als möglich ſchreiben.“ Der jugendliche Geiſt ſoll ſeine Schöpferkraft im thätigſten Dichten und Schaffen bewähren. Die Floskel iſt gut geſchrieben, aber ſchwer und im praktiſchen Leben nicht anwendbar. So wie man nicht alle Tage Geiſt und Herz hat, wie Voltaire treffend bemerkt, ſo hat man auch nicht alle Tage Anlage zum Dichten. Es giebt Momente in unſerem Leben, wo uns der würfelnde Zufall der Umſtände zum Poeten macht, und ſelbſt den kälteſten Proſaiſten, den Alltagsmenſchen. Darum iſt der Dichter kein geborener, von Kindheit an Talent, ſondern es ſchafft ihn die glückliche Begeiſterung über irgend etwas Erhabenes oder Schönes zum Dichter. Der Enthuſiasmus allein iſt die Schöpferkraft, wenn er productiv wird; der Enthuſiasmus iſt der Weiheknß der Muſe. Je empfänglicher ein Gemüth aber für Eindrücke und Aufregungen iſt, deſto ſtärker wird ſein Enthuſiasmus, der Affekt ſein, der ihn zum Dichter macht. Wenn Jemand einwendet, daß das Gemüth der Frauen am empfänglichſten ſei, gleichſam eine Aeolsharfe, die ſchon ein leiſer

Digitized by Google

Windhauch bewegt und darum zum Dichten geſchaffen, ſo entgegne ich, daß ihr Enthuſiasmus leicht erregſam, aber keineswegs produktiv, wie überhaupt das Weſen des Weibes in Receptivität liegt. Lyrik iſt darum die Poeſie der Jugend, denn Lyrik iſt der Poeſie reinſte Form, und die Poeſie der Liebe und des Traumes. Aber gerade die Jugend iſt das goldene Alter auch, in welcher Liebe und Traumleben den tiefſten Eindruck auf das friſche warmfühlende Herz üben. Das Drama iſt die Poeſie des Mannes, das Epos die Poeſie des philoſophirenden, des weitumfaſſenden Geiſtes, denn des Mannes Sinn entzückt die Handlung, der Character, der in Thaten auftritt, den hohen Geiſt aber die Wege der Vorſehung, des Zufalls Wechſelſpiel, des Lebens Metamorphoſe zur immerwährenden Entwickelung. Aber auch in ſolchen Momenten, wo uns der Affect übermannt, unſer Herz übervoll iſt, iſt unſer Gedanke wortarm und ungeſchickt. Unſer Gedicht iſt ja nur das Echo, was der Enthuſiasmus in unſerem Geiſt weckt. Darum wird die Abprallung deſſelben in die vielen Seiten des Geiſtes erſt nach und nach zum Echo wach. Aber auch in cyniſchen Stunden, wo uns unſer Bachustheil Magen, unſer Teufelskleid Leib erinnert, daß wir Menſchen ſind, ſind wir des Dichtens unfähig, weil unſer Geiſt zu ſchlaff zum Enthuſiasmus iſt.

Curiosa. Wie die Chronik der freien Reichs- und Hanſeſtadt Hamburg beſagt, ſo wurde daſelbſt im Jahre 1646 ein junger Burſche von vierzehn Jahren öffentlich mit dem Schwerte hingerichtet, weil er einen Hamburger Rathsherrn — zwei Fenſterſcheiben eingeworfen hatte. Dies war noch eine alte gute Zeit für die Rathsherren und ihre Unverletzlichkeit. Der Zeitenſtrom aber hat — dem Himmel ſei Dank — derartige ſchauderhafte Mißbräuche hinweggefluthet.

*** In einer kleinen preußiſchen Provinzialſtadt iſt im Setzerſaal einer Buchdruckerei das Portrait des Königs von Preußen nebſt ſeiner Gemahlin angebracht, worunter ſich folgendes Verslein befindet:

Für den Preußen ſind im A — B — C
Die ſchönſten Buchſtaben F. W. und E.

*** Ein reiſender vornehmer Engländer, der neulich zu Leipzig im Hôtel zur „Stadt Rom“ abgeſtiegen war, ſuchte allen Ernſtes auf der Landkarte im Norden Deutſchlands die Stadt Weſer. Endlich klärte ſich der Irrthum auf, er hatte oft von der Weſer-Zeitung ſprechen hören und meinte nun darunter eine Stadt.

*** Zeit bringt Roſen. Ja, aber Wehe dem Manne, dem ſie eine wilde Roſe, eine Flatterroſe, eine Klatſchroſe bringt. Die meiſten Frauenzimmer ſind Centifolien oder hundertblätterige Roſen. Ihr glaubt es nicht?

Da dürft Ihr nur, daß Zweifel Euch
Hinfort nicht länger quälen:
Auf ihren Kleidern die Volants
Und — Unterröcke zählen.

*** Ein junger Mann litt an heftigen Zahnſchmerzen und kein Arzt konnte ihn davon befreien. Da ging er zu einem homöopathiſchen Zahnarzt, dieſer ließ ihn in ein Fläſchchen riechen und — dies konnte ihn auch nicht befreien. Darüber wüthend, fragte er den Homöopathen, was er ſchuldig ſei. — Einen Thaler! war die Antwort. Der Zahnſchmerzler dachte hier nun: Gleiches mit Gleichem. Er zieht ſein Portemannaie, holt einen Caſſenſchein heraus und — hier — riechen Sie daran! hält er ſolchen dem Arzt unter die Naſe, ſteckt ihn wieder ein und — ſagt Adieu!

Moden-Bericht aus Paris.

Allen Prophezeihungen des hundertjährigen Kalenders, der uns ſchon ſeit Wochen ſchöne, warme Witterung verheißt, zum Trotze, behalten wir die kolte rauhe Temperatur. Die Noturenthuſiaſten ſchreien „Ach und Weh,“ denn die Wonnen des hochgeprieſenen Monats Mai ſind beinahe ſpurlos an uns vorübergegangen und wir haben bereits ſeit acht Wochen Aprilwetter. Wer aber vermöchte zu ſchwärmen, zu jubeln, in poetiſche Stimmung ſich zu verſetzen, angethan mit Paletot und Galoſchen, den unvermeidlichen Regenſchirm in der Hand.

Unſerer Pflicht eingedenk, verſäumten wir indeſſen keine Gelegenheit, die Erzeugniſſe der Mode in Augenſchein zu nehmen. Unſere heutigen Erfahrungen ſammelten wir im Holz von Boulogne, im Circus der Elyſäiſchen Felder und in den Tuilerien, dem Sammelplatz der lieblichen Kinder, die in den reizendſten Anzügen, begleitet von ihren ſaſhionalen Müttern, dort in der freien Luft ſich tummeln.

Unter den anmuthigen Promenadentoiletten bemerken wir als vorzugsweiſe anſprechend folgende:

Ein Kleid von violettem Taffet mit zwei Röcken. Beide Röcke waren garnirt mit einer doppelten Rüſche von Taffet, 4 bis 5 Centimeters breit und durch einen ebenſo breiten Zwiſchenraum von einander getrennt. Die Aermel, welche Volants hatten, waren ebenſo wie die Taille mit denſelben Rüſchen beſetzt. Eine Mantille von violettem Taffet, geſchmückt mit breiten ſchwarzen Spitzenvolants, deren eines am Halsausſchnitt begann, während das zweite den Saum der Mantille umgab, vervollſtändigte den geſchmackvollen Anzug. Den Kopf der Spitzen-

Digitized by Google

volants zierten Taffetrüschen. Den lieblichsten Schmuck dieser Toilette aber bildete ein Hut von Reisstroh, reich garnirt mit Blonden und Rhododendron.

Eine zweite Toilette bestand aus einem Kleide von grünem Taffet, welches drei Volants in verschiedenen Nüancen hatte. Jedes der Volants war garnirt mit einer gleich nüancirten Rüsche. Schwarze, breit ausgezackte Spitzenvolants bedeckten die unteren, von grünem Taffet. Ein reizendes Mantelet, la Faldetta, welches wir schon in einer der vorangegangenen Nummern beschrieben, in grünem Sammet und schwarzen Spitzen, bedeckte Taille und Aermel, die dem Rocke entsprechend besetzt waren. Der Hut von italienischem Stroh war geschmückt mit Büscheln von Gras, die sich oben auf dem Schirme graciös vereinigten und dann nach unten zu leicht auf das Bavolet fielen.

Eine sehr anmuthige junge Frau trug ein [illegible] von blauem schattirtem Taffet, dessen verschiedenste Nüancen sich im glücklichsten Geschmack zu einem sehr harmonischen Ganzen vereinigten. Drei Volants [illegible]ten den Rock, hatten jedoch keinen weiteren Schmuck, da sie mit einem einfachen Saum endigten. Ein weißer Cachemireshawl mit reichem Dessein umhüllte die graciöse Gestalt, während ein weißer Crepphut, geschmückt mit Blonden und Marabouts, das [illegible]sicht einrahmte.

Für liebliche Taschentüchern schenkt man so eben eine ganz besondere Aufmerksamkeit. Frankreich ist das Land der sonderbarsten Taschentücher, ebenso wie es das der Fächer ist, und wer Talent hat könnte beides so graciös und zugleich so geschickt zu handhaben, wie eine Französin. Die beliebtesten Taschentücher haben festonirte Säume, an welche sich eine Valenciennner Spitze anschließt. Andere, kostbarere sind zwar nur einfach mit klarem Saum begrenzt, dafür aber desto reicher in den Ecken gestickt. Die Namenszüge sticht man meistens à jour. Diese letzteren Tücher nennt man Amazonenmouchoirs.

Angesichts so vieler reizender Toiletten, können wir nicht umhin, unsere Leseeinnen zu benachrichtigen, daß die Orakel der Mode uns für nächstes Jahr gewaltige Revolutionen prophezeihen. Man erzählt sich geheimnißvoll von „engen Röcken, langen Mänteln, großen Hüten". So würden wir vielleicht mit einem Schlage um 20 — 30 Jahre zurückgerückt.

Erfreuen wir uns indessen heute noch der bestehenden Mode und erwarten wir mit Ergebung die Dinge, die da kommen werden.

Was die Kinderanzüge anbetrifft, so dominiren die englischen Moden gänzlich, worüber man sich nicht wundern kann, wenn man bedenkt, wie sehr sie die Gesundheit kräftigen und zugleich den ungenirten, freien Bewegungen der Kinder günstig sind.

Die kleinen Knaben tragen außerdem Blousen, reich mit Sammet garnirt, Schweizeranzüge mit Tragebändern, die von geknöpften Querbändern gehalten werden. Paletotwesten, auf den Hüften abgerundet. Dazu Batisthemden mit gestickten Aermeln und Mousquetairkragen und Filzhütchen à la Louis XIII.

Für kleine Mädchen macht man viele Volantkleider, andere mit Schürzenbesatz, garnirt mit Stickereien. Der eckige Ausschnitt ist der beliebteste, da er Kindern wohl am besten steht. Pamelahütchen wechseln mit Schweizerformen. Sehr gern jedoch werden jetzt die Capelines gekauft, eine Tracht der Bänerinnen in der Normandie. Man garnirt dieselben schräg über den Kopf mit Sammetband, welches nach vorn zu Spitzen bildet. An beiden Seiten endet die Garnitur in Schleifen mit Enden. Das Gesichtchen rahmen Rosetten von Band, oder desgleichen von Tüll, gemischt mit schmalem Bande ein.

Erklärung der beiliegenden Schnitt- und Muster-Tafel.

Nr. 1. Modell eines elegenten Haus- oder Morgenüberrockes, von glattem Taffet, Bast, Nanking, auch von leichten Stoffen, wie nordischen Barége o. dgl. anzufertigen. Wird je nach der Wahl des Stoffes mit durchsteppten Aufschlägen, breiten Säumen, Borten, Sammet- oder Seiden-Einfassung, vorn an der Taille und an den Aermeln mit Taffetschleifen verziert.

Nr. 2. 0——0——0 Vordertheil des Ueberrockes. Unten wird dasselbe mit dem Rock im Ganzen geschnitten, und bezeichnen feine Striche — — — — — die Stelle, wo der Rock beginnt und in Falten gelegt wird. Oben an der Achsel ist es ebenfalls bemerkt bis wohin die Falten gehen müssen; das Seitentheil hängt mit dem Vordertheil zusammen, doch muß ersteres ganz glatt anliegen und bezeichnen feine Striche — — — — die Stelle wo es auf das Unterfutter festgenäht wird. Eine kleine feste Vorder-Untertaille, die unter Nr. 3 folgt, wird unter dem Arm mit dem Vorder- und Rücken-Seitentheil zusammengenäht, und müssen die Buchstaben A. B. C. D. E. des Vordertheils, mit denen dieser Unter-Taille genau auf derselben Stelle zusammentreffen; ersteres in Falten herabfallend, letzteres ganz glatt.

Nr. 3. 00——00——00 Untertaille zum Vordertheil des Ueberrockes. Es wird von starkem Futter, vorn zum Haken oder Schnüren gemacht, und ist wiederum auf die Buchstaben A. B. C. D. E. zu achten, die auf diejenigen des Vordertheils herantreffen müssen.

Nr. 4. 000——000——000 Rückentheil des Ueberrockes.

Nr. 5. 0000——0000——0000 Rücken-Seitentheil desselben.

Nr. 6. |——|——| Aermelmuster desselben.

Nr. 7. ||——||——|| Hälfte der Pelerine des Ueberrockes.

Nr. 8. Modell eines Sommermäntelchens für ein kleines Mädchen von 6 bis 8 Jahren, wird von dem Stoff des Kleides, von Nanking, Piqué, Nansouk oder dergl. angefertigt, rundherum mit Sammet- oder Seidenborten besetzt, oder in großen Bogen festonirt.

Digitized by Google

Nr. 9. ——— Hälfte des Musters zu dem Sommermäntelchen.

Nr. 10. Vordertheil des Ueberkragens Bäuerin. Die Mode verlangt in diesem Sommer so entschieden diese Ueberkragen zu ausgeschnittenen Kleidertaillen, daß wir heut wiederum einen Schnitt derselben und zwar einen der reizendsten, graziösesten geben. Er wird von brochirtem Mull oder Tüll angefertigt, auch von glatten Stoffen und mit einem Plein durchweg gestickt. Rundherum werden sie auslauguettirt oder mit Spitzen besetzt. Schwarz sind sie ebenfalls sehr hübsch, mit Puffen besetzt in die farbiges Band gezogen und mit Taffetschleifen garnirt.

Nr. 11. Rückentheil des Ueberkragens Bäuerin.

Nr. 12. +——+——+ Neueste Pariser Hut-Façon.

Nr. 13. Der Name Auguste gespalten hochzusticken.

Nr. 14. Martina englisch oder hochzusticken.

Nr. 15. Pauline englisch oder hochzusticken.

Nr. 16. L. H. Der Rand wird fein cordonirt, der Mittelpunkt der Blätter hoch, die Löcher englisch gestickt.

Nr. 17. Henriette mit Blätterverzierung; der Name wird ganz hochgestickt, oder die Ränder fein cordonirt und mit dem point de piqué gefüllt; die Blätter gespalten hochgestickt.

Nr. 18. A. P. theils zu festoniren, oder hoch, die Löcher englisch zu sticken.

Nr. 19. Friederike in englischer oder Hochstickerei.

Nr. 20. F. H. Der Rand ist fein zu cordoniren, das Mittelste hochzusticken; die Buchstaben auch in zwei Farben zu arbeiten.

Nr. 21. E. H. Der Rand wird fein festonirt oder cordonirt, das Innere mit dem Piqué-Stich gefüllt.

Nr. 22. L. v. M. Den Rand zu cordoniren, die Adern hochzusticken.

Nr. 23. Rosalie in englischer oder Hochstickerei.

Nr. 24. Alma; die Zacken zu festoniren oder hoch, die Löcher englisch zu sticken.

Nr. 25. Emmy; der Rand des E. wird cordonirt, der Mittelpunkt der Blätter, und diejenigen der kleinen Buchstaben hoch, die Löcher englisch gestickt.

Nr. 26. }
Nr. 27. } Emilie hochzusticken.

Nr. 28. S. L. Die Blätter einzeln und recht sauber hochzusticken.

Nr. 29. E. B. Die Linien werden einzeln fein oder breit cordonirt.

Nr. 30. E. v. M. Der Rand wird fein cordonirt, die Adern hochgestickt.

Nr. 31. A. R. Theils hochzusticken, theils fein zu cordoniren, die Punkte als Löcher.

Nr. 32. A. R. Die Linien einzeln fein zu cordoniren, die Blätter hoch, die Punkte als Löcher zu sticken.

Nr. 33. Louise in Blumenschrift wird hoch, die Punkte als Löcher gestickt.

Nr. 34. A. v. H. mit Krone; die Buchstaben theils englisch, theils hoch, auch ganz in letzterer Stickart, die Krone hiermit übereinstimmend zu sticken.

Nr. 35. H. B. einzeln fein, oder breit zu cordoniren.

Nr. [illegible] H. [illegible] mit Blätterverzierung wie Nr. 17 zu sticken. [illegible]

Erklärung des beiliegenden Modekupfers.

1. Besuchs-Toilette. Taffethut [illegible] mit Blonde und schwarzen Sammet-Bändchen garnirt; im [illegible] Innern Rosenbüschel. Taffetkleid mit schwarzen Gui[illegible] und schmalen Posamenterien verziert. Hoh[illegible] Leibchen mit langen Schößen, die bis zum er[illegible] bel des Rockes reichen. Mantille von Moiré [illegible] Fal- und schwarzem Tüll d'esprit mit Schmelz und [illegible] verziert.

2. Promenaden-Toilette. Taffetkleid mit schwa[illegible] Guipüre garnirt. Hohes Leibchen ohne Schöße, mit ein[illegible] Gürtel den vorne ein[illegible] Stahlschnalle schließt. Hierm[illegible] übereinstimmende Knöpfe zieren die Taille, die außerdem eine vorn und hinten schawlartig aufgesetzte Spitzengarnirung verschönert. Der sehr weite Aermel ist pagodenartig geschnitten, unten mit einer Spitze besetzt. Ein breiteres und ein schmales Falbel, beide breit gesäumt, zieren den Rock, den Anfang des ersteren bezeichnet eine breite Guipüre. Unterärmel von Tüllpuffen, am Handgelenk mit einem Mousquetaire Aufschlag aus Einsätzen und Spitzen geziert.

Die Abonnenten der ersten (Acht Thaler-) Ausgabe erhalten heute als Extra-Beilage:

Ein Herrenkupfer.

Die Zeitung für die elegante Welt erscheint wöchentlich und zwar in drei verschiedenen Ausgaben:

Erste Ausgabe mit allen Beilagen zu 8 Thalern jährlich. Enthält im Jahrgange 52 Damen- und 24 Herren-Modekupfer, Musik-Beilagen, Musterstafeln für weibliche Arbeiten und Moden, Schnitt-Tafeln für Herren, Potichinomanie-Bogen, Portraits, Genrebilder ꝛc.
Die zweite Ausgabe zu 5 Thalern jährlich bringt denselben Text und ausschließlich Damen-Modekupfer und Musterstafeln.
Die dritte Ausgabe zu ebenfalls 5 Thalern enthält nur Herren-Modekupfer, bringt aber ebenfalls 52 Lieferungen Text.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

Verlag von Otto Janke in Berlin. Verantwortlich: R. Wegener.

Druck von A. Bohn & Comp. in Berlin.

Digitized by Google

LE MONITEUR DE LA MODE

Toilettes et Confections de la Mme R. Lhopiteau *Robes de* Pauline Couter *Modes*
exandrine fleurs de S Perrot Petit et Cie *vraies Dentelles de* Cambray de Ferguson ainé *Ri*
ssementeries A Audoyer (à la Ville de Lyon) *Corsets de Mme* Hyppolite *fournisseur de S. M. L. Impé*
ichoir de Chapron *Parfums de* Legrand *fournisseur de S. M. L. Empereur et des cours étrangers*
Maison de Commission Lassalle et Cie

Digitized by Google

№ 24. Sechsundfünfzigster Jahrgang. 1856.

Zeitung für die elegante Welt.

Die Abonnements-Bedingungen finden sich am Schlusse des Blattes.

Redaction: **Th. Drobisch** in Leipzig

und

R. Wegener in Berlin.

Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen hierauf an.

Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich eine Lieferung von 1½ bis 2 Bogen Text, mit artistischen und technischen Beilagen, bestehend in Pariser Modekupfern, Muster- und Schnitt-Tafeln für Damengarderobe ꝛc. in sorgfältigster und reicher Auswahl.

Altona's achter Januar.

Historische Erzählung

von

Heinrich Smidt.

(Fortsetzung.)

III.

Wie die Böttticher über die Pelzer und die Pelzer über die Böttticher kamen.

Es war weit über die Mittagszeit hinaus, bevor Meister Reinsdorf nach Hause kam. Auch wollte ihm kein Bissen schmecken und so gut ihm sonst ein Trunk Eimbecker Bier mundete, heute streckte er keine Hand nach dem bis zum Rande gefüllten Henkelkruge aus. Manches Mal sah er seinen Sohn Matthias von der Seite an und ließ das Auge verstohlen auf ihm ruhen. Das schien den jungen Mann in Verlegenheit zu setzen. Er ward abwechselnd blaß und roth. Der Vater aber dachte in seinem Sinn:

„Der arme Junge. Er wird wohl wissen, welche Unbill ihm widerfahren ist und weiß nun seines Kummers keinen Rath. Aber ich will valle Rache nehmen für mich und für ihn. Das heuchlerische Pack soll zittern und beben."

Als nun nach beendigter Mahlzeit die Haushälterin sammt den Gesellen mit einem: „Wohl bekomme es dem Meister!" zur Stube hinausgingen und der Sohn dem Vater schweigend die Hand küßte, hielt dieser ihn zurück:

„Du hast mir etwas verbergen wollen, Sohn Matthes. Aber das schlage Dir aus dem Sinn. Ich weiß es."

„Ach, Gott! Vater!" rief der junge Mann erschrocken. „Was sagt Ihr?"

„Ruhig, mein Sohn. Es ist ein Schimpf für unser Haus. Ein schrecklicher Schimpf. Aber ich werde ihn nicht stillschweigend einstecken. Darauf kannst Du Dich verlassen."

Der Zorn wurde abermals Herr über die mühsam errungene Fassung des Meisters. Er stieß heftige Verwünschungen gegen den Gevatter Emanuel Wandrab und dessen Tochter Erdmuthe aus. Als Matthes dies Alles vernahm, wurde er noch verlegener als früher. Er verstand von dem, was der Vater sagte, nichts, und hatte bislang in der Furcht geschwebt, daß dieser einem Geheimniß auf die Spur gekommen, das er doch so sorglich in seinem Herzen aufbewahrt glaubte.

Endlich gelang es dem Meister, sich zu sammeln und

dem Sohne in abgerissenen Worten zu erzählen, was sich in dem Hause des Pelzermeisters zugetragen. Matthes hörte den Vater mit offenem Munde zu. Er schien gar nicht zu begreifen, was dieser ihm berichtete. Als ihm nach und nach Alles klar wurde, hob sich seine Brust höher. Fieberröthe überflog sein Gesicht. Er drückte den Alten stürmisch an sein Herz und eilte, ohne ein Wort zu sagen, davon.

„Der Junge thut sich ein Leid an!" rief Meister Reinsdarf, erschreckt dem Sohne nacheilend. Aber er besann sich und sprach, als wollte er sich beruhigen:

„Nein. Ich habe ihn zu einem ordentlichen Manne erzogen. Ein Mann aber weint nicht, wie ein Kind, sondern wenn es ihm an den Kragen geht, schlägt er tüchtig um sich und das will ich denn auch."

„So blieb der Meister ruhig zu Hause, bis daß der Nachmittags-Gottesdienst vorüber war; dann ging er auf die Herberge, nahm seinen gewahnten Platz ein und sagte zu den Nachbarn:

„Guten Abend beisammen und dem Pelzergewerk fall ein Donnerwetter auf den Kopf fahren, absonderlich aber dem Heuchler, dem falschen Freund und schlechten Bürger, Emanuel Wandrab."

„Was habt Ihr, Reinsdorf?" — Was giebt es mit den Pelzern? — Was hat der Emanuel Wandrab gethan?" fragten die Meister durcheinander. Meister Reinsdarf fuhr statt aller Antwort fort zu schelten und Verwünschungen auszustoßen. Da lief der Sohn des Herbergsvaters hinunter in die große Stube, wo die Gesellen ihren Platz hatten und sagte:

„Da ist eben Meister Reinsdorf gekommen und ist bitterböse auf die Pelzer. Warum, weiß ich nicht, aber er wünscht ihnen tausend Unglück, zusammt das böse Zeug auf den Hals. Es ist verwunderlam anzuhören und ich gehe wieder oben."

Schnell war er wieder die Treppe hinauf und lachte vergnügt in sich hinein. Er hatte große Freude am Lärmen und wußte wohl, daß die Gesellen ihm nachschleichen würden. Das geschah auch und auf dem Vorplatz, daran die Meisterstube lag, entstand bald ein dichtes Gedränge. Als die Gesellen hörten, daß Meister Reinsdarf immer lauter wurde, und die Andern sammt und sonders ihre Plätze verlassen hatten, wurden sie dreister. Erst überschritt einer von den Gesellen die verbotene Schwelle, darauf ein zweiter, bis endlich eine gute Zahl darinnen war und ein kecker Bursche, der bei dem Meister in Brod stand, über Alle hinaus rief:

„Wir haben es Euch heute schon bei Tische angesehen, daß Euch etwas Uebles begegnet sein muß. Ihr habt keinen Bissen gegessen und sogar das Gratias zu sprechen unterlassen, was noch niemals geschehen ist, seit ich bei Euch in Brod stehe. Hat Euch Jemand eine Unbill gethan, dem wir an den Kragen können, so sagt es nur und wir wallen ihm mit unseren Faßdauben den Rücken zerklopfen, bis er windelweich geworden ist. Aber sprechen müßt Ihr."

„Sprecht, Meister Reinsdarf! Sprecht!" brüllte der Haufen laut.

„Das will ich!" sagte dieser. „Ja, es giebt Einen, der mir ein gebranntes Herzeleid angethan hat. Mir und meinem Sohne. Aber davon ist nicht die Rede. Es ist mir geschehen und dem Matthes und wir Beiden sind Mann's genug, unsere Sache allein auszufechten. Ich spreche hier von meinem früheren Gevatter, dem Pelzermeister Emanuel Wandrab. Und nun hört aufmerksam zu. Ich will erzählen, was Alle angeht. Jener Mann ist ein schlechter Bürger, der es heimlich und offen mit den Altanaern hält und mit ihnen unter einer Decke spielt. Er kauft und läßt kaufen draußen bei den Bönhasen und verführt auch andere Christenmenschen, dasselbe zu thun, damit unsere Stadtkinder immer mehr in ihrer Hanthierung geschädigt werden und mit dem weißen Stock und mit dem leeren Brodsack zum Thor hinaus müssen, weil sie in Noth und Elend gerathen sind.

„Das thut der Pelzer?" riefen die Meister und schlugen verwundert die Hände zusammen. Der Geselle aber, der bei dem Meister in Brod stand, schrie dazwischen:

„Wohl thut er es! Sagt es doch der Meister Reinsdorf und der lügt nicht. Hollah, Gesellen! dem wollen wir zu Kopfe!"

„Das wollen wir! Das wollen wir!" rief es als Antwort und Meister Reinsdorf schwieg, denn er hatte, was er wollte, nämlich dem Gevatter dafür, daß er ihm einen solchen Tort angethan, einen heilsamen Schrecken eingejagt. Einige besonnene Meister, die aus Erfahrung wußten, daß man wohl den Anfang eines Uebels kenne, niemals aber dessen Ausgang, bevor es vorüber und nichts mehr zu ändern, ermahnten zur Ruhe und verwiesen es ihrem Mitmeister, daß er die Leute unvorsichtig, wenn nicht gar mit Bedacht, zum Tumultiren aufgereizt. Andere suchten die Gesellen zu besänftigen. Aber diese waren nicht zu halten, sondern stürmten auf die Straße und schickten einen von ihnen zu den Kleinböttichern, daß sie auch mitzögen, denn sie wollten einen lustigen Streich ausführen, und den Pelzern, die so säumig wären in ihrem Geschäfte, die Pelze ausklopfen, bis die Motten davon flögen und das letzte Stäubchen daraus verschwunden sei.

Während dessen saß der Pelzer Emanuel Wandrab in seinem Sorgenstuhl, bleich und todesmatt, den nagenden Kummer tief im Herzen und vor ihm auf den Knieen lag seine Tochter Erdmuthe und beichtete reumüthig.

Gehorſam dem Vater, der ſie ſchon als Kind dem Matthes Reinsdorf anverlobte, betrachtete ſie dieſen ſtets als ihren künftigen Herrn und blickte mit banger Furcht zu ihm auf, denn ſie konnte nie ein Herz zu ihm faſſen. Weil aber ſonſt ihr Gemüth ruhig und ihr Herz frei war, dachte ſie:

Was gräme ich mich? Es wird wohl Alles beſſer werden, als ich denke.

Da geſchah eines Tages, als ſie aus der Kirche kam, daß ein junger Mann ihr in den Weg trat und beſcheidentlich ſagte:

„Nehmen die Jungfer es nicht übel, aber Sie hat Ihr Tüchlein verloren und hier iſt es.“

Damit reichte er es ihr. Sie aber war ſo erſchrocken, daß ſie kein Wort erwidern konnte. Als ſie den jungen Mann indeſſen flüchtig angeſehen, wurde ihr verwunderſam zu Sinne und ſie fühlte im ſelbigen Augenblicke einen jähen Schmerz in der Bruſt. Am nächſten Sonntage auf dem Heimweg aus der Kirche, kam das Abenteuer ihr wieder in den Sinn und ſie machte ſich darüber ſo viele Gedanken, daß ſie kaum auf den Weg achtete, und vor Scheecken beinahe zu Boden geſunken wäre, als dieſelbe freundliche Stimme ſagte:

„Sei die Jungfer vorſichtig. Sie kann leicht in die Goſſe treten. Ich will Ihr hinüber helfen.“ Damit hatte er ihre Hand gefaßt und ehe ſie es ſich verſah, ſtand ſie mitten auf dem Damme. Der junge, fremde Mann ſah ihr ſo treu und ehrlich in die Augen, daß ihr erregtes Gemüth ſich einigermaßen beruhigte und ſie ſagte:

„Vielen Dank für Seine Mühe und vielen Dank auch für verwichenen Sonntag, da Er mir das Tüchlein wiederbrachte, das ich unachtſame Magd verloren hatte. Halte Er es mir zu Gute, daß ich Ihm damals nicht gleich dafür gedankt habe.“

„Darüber habe die Jungfer keine Angſt, das iſt gern geſchehen,“ ſagte der junge Mann und ließ Erdmuthe ſtehen, die raſch weiter ging, denn ſie fürchtete ſich, es könne von Jemandem geſehen werden, daß ſie mit einem fremden Manne auf der Straße verkehre. Bald aber fürchtete ſie ſich nicht mehr. Als noch etliche Sonntage der junge Mann ihr mit ſittigem Gruße entgegen getreten war, verſchwand der jähe Schmerz aus ihrer Bruſt und ein ſeliges Gefühl belebte das raſcher ſchlagende Herz. Sie hörte ihn an, gab ihm Antwort und dachte nicht daran, daß die Leute es ſehen und ſie in's Gerede bringen könnten. Sie erfuhr, daß der junge Mann ein Bürgersſohn aus Altona ſei, Arnold Becker geheißen und ſeines Gewerbes ein Goldſchmied. Der Vater, ein alter kränklicher Herr, wollte ihm das Geſchäft übergeben, das ſeinen Mann nähre und eine Hausfrau dazu, wenn er erſt eine ſolche gefunden. Erdmuthe hörte das Alles mit ſtillem Wohlbehagen. Es kam ihr nicht entfernt in den Sinn, daß ſie bereits eine verlobte Braut ſei und ſah nicht das geringſte Hindeerniß, von der Erbitterung, welche zwiſchen den Bürgern zu Hamburg und Altona herrſchte, war in ihr keine Spur und jetzt vollends gar nicht. Die leichte, luſtige Stadt mit ihren lachenden Häuſern und bunten Gärten gefiel ihr weit beſſer, als die engen Hamburger Straßen, die gewölbten Thore mit dem dumpfen Wiederhall und die düſtern Wälle, worauf nichts als uralte Bäume und bärtige Stadtſoldaten. Als ſie aber zu Hauſe anlangte, und den Matthes gewahrte, der bei ihrem Vater in der Stube ſaß, flog ſie wie ein verſchüchtertes Reh die Treppe hinauf in ihre Kammer und begann laut zu weinen, denn das ganze unendliche Weh, jetziges und künftiges, überkam ſie mit Blitzesſchnelle und ſie wußte, daß es nimmer enden würde. Von dem Geliebten konnte ſie nicht laſſen. Er beherrſchte ſie gänzlich, und ſie vermochte nicht, ihn fortzuſchicken, als er an jenem Sonntag Morgen in ihr väterliches Haus kam, um ihr zu ſagen, daß er Alles zu ihrer Aufnahme habe und bereit ſei, ſich mit ihr trauen zu laſſen, wenn ſie ihm folgen wolle in ſein väterliches Haus. Das hatte ſie aber verweigert und mit brechendem Herzen geſchworen, daß ſie das Haus des Vaters nie verlaſſen werde, außer mit ſeinem Willen.

Dies war das Geſtändniß, welches Erdmuthe dem Vater ablegte und darauf in ihrer demüthigen Stellung verharrte. Lange blieb es ſtill und man hörte deutlich das Zirpen des Heimchens unter der Thürſchwelle. Endlich hob der Vater das Haupt und ſagte:

„Du haſt eine große Sünde begangen, indem Du Dich einem Manne hingabſt mit Herz und Hand, während Du die verlobte Braut eines andern warſt. Dafür wird es nimmer Frieden in Dir werden und Dein Gewiſſen Dich quälen bis an's Ende. Das iſt eine harte Strafe, die der eifrige Gott über Dich verhängt, die ich nicht noch mehren will durch Buße, die ich Dir auferlege. Von mir hörſt Du kein Wort mehr. Aber mein kummerblaſſes Geſicht und die vor Gram gefurchte Stirn kann ich nicht vor Dir verbergen. So wollen wir denn gemeinſam das Kreuz tragen, das der Herr uns auferlegt und ſeiner züchtigenden Hand ſtille halten.“

Der Alte ſchwieg. Erdmuthe erhob ſich. Sie drückte den Vater an die Bruſt und netzte ſeine bleichen Wangen mit Thränen. Der Abend dämmerte ſtark herein. Es herrſchte tiefe Stille in dem ganzen Hauſe.

Plötzlich ward dieſe durch ein wüſtes Schreien unterbrochen. Anfangs achteten ſie nicht darauf. Bald aber nahm der Tumult überhand. Der Meiſter konnte ſein Ohr demſelben nicht mehr verſchließen. Er ging an's Fenſter, um zu ſehen, was es gäbe.

Da trat die bebende Magd mit lautem Schreien in die Stube:

„Um Gotteswillen, Meiſter. Es giebt Aufruhr in der Stadt und das Volk kommt in unſere Straße. Ich weiß nicht, was es vorſtellt, aber der Nachbar ſagt, ſie rufen Euern Namen.“

„Meinen Namen?“

„Gewiß. Der Conrad iſt der Einzige von den Geſellen, der zu Hauſe iſt. Der iſt auf die Straße gegangen und wird Beſcheid bringen.“

Conrad ſtürzte athemlos herein:

„Es gilt Euch, Meiſter! Es gilt Euch! Die Großböttcher haben ſich mit den Kleinböttchern zuſammen gethan. Meiſter Reinsdorf hat ſie gegen Euch aufgehetzt, indem er ſagte: Ihr hieltet es mit den Altonaern; Ihr wolltet unſere Stadt in Unehren bringen und die Gewerbe ſchädigen, wie Ihr nur könntet. Darum wollen ſie Euer Haus niederreißen, und Euch ſelbſt an den Hals. Das aber leiden wir nicht und ich habe ſchon den Lehrburſchen nach der Herberge geſchickt, damit wir ihnen die Wege weiſen.

Der Meiſter wollte darein reden, aber der Conrad war längſt wieder draußen und einige Steine flogen durch die klirrenden Scheiben in die Stube. Ein wüſtes Geſchrei erhob ſich und die tobende Menge ſtürzte in das Haus.

Da flog die Stubenthür auf und ein wüſter Geſell, ein ſchweres Bandmeſſer in der Hand, trat herein. Erdmuthe ſchrie laut auf. Der Geſell aber drehte ſich raſch herum und rief den anſtürmenden Geſährten entgegen:

„Hier ſind ſie nicht. Sie haben ſchon Wind gekriegt und hocken auf dem Boden. Da hinauf müſſen wir.“

Raſch beiſtimmend, ſtürmten die wilden Burſchen die Treppe hinauf und als der Letzte oben war, kehrte der Erſte in die Stube zurück und ſagte:

„Fürchtet Euch nicht. Ich bin der Goldſchmied Arnold Becker aus Altona, der Euch zur Flucht verhelfen will. Aber ſchnell.“

Alle drei eilten die Stiege hinab zum Keller und von dort in den Hof. Von hier aus führte, wie Arnold Becker erkundſchaftet, eine Thür in einen ſchmalen Gang, der in eine andere Straße mündete. Da hindurch wollten ſie. Als aber die Thür aufging, erhob ſich ſchallendes Gelächter, denn die Böttcher hatten Einige zur Bewachung dorthin geſtellt. Da faßte Arnold Becker Erdmuthe mit der Linken, mit der Rechten ergriff er die Waffe und theilte damit ſo ſchnelle und gewaltige Hiebe aus, daß die fünf oder ſechs Burſchen, die eines ſo plötzlichen Angriffs nicht gewärtig waren, ſich die blutigen Köpfe hielten und laut ſchimpfend davon eilten.

„Nun iſt reine Bahn!“ ſagte Arnold Becker luſtig, denn er wollte es ſich nicht merken laſſen, daß auch er einen tüchtigen Hieb davon getragen. „Wo iſt der Vater.“

Der vermochte nicht zu antworten. Von einem heftigen Schlage getroffen, war er zu Boden geſunken und ſeine Kopfwunde blutete ſtark.

„Ich trage ihn!“ ſagte Arnold Becker und lud den Alten auf ſeinen Rücken. „Folge mir, Erdmuthe, ſo ſchnell Du kannſt.“

Mit bange klopfendem Herzen durchſchritten ſie den Gang und entfernten ſich immer weiter von dem Hauſe, worin die wüſten Geſellen unbarmherzige Wirthſchaft trieben. Da blieb kein Fenſter ganz und durch dieſelben flog alles Geräth auf die Straße, nachdem ſie es vorher muthwillig zertrümmert, jede neue Heldenthat mit einem wiehernden Gelächter begleitend.

Da kamen von dem andern Ende der Straße die Pelzer daher. Und weil ihrer nicht Viele waren, hatten ſie auf der Herberge der mit ihnen befreundeten Schneider Anfrage gethan und eine große Zahl derſelben ſchloß ſich willig an. So gelangten ſie nun, ein ſtattliches Heer, auf den Kampfplatz und alsbald entſpann ſich eine Schlacht auf der Straße und in allen Theilen des ſpolirten Hauſes, wo nur ſoviel Raum war, daß zwei Menſchen neben einander ſtehen konnten, entſtand ein Balgen. Schon ſank mancher Mann blutend zu Boden und durch den wüſten Lärmen klang das Stöhnen der Verwundeten. Da erſcholl plötzlich lauter Trommelſchlag und unter dem Klange der Trompeten flogen die Dragoner auf ihren dunkelfarbigen Roſſen herbei, in weit flatternden Scharlachmänteln, den ſcharf geſpitzten Hut auf dem Kopfe und ſchweren Pallaſch in der Hand. Im gemeſſenen Takte rückten die Stadtſoldaten in den langen rothen Schooßröcken, die großen Dreimaſter in der Quere auf dem Kopfe balancirend, die Spontonträger vorauf, in geſchloſſenen Gliedern, mit gefälltem Bajonette an, und in kurzer Zeit war die wilde Meute auseinander geſprengt. Still ſenkte ſich die Nacht auf den noch eben von wilden, regelloſen Maſſen bedeckten Schauplatz herab und blickte kummervoll durch die öden Fenſterhöhlen eines Hauſes, aus welchem die Bewohner mit blutendem Herzen geſchieden.

IV.

Wie die Rolandsbürger und die Hummelbrüder einander Botſchaft ſenden.

Manche Tage hat es gegeben zu Altona auf der Hummel, daß die vom Wirthe heraufgeſchroteten Tonnen weit vor Abend leer gezapft wurden. Das waren heiße Tage und die Gäſte durſtig. Mußte deshalb neuer Vorrath herbeigeſchafft werden und die Gäſte begrüßten das neue Faß mit einem Hurrah für den vorſorgenden Wirth.

Solch ein Tag war auch heute und die Köpfe erhitzten sich allmählich, als plötzlich eine Stimme dazwischen fuhr:

„Scheere mich wenig um den schiefmäuligen Kerl da oben am Tisch. Wir sind auf unserm eigenen Boden und wenn sich so Einer unnütz macht, kann sein Hamburger Rückenleder mit Altonaer Hanfwichse geschmiert werden."

Andere fielen ihm bei: „Recht! Ist's nicht genug, daß das hochmüthige Volk uns ärgert, wenn wir zu ihm hinein kommen? Soll es uns auch noch in unserer eigenen Stadt auslachen? Was macht er überhaupt in unserer Schenke? Hinaus mit ihm!"

„Ja! Hinaus! Hinaus!"

„Recht, Nachbar! Mein Bruder sagt, die Hamburger trinken unser gutes Elmshörner Bier nur darum, damit wir Altonaer Durst leiden sollen. Scheert Euch doch nach Euerm Einbecker Hanse und laßt Euch soviel zapfen, als Ihr zahlen könnt."

„Hier ist kein Platz für Euch, Mann!" sagte ein Anderer." Darum geht, oder wir schicken Euch an Meister Thorwählen zum Gerben.

„Um Gott, Ihr Herren!" rief angstvoll der Hamburger, der zufällig hier her gerathen war. „Nehmt doch nur Vernunft an. Wie käme ich dazu, Jemanden Böses zu wünschen, oder gar zu thun? Seht mich doch nur an."

„Der Kerl ist so durchscheinend, wie die Hornplatten in meiner Stall-Laterne!" schrie ein robuster Fleischer. „Sollen wir ihn wamsen?"

„Nicht doch, Leute. Solcher Hans Mehlbrei ist unserer rechtschaffenen Prügel gar nicht werth. Schon bei'm dritten Schlage wäre er hin. Wollen ihn besser ärgern. Drei Stunden bleibt er auf derselben Stelle sitzen, ohne einen Tropfen zu trinken, aber immer mit der Hand in der Tasche, um unsere Zeche zu bezahlen. Gilt das?"

„Ja! Ja!" riefen die Hummelbrüder lustig." Das soll gelten!"

„Das ist eine schreiende Ungerechtigkeit," rief der Hamburger. „Wie dürft Ihr so gegen einen Mann handeln, der sich seine Paar Schillinge sauer verdienen muß?"

„Halts Maul, Kerl!" unterbrach ihn Einer im barschen Ton und flüsterte ihm zu:

„Ich helfe Dir durch!"

Dabei vollführte er solchen Lärmen, als ob er ganz allein in der Hummel wäre und suchte dabei den bedrängten Hamburger hinter den Tisch weg und in eine anstoßende Kammer zu bringen, deren niedriges Fenster auf den Hof hinaus ging.

Unterdessen ward es in der Trinkstube immer lebhafter und einer der Zecher warf einen Thaler auf den Tisch:

„Seht her, Leute, was ich hier habe und laßt den Kerl, den Hamburger, auch zusehen, damit er sich schwarz ärgere."

„Was habt Ihr denn da, Landsmann?"

Einen Gnadenthaler. Man sieht sie heut zu Tage kaum noch. Unser Schutzherr, der König, ließ sie vor Jahren schlagen, als er dem Herrn Kurfürsten von Brandenburg zu Liebe, die Hamburgische Belagerung aufhob. Ist ergötzlich anzuschauen, und läßt sich vieles dabei denken, wenn man sich Mühe giebt."

„Das glaube ich. Ihr seid auch'n Gestudirter. Wer weiß, welchen Schelm Ihr dabei im Nacken habt. Nun, gebt's Mal von Euch. Was während der Zeit für Euch darauf geht, mache ich wett."

„Sei es denn und habt wohl Acht. Hier seht Ihr drei Thüeme, aber nicht schlank und spitz, wie unser Städtwappen, sondern sie sind kurz und stumpf. 's Ist das Hamburger Wappen."

„Dabei sehe ich nichts Schimpfliches."

„Gut. Aber oberhalb des Wappens ist das Nesselblatt. Dies Nesselblatt ist nun das Wappen der Schauenburger Grafen, das Wahrzeichen der Herren zu Holstein. Dies bedeutet, daß Hamburg zu allen Zeiten von uns abhängig sein soll, es mag sich so trotzig und herrisch geberden, als es will. Und darüber steht die Inschrift „In gratiam receptí."

„Was heißt's?"

„Die Undankbaren sind zu Gnaden wieder angenommen."

„Ha! Ha! Ha! Das ist gut. Heda, Hamburger! Hörst Du es? Donnerwetter! Wo ist der Hamburger hingekommen?"

Dieser hatte unterdessen die Kammer glücklich erreicht und war durch das niedrige Fenster derselben auf das jenseitige Gebiet entwischt. Hier fand er drei oder vier Bekannte, denen er die Unbill mittheilte und diese beschlossen nun, Mehrere zu rufen, und für die Schmach, welche Einem von ihnen widerfahren, Rache zu nehmen."

Große Unzufriedenheit herrschte in der Hummel wegen des Entronnenen und der, welcher ihn aus Mitleid durchgelassen, lärmte am meisten. Nur allmählich beruhigte man sich, als der Gestudirte, der ein fingerfixer Winkelschreiber war, auf den Tisch klopfte und sagte:

„Wir sind noch nicht fertig mit unserem Thaler. Das war erst die eine Seite; seht nun zu, was die zweite bringt."

„Damit kehrte er den Thaler um, und sagte, auf die Fläche deutend:

„Seht hier eine Stadt. Sie liegt tief im Grunde und soll Hamburg bedeuten und darüber steht achtzehn Male der Buchstabe P."

„Achtzehn Male!“ rief einer erſchreckt. „Bedeutet's achtzehn Male Prügel?“

„Juckt Dir das Fell? Kannſt auch wohl keine Prügel nennen hören, ohne daß ſie Dir auf dem Rücken brennen? Ich will Euch ſagen, was ſie bedeuten? Aber gebt wohl Acht.“

Alle ſahen den Schreiber mit offnem Maule an und dieſer begann von dem Thaler langſam abzuleſen:

„Propter preces plurimum principum pacem petentium petulantibus poenam praecipitem pristinae pervicaciae paventibus pius pater patriae praesens protinus pepercit.“

„Das iſt ein alberner Schnickſchnack, ein dummes Wiſchiwaſchi, was kein ehrlicher Chriſtenmenſch verſteht; gebt es gleich auf gut Altonaiſch, oder laßt es ganz und gar bleiben.“

„Stockfiſch!“ brummte der Schreiber im ſtolzen Gefühl ſeiner Gelehrſamkeit vor ſich hin und fuhr fort zu ſprechen:

„Solche achtzehn mit dem Buchſtaben P beginnenden Worte beſagen: Auf unterſchieblicher Fürſten Fürbitte hat der fromme und gnädige Landesvater den Ungehorſamen, die geſchwinde Strafe, die ſie wegen ihrer alten Halsſtarrigkeit fürchteten, ſogleich nachgelaſſen.“

(Fortſetzung folgt.)

Der Fall von Babylon.

Ein Gedicht von **Adolf Böttger.**

(Leipzig, Verlag von F. Ludw. Herbig.)

Ehe dieſe Böttger'ſche Dichtung in unſere Hände gelangt, iſt ſie ſchon mannigfach beſprochen worden und vor Allem pflichten wir dem, leider zu früh geſchiedenen Dichter und Kritiker in der neuen Oderzeitung bei, welcher Adolf Böttger den „graeciſirenden“ Dichter der Gegenwart nennt. Das Gedicht, ſagt ferner die „Augsburger Allgemeine Zeitung,“ führt an großartigen Momenten und an glänzender Scenerie vorüber. Letztere iſt dem Dichter überwiegend gelungen. Schwungvoll und prächtig ſind die lyriſchen Parthien, beſonders in den jüdiſchen Geſängen“ u. ſ. w.

Wir laſſen hier für die Leſer unſeres Blattes einige Proben folgen.

Und Thirza ſelbſt! — O ſeht die dürftge Hütte
Im Viertel der Hebräer: morſche Wände,
Den Waſſerkrug — die ſchlichte Binſenſchütte, —
Doch gottvertrauende Herzen drin und Hände!
Des alten Vaters Stütze, webt die Tochter
Spät noch bei Nacht in dieſen düſtern Räumen,
Troſt gibt ihr nur der Balſam Unterjochter:
Die Freiheit, von Erlöſung noch zu träumen.

Thirza ſteht langſam auf vom niedern Seſſel,
Schon ſinken ihr die müden Augenlieder,
Die ſchöne Hand löſt ihrer Locken Feſſel,
Und leiſe ſingend lockert ſie das Mieder:

„Als Juda zog aus der Väter Land,
Gefangen, in drückenden Ketten,
Brach Roſen ſich manch' zitternde Hand,
Ein heilig Gedenken zu retten.“

„Die Sonne von Juda iſt verglüht,
Die Nacht hängt dunkel und ſchaurig;
Die Roſen, die freudig am Jordan geblüht,
Sie welken zu Babylon traurig!“ —

Im letzten Ton verhauchend ihren Kummer,
Sinkt auf das dürre Lager ſie ermattet, —
„Mein Irad!“ lispelt ſie und ſanfter Schlummer
Hält ihre tagesheiße Stirn umſchattet.

Auf ſeinem Knie liegt Simron noch, der Alte,
In Staub und Aſche, tiefgehüllt in Linnen,
Gefurcht das Antlitz von des Faſtens Falte —
Und zu Jehovah drängt ſich all ſein Sinnen:

„Gott meiner Väter, Du züchtigeſt ſchwer,
Doch ich preiſe Dich, Herr!
Ermanne zu Thaten Israels Heer!
In Knechtſchaft ſeufzt der Bedrängten Herz,
Das zornig Du ſchlugeſt mit Trübſal und Schmerz,
Doch ich preiſe Dich, Herr!
Dein ſpottet der Heiden ſündiger Chor,
Sein Weihrauch ſteigt zu den Götzen empor,
Uns aber zermalmt er wie dürres Rohr,
Doch ich preiſe Dich, Gott meiner Väter!“

Der Waffen dumpfes Schlachtgeklirr
Schweigt nach und nach,
Und das Geſchrei der Sterbenden
Stirbt allgemach;
Nur das Feuer loht noch in furchtbarem Rauſchen,
Ballt ſich zu Wolken, draus züngeln und lauſchen
Drangſal und Leiden.
An den Ufern des Euphrat, im Thale der Weiden.

Auf Trümmern eines Säulenkaufs
Vor Babels Stadt,
Das Haupt auf ſeine Hand geſtützt,
Hinfällig matt
Sitzt der greiſe Prophet in frommen Gedanken,
Sieht die Götzen ſtürzen, die Tempel wanken,
Sieht all das Leiden
An den Ufern des Euphrat, im Thale der Weiden.

Und Juda's Volk, um ihn geſchaart,
Ruft Heil und Glück,
Und blickt mit Schauder auf den Zorn
Des Herrn zurück:
Die Töchter doch ſchwingen grünwehende Palmen,
Jehovah's Geſalbtem erklingen die Pſalmen;
O Wonne nach Leiden
An den Ufern des Euphrat, im Thale der Weiden:

„Prophet der Freiheit,
Liebling Jehovah's!
Dein Tempel iſt Wahrheit,
Dein Pſalter iſt Liebe.

„Stimmen der Engel
Tönen dem Erdenrund:
Flüſtert Dein Sehermund
Goldene Worte.
Mit dem Wein der Begeiſtrung
Tränkſt Du die Herzen,
Mit dem Balſam des Troſtes
Stillſt Du die Schmerzen.

„Du litteſt Martern,
Zion zu retten,
Nun bringt Dir Juda
Kränze für Ketten!
In Trümmer ſank Babel
Die ſtolze darnieder,
Nun lachen die Roſen
Am Hebron uns wieder,
Von Libanons Cedern
Umloſt uns der Wind!
Kein Dränger bedrängt uns,
Und Zion umfängt uns
Wie die Mutter ein lange
Verlorenes Kind! —

Preis Dir Jehovah!"

Feuilleton.

Wer hat zuerſt eiſerne Schienen gelegt? Jedenfalls die Engländer, denn die Erfindung, Wagen auf der glatten Oberfläche von Holz oder Eiſen zu befördern, iſt nicht weniger als neu. Schon vor 200 Jahren beſchreibt der Engländer Roger North die „Way-leaves," das Straßen-Privilegium, durch welches die Anlage eines Schienenweges nach New-Caſtle erlaubt wurde. Es waren freilich nur erſt hölzerne Schienen und die Schrift darüber datirt vom Jahre 1676. Eiſenſchienen wurden in der Mitte des vorigen Jahrhunderts bei den Eiſenwerken in Shropſhire und Staffordſhire in ſo ausgedehntem Betriebe angelegt, daß die Beſitzer der Kohlengruben in Northumberland dabei großen Vortheil fanden. Die Eiſenſchienen ſelbſt nannte man „Rails" waren aber meiſt Rinnen (grooves) oder Geleiſe (ruts). Schon 1811 war in Südwales eine Strecke von 150 engliſchen Meilen vorhanden, nur wurde damals auf ſelbiger noch nicht die Dampfkraft angewandt, denn erſt 1813 erbaute Georg Stephenſon ſeine erſte Locomotive. Die Theoretiker und die ſogenannten klugen Leute lachten den unternehmenden Mann aus; ſie demonſtrirten, daß die glatten Räder der Maſchine unmöglich auf den eben ſo glatten Schienen haften könnten und ſomit die Fortbewegung des Dampfwagens außer aller Möglichkeit liege. Stephenſon aber dachte: Probiren geht über Studiren; und er hatte Recht. Lord Ravensworth gab das erforderliche Geld her, und die erſte Locomotive, die der Erbauer „My-lord" nannte, bewährte ſich. Aber noch 1825 ſtand in England in den angeſehenſten Blättern zu leſen: es ſei durchaus thöricht, von der Dampfkraft zu hoffen, daß der Reiſende vermittelſt derſelben zwölf, ſechzehn oder gar achtzehn engliſche Meilen im Laufe einer Stunde befördert werden könne; das ſei ein Unſinn, den luſtige Speculanten vorbrächten, um ſich in der Leute Gerede zu bringen. Stephenſon ließ ſich auch jetzt nicht irre machen, er ſchloß mit den Beſitzern der Eiſenbahn von Manchester nach Liverpool einen Vertrag, in welchem er ſich verpflichtete, mit ſeiner Maſchine zehn Meilen in einer Stunde zurückzulegen. Mehr durfte er gar nicht angeben, es hätte ihm ſonſt kein Menſch Glauben geſchenkt. Das Parlament ließ ihn als Sachverſtändigen vor einen Ausſchuß berufen, dem er Rede und Antwort ſtand. Man machte ihm aber ſo tolle Einwürfe, daß er ſelbſt ſagte: er habe ſich bald nach Beginn der Anhörung ein Loch gewünſcht, um nur aus dem Hauſe ſchlüpfen zu können. Denn einige der ehrenwerthen Mitglieder fragten ihn: ob er wohl ein Ausländer ſei, Andere nahmen gar keinen Anſtand, ihn merken zu laſſen, daß ſie ihn für einen Tollhäusler hielten. Man ſieht, daß geniale Leute eben ſowohl in England wie anderswo auf Hinderniſſe ſtoßen, ſo bald ſie die Bahn des Gewöhnlichen verlaſſen; es giebt eben überall Philiſter in Menge. Wenn dieſe ſehen, dann freilich glauben ſie auch. Hat ja doch der ſo verdienſtvolle Phyſiker Lardner behauptet, die Dampfſchiff-

Digitized by Google

fahrt passe wohl für Ströme und schmale Meeresarme, aber nicht für transatlantische Fahrten.

Es geht Nichts über Bequemlichkeit! denkrn wahrscheinlich die spanischen Soldaten zu Malaga, denn ein Reisender sagt, daß er in dieser Stadt nicht nur sehr häufig Soldaten in Hemdsärmeln auf dem Wachtposten gesehen, sondern sogar erblickt, wie sie in Hemdsärmeln auf die Wache gezogen.

Der zoologische Garten in London enthält zur Zeit 1300 Thiere, Vögel und Reptilien, für deren Fütterung jährlich ungefähr 3940 Pf. Sterl. ausgegeben werden. Sehr seltene, durch Kauf erworbene Thiere werden mit hohen Preisen bezahlt. So kostet das erste Rhinoceros 1000 Pf. Sterl. Der Elephant mit den Jungen 800 Pf. Sterl., ein Löwe 140, ein Tiger 200, der Transport des Hippopotamus, vom Vicekönig von Aegypten geschenkt, 1000 Pf. Sterl. Die Gesammtausgabe im Lauf des Jahres für den zoologischen Garten mag wenig unter 10,000 Pf. Sterl. betragen.

Die falsche Flasche. Als unlängst auf der Pesther Bühne Mozarts „Entführung aus dem Serail" gegeben wurde, erhielt der Sänger Draxler aus Fahrlässigkeit des Requisiteurs in dem Trinkduett eine Flasche, welche statt Wein Terpentinöl enthielt. Im Eifer des Vortrags hatte der Sänger schon einen Schluck gemacht und sich ein wenig die Lippen verbrannt. — Dieser Unfall hatte keine Folgen, wir wollen aber hier ein Seitenstück erzählen, welches Beweis giebt, welch Unheil so ein Requisiteur anrichten kann, wenn Dummheit oder Fahrlässigkeit bei seinen Handreichungen mit im Spiele. Bei einer kleineren Bühne wurde „Tabale und Liebe" gegeben und dem Requisiteur, welcher der Probe beigewohnt, der Zettel zu den nöthigen Requisiten gegeben. Darauf steht: ein „Pülverchen in Papier", welches bekanntlich Ferdinand als Gift in die Limonade schüttet. Während des Abends diese Scene vor sich geht, spricht der Requisiteur hinter den Coulissen zum Inspicient: „Die Sache hat mir heute viel Lauferei gemacht. Ich bin in der ganzen Stadt nach so einem Bischen Giftpulver herumgelaufen! — Der Inspicient wird vor Schreck leichenblaß und schreit: Unglücksmensch! Sie — haben doch — nicht etwa ... „Nein! ertönt es, weil ich kein Gift erhielt, habe ich Kreide geschabt! — So war dieser bornirte Mensch wirklich nach Gift herumgelaufen und hätte heilloses Unglück anrichten können, wenn der Apotheker und ein Händler mit Rattenpulver seinem Verlangen nachgegeben.

Die Höhe der Frauenkleider. Die gesetzgebende Versammlung des Staates Kentucky hat ein Gesetz erlassen, das die Höhe vorschreibt, welche die Frauenkleider auf der Brust erreichen sollen. Schultern und Kehle müssen vollständig bedeckt sein: ein Frauenzimmer, welches einen jungen Mann durch einen nackten Hals verführt, wird mit einer schweren Geldbuße bestraft. Das Seltsamste an diesem neuen Gesetz ist jedoch, daß die Aussage eines jungen Mannes, welcher sich durch zu starke Blöße „verführt" bekennt, genügen soll um ein Frauenzimmer in Strafe zu bringen. Die Strafgelder sollen den Findelhäusern zu Gute kommen.

Die weiche Pflasterung. Ein Tourist erzählt, daß er in England auf der Besitzung eines reichen Lords zwei Pferdeställe gesehen habe, wo jeder Stand für die Prachtrosse mit Gummielasticum grflastert gewesen, damit die Herren Pferde einen Ersatz für weichen Rasen unter den Beinen haben.

Lauf und Lebensdauer einer Lüge. Eine gut ausstaffirte Lüge macht oft in Zeitungen und Journalen mehr als gewöhnliches Glück, selbst wenn man auf den ersten Blick dahinter kommt, daß das Ganze wohl Nichts weiter als so ein kleiner Puff sei. Lauf und Dauer derselben sind überraschender als man sich denkt. Angenommen, eine hübsche Lüge, wenn sie zwei Rentiers und nebenbei vier fashionablen Stutzern an einem Sonnabend anvertraut wird, natürlich unterm Siegel der Verschwiegenheit, so kann man sicher rechnen, daß sie binnen 24 Stunden schon 7963 Personen bekannt sei. Was von Mund zu Mund geht, was der Barbier und Haarkräusler spricht, dies täuschet die harrende Peesse nicht. Also frisch hineingegriffen in die Typen und schon am Sonntag steht das Ding in der Zeitung, wir wollen annehmen im „Dresdener Journal," Montag erblicken wir sie im „Frankfurter Journal," Dienstags in der „Breslauer Zeitung," Mittwochs in der „Augsburger Allgemeinen" und vier Wochen später im „Leipziger Tageblatt." — Hat die Lüge nun endlich die Runde durch die ganze Welt gemacht, so ist sie — eine unumstößliche Wahrheit — geworden und in vierzig Jahren wird sie von unsern Geschichsschreibern erzählt, die sich sämmtlich auf die aben so zahlreichen als gewissenhaften Quellen berufen.

Eine Weltapotheke kann man die „Apothecary Hall" in London nennen, denn sie liefert die Arzneipräparate für alle Kolonien Englands und überall hin, wo nur ein englisches Schiff seine Anker fallen läßt, also für einen großen Theil der Welt. Rechnet man noch hinzu, daß diese Apotheke in ganz London und im ganzen Königreiche das größte Vertrauen genießt, das sie als Haupt- und Musteranstalt für diese Hauptstadt und das ganze Land dasteht, so kann man sich einen Begriff von ihrem unabsehbaren Geschäftskreise machen. Im Laboratorium werden die Kolben der Reibschalen, Mörser, Pfannen u. s. w. durch Dampfmaschinen in Bewegung gesetzt.

Sonderbare Eihrlte. Wenn sich die Königin von England auf Reisen in ihren Landen befindet, in Dublin, Edinburgh oder auf Schlössern, welche die britische Ma-

jeſtäl beſucht, ſo dürfen all' die Perſonen, welche ihe vorgeſtellt werden, an der rechten Hand keinen Handſchuh tragen. So verlangt es die Etikette.

Ein denkwürdiges Gebäude iſt am 4ten Mai durch Feuer vernichtet worden, nämlich das Bauernhaus zu Markersdorf bei Reichenbach am Fuß dee Landskrone, in welchem der franzöſiſche Marſchall Duroc 1813 ſtarb. Von derſelben Kugel, welche dem General Bruyere beide Beine wegriß, an der Seite tödtlich verwundet, wurde Duroc in die Wohnſtube des nächſtgelegenen Hauptmann'ſchen Bauerngutes gebracht, woſelbſt er an der Seite Napoleon's I. verſchied. Bis zum Tage des nun ſtattgehabten Brandes konnte man in dee Wohnſtube von den freundlichen Bauerleuten das Canapee, auf welchem Duroc ſtarb, den Seſſel und die Stelle gezeigt bekommen, wo Napaleon ſaß u. ſ. w.

Jung gefreit, hat nie gereut! Dieſer Ausſpruch wird beſonders in Frankreich beherzigt. In Paris ſchreiten jährlich viele Tauſend zur Ehe, aber ſeit langen Jahren hat man die Bemerkung gemacht, daß die Hälfte aller Neuvermählten in Paris vor ihrem 26. Jahre Hymens Bande knüpft. — Ehen, wo die Braut ſich in dem Alter von 12 bis 15 Jahren befindet, kommen in Paris jährlich 60 bis 70 vor.

Eine amerikaniſche Zeitung, welche das Zerſpringen eines Dampfkeſſels in einer Fabrik beſchreibt, wobei zwei Menſchen getödtet und Andere lebensgefährliche Verletzungen davon trugen, ſagt am Ende des Artikels: „Dies iſt jedenfalls die allergetreueſte Beſchreibung, denn unſer Berichterſtatter, dee durch dieſe Exploſion die linke Hand verloren, war glücklichee Weiſe vom Anfang bis Ende dabei.

Die Tänze nordamerikaniſcher Quäkerſeelen, ſchreibt ein Reiſender, muß man geſehen haben, wenn man ſich einen Begriff von den Veitsſpringen der Derwiſche machen will. Es ſind religiöſe Uebungen und die Ceremonien beginnen mit dem Geſang einiger Pfalmen. Da nun die Muſik aus dee Erziehung verbannt iſt, ſo halten dieſe Hunderte von Stimmen webee Tolt noch Melodie und die größte Disharmonie läßt ſich hören. Plötzlich klatſcht der chief-elder, d. h. der: Oberälteſte, mit den Händen, die Verſammelten handthieren auf dieſes Zeichen, doch bleibt ihr Geſicht regungslos. Die Bänke werden an die Seite geſtellt, die Männer legen ihre Röcke und Hüte ab und ſtellen ſich in mehreren Reihen auf; daſſelbe thun die Frauen. Die Phalangen bewegen ſich auf ein neues Zeichen und ein ſeltſamer Ball beginnt. Das Präludium machen ſechs Schritte vorwärts, ſechs links, ſechs rückwärts, und eben ſo viele rechts. Das iſt Alles, was das geübteſte Auge unterſcheiden kann. Sogleich darauf bilden Männer und Frauen ein Viereck und führen mit Verdrehungen, Sprüngen und Geſten, die Halbein in ſeinem Todtentanze errathen zu haben ſcheint, einen der ausſchweifendſten Tänze auf. Wenn man alle Stellungen, alle Verdrehungen, alle Bewegungen des Kopfes, der Beine, der Hüften, der Arme, alle Künſteleien unſerer Tänzer und Akrobaten, alle academiſchen Figuren dee Choreographie und der Voltigirkunſt in einem Gemälde vereinigte, man würde noch nicht die frommen Uebungen der Shaker (Schütteler), wie ſich die Mitglieder der Secte nennen, zuſammen haben. Dieſe Arbeitstänze, wie ſie dieſelben ſelbſt nennen, greifen bald das Nervenſyſtem an, und Kopf, Zunge, Augen wie Lippen bewegen ſich eadenzmäßig in ihrem aufgeregten Zuſtande. Vor Allem gebräuchlich iſt das Kopfüberſchlagen und die Frauen führen dieſes Manöver mit einer ſolchen Schnelligkeit aus, daß es kaum möglich iſt, das ſich bewegende Individuum zu unterſcheiden. Ein neues Händeklatſchen erſchallt, und dieſe zuckenden, von Schweiß triefenden Männer und Frauen halten inne. Alles zeigt von Ermüdung, nichts von Gemüthsbewegung; das kalte Gefühl der Pflicht hat allein bei dieſen Ceremonien geherrſcht.

Hat ſich nicht bewährt. Das von dem Dr. Helm in Wien anempfohlene Zerreißen von kleinen Papierſtückchen zur Füllung von Kopfpolſtern, findet nach Journalberichten immer mehr Eingang und iſt bereits in den Verkehe gedrungeu. Die Sache iſt aber nicht neu. Schon voe etlichen Jahren verſuchte eine Familie zu Dresden dies Manöver] fand denn aber bald, daß ſich das Papier in den Kiſſen zu harten Puſteln geſtaltete und ſchon vorher allee Elaſticität entbehrte. Faſt ebenſo ungünſtig hat ſich die Polſterung mit Waldwolle erwieſen, zumal wenn das Kiſſen etwas ſtrapezirt wird.

Naturhiſtoriſches. Jedes Thier ißt ſo viel, als es ſich verſchaffen und ertragen kann. Eine Kuh ißt nur um zu ſchlafen, und ſchläft nur um zu eſſen und wiederkäut nochobendrein gehörig. Ein Haifiſch ſchlingt Millionen lebendiger Krabben auf einen Zug hinunter; ein brütender Kanarienvogel verſpeiſt ſeine eigene Maſſe in einem Toge und eine Raupe 500 Male ihr eigenes Gewicht, ehe ſie ſich hinlegt, um als Schmetterling wieder zu erſtehen. Die Made und Milbe eſſen die Welt, in der ſie leben, ſelbſt auf. Sie niſten und haufen in ihrem Fleiſchklumpen. Die Hyäne frißt, wenn ſie nichts Beſſeres hat, ſich ſelbſt. — Capitän Lyon erzählt, daß ein Esquimaux gewöhnlich zehn Pfund Seehundsfleiſch verſpeiſt und eine Gallone Oel auf einem Sitz trinkt.

Wirkung des Feuers. Unlängſt brannte zu New-York ein Haus nieder, deſſen Kellerräume vom Wirth als Eisgruben benutzt wurden. Obwohl nun der Brand ſelbſt das Erdgeſchoß ergriffen und die Flammen bis hinab in den Keller geſchlagen, ſo wae dennoch das Eis nicht im Mindeſten geſchmolzen. — Dies erinnert an den Hamburger Brand des Jahres 1842, wo in einem abgebrannten Hauſe der Bohnenſtraße dos im Keller lagernde Eis

ſich vollkommen friſch und ungeſchmolzen vorfand, obgleich das verzehrende Element wohl mehr denn dreißig Stunden in heller Gluth darüber hingewüthet. Die Erholtung des Eiſes iſt wohl dadurch erklärlich, daß nämlich die durch die Sandwüſten von Syrien und Aegypten reiſenden Caravanen ihr mitgenommenes Trinkwaſſer dadurch abkühlen, daß ſie ihre Waſſerſchläuche in dem glühenden Sande verſcharren und ein helllohendes Feuer darüber anzünden; es ſcheint alſo, daß die Flamme den Wärmeſtoff dem darunter befindlichen Boden entzieht.

Strenge Zucht gegen ſich ſelbſt. In Zanesville (Ohio) zeigt ein Mann, der dem Trunk ergeben war, in den Zeitungen an, er werde von nun an nach dem Geſetz Jeden verklagen und beſtrafen laſſen, der ihm ein Glas Brandwein verkaufe.

Theuerer Boden. In Boſton zu Amerika wurde kürzlich ein Grundſtück zu 80 Dollars der Quadratfuß bezahlt, ſo daß darnach der Acker Land faſt 3½ Million Dollars koſten würde.

Sonderbare Heilung der Taubheit. Ein franzöſiſches Journal erzählt, daß kürzlich bei einer Feuersbrunſt unweit Maubenge, ſich unter der Löſchmannſchaft auch ein Mann eingefunden, der ſeit mehreren Jahren taub war. Da er inmitten des Trubels die Befehle des Spritzen- und Schlauchführers nicht vernehmen konnte, geräth er vor eine Spritze, die eben in voller Thätigkeit iſt. Von dem Waſſerſtrahl an den Kopf getroffen, ſtürzt er nieder und wird faſt leblos vom Platz getragen. Als er erwacht, greift er an ſeine Ohren, er vernimmt ein gewaltiges Brauſen und als ſich ſolches legt, hat der Mann ſein vollkommenes Gehör wieder erlangt.

Curioſa. Bekanntlich war Hyacinthos der Liebling Appollos, ward aber durch einen unglücklichen Scheibenwurf des Gottes getödtet, und dann in die Blume gleichen Namens verwandelt. Nicht ſo bekannt dürfte es aber ſein, das Appollo auf den Kelch der Blume den Trauerruf: „Ai!“ eingrub. Wirklich zeigen der Gartenritterſporn und die Schwertlilie, nicht aber unſere Hyacinthe, die Buchſtaben A I mehr oder minder deutlich.

*** Plinius meldet, daß der Lorbeerbaum, das Meerkalb und der Adler niemals vom Blitz getroffen werden. Rhodoginus glaubt ſolches auch von dem Feigenbaume. Kaiſer Tiberius ſetzte während eines herrſchenden Gewitters ſtets einen Lorbeerkranz auf ſein Haupt. Aus gleicher Urſach trug Auguſtus Meerkalbshaut auf dem Leibe, endlich bewog eine ähnliche Zaghaftigkeit vor Gewittern den Kaiſer Severus, ſich in Sänften tragen zu laſſen, die mit Meerkalb-Fellen überzogen waren.

*** **Berechnung.** Ein Engländer — nur ſolche ſtellen bekanntlich dergleichen ſeltſame Rechnungen an — hat berechnet, daß ein Menſch von 65 Jahren, wenn er täglich eine mäßige Portion Schöpſenfleiſch verzehre, in dieſer Zeit eine Heerde von 350 Schaafen aufeſſe. Rechnet man etwas Kartoffeln und Gemüſe und eine Flaſche Wein zu jedem Mittagseſſen dreißig Jahre hindurch, ſo verbraucht der menſchliche Magen in dieſer Zeit ungefähr 600 Centner Speiſe.

Gedanken, Betrachtungen und Gleichniſſe. **Die Harmonie zarter Gefühle im Herzen.** — Wenn man mit einem Mädchen Bekanntſchaft macht, ſpielen Liebe und Treue ein fröhliches **Allegretto**, das in eine gefühlvolle Phantaſie übergeht. Später ſpielt die Liebe **verſchiedene Variationen**, bei denen die Treue **Tacet** hat; ſie ſchreit aber immer jämmerlich auf, ſo oft die Liebe falſch greift. In der Ehe ſpielen Liebe und Treue ein herrliches **Concert**, das einige Wochen (Flitterwochen genannt) dauert, voll ſanfter Melodien, voll himmliſcher Fantaſieen, voll göttlicher Gedanken, mit aller Bravour des Vortrags, während alle übrigen Gefühle der Freude accompagniren; Liebe und Treue ertönen in immer leiſeren Accorden, bis ſie endlich ganz verſtummen. Da fällt con Furore die Eiferſucht ein, die Melodie wird zur Sturmeswoge, man wähnt einen donnernden Himmel zu hören, das Concert endet furios und mit einer Disharmonie. Die Gefühle gehen auseinander, und das Herz wird — leer.

*** Das menſchliche Herz iſt ein Vogelherd, Geiſt, Schönheit, Reichthum u. ſ. w. ſind Lockvögel. Wer keine Lockvögel hat, kann das ganze Leben hindurch ſitzen und fängt doch Nichts. In der Ehe, nachdem ſchon der erſehnte Paradiesvogel eingefallen iſt, ſoll der Herd geſchloſſen ſein. Indeſſen haben manche Frauen dieſe Beſchäftigung ſo lieb gewonnen, daß ſie dieſelbe auch in der Ehe fortſetzen und neue Liebhaber fangen; das aber iſt blos **Liebhaberei**.

*** Die Ueberglücklichen ſind die überreifen Früchte am Lebensbaume. Der leiſeſte Wind ſchüttelt ſie, wie jede überreife Frucht, von ihrer Höhe herab, und zerſchmettert ſie durch ihren Fall weit eher, als die unreifen Früchte.

*** Das Gute kann auch unten recht gedeihen,
Wenn nur der Boden fruchtbar iſt und gut,
Auf den wir ſeinen edlen Saamen ſtreuen.
Zum Aufwärtsſtreben hat nicht jeder Muth,
Doch nach dem Guten kann ein Jeder ſtreben,
Ob wir nun unten oder oben leben.

*** Wer einen bereits allgemein gefeierten, ruhmgekrönten Künſtler glänzend empfängt und ihm alle Ehren erweiſt, thut viel, „denn es iſt vortheilhaft,“ ſagt Göthe, „den Genius bewirthen.“ Wer aber ein erſt werdendes Genie ſchon im zarten Keim erkennt, es pflegt, und ſeine

Blüthe vor dem Sturm bewahrt, vor dem Sturm, der ſchon ſo manche verwahrloſte Blüthe, die zur herrlichſten Frucht herangereift wäre, abgeſchüttelt hat, — thut noch mehr.

*** Das Unglück iſt der Kühlapparat des Menſchen; denn die Luftſchlöſſer und Wünſche, welche aus dem, an der Gluth der Leidenſchaft erhitzten Herzen, dieſer Deſtillirblaſe des Lebens, aufſteigen, verdichten ſich im Unglück zur tropfbaren Flüſſigkeit, nämlich zu Thränen.

Theater. Die Geſchichte des Krollſchen Lokals in Berlin, an welcher ſeit Jahren nicht nur Berlin allein lebhaften Antheil nimmt, hat einen neuen, vielverſprechenden Abſchnitt begonnen. Der Garten hat durch neue Verſchönerungen, beſonders durch Springbrunnen, weſentliche Veränderungen erlitten, und Mancher, der im Laufe des Sommers an ſchwülen, mondhellen Abenden die prächtige, phantaſtiſch erleuchtete Allee hinabwandelt, wird im Geiſte mehr als einmal in die zauberiſche Welt Eichendorff'ſcher Romantik verſetzt werden. Auch im Innern des Lokals überraſcht uns manches zweckmäßige Neue, z. B. die Einrichtung einer geſchmackvoll decorirten Loge, vis-à-vis dem Theater. Nachdem ſeit 14 Tagen die Bühne geſchloſſen war und im Garten oder im Königsſaale nur Concerte unter der Leitung des Concertmeiſters Rudersdorff ſtattgefunden hatten, wurde ſie am vergangenen Sonnabend unter der Leitung des Herrn Direktors Görner wieder eröffnet. Wir haben für das Kroll'ſche Theater ſtets ein großes Intereſſe gehabt, weil es zu denjenigen Theatern gehört, welche unendlich viel zur Bildung oder zum Verfall des Geſchmacks in der Reſidenz beitragen können. Der Name Görners iſt nun in der Theaterwelt ein ſo klangreicher, daß ſich Berlin zur Heranziehung dieſes Mannes behufs der Leitung dieſer Bühne nur Glück wünſchen kann. Auch gab uns gleich der Eröffnungsabend die Ueberzeugung, daß die neue Direktion in den Händen eines umſichtigen Leiters liegt, der, im Gefühl eigner Bildung auch ſtets Achtung vor dem Geſchmack eines gebildeten Publikums haben werde. Ein Soloſcherz in 1 Akt „Guſtchen in Berlin," der von Görner ſelbſt mit vielem Witz und in ungemein gewandten Verſen geſchrieben iſt, bot zunächſt dem Fräulein O. Genée vom Friedrich-Wilhelmſtädtiſchen Theater, die hier als Gaſt auftrat, Gelegenheit zur Entfaltung der Vielſeitigkeit ihres Talents. Sie ſowohl als der Dichter, wurden zweimal ſtürmiſch gerufen. — Das zweite Stück „Ein geſcheidter Einfall," iſt ein ſehr drolliger unterhaltender Schwank in 1 Akt, der durch die Präciſion und Gewandheit der Darſtellung bedeutend gehoben wurde. Bis auf Herrn Baum und Herrn Huwart, waren ſämmtliche Schauſpieler neue, uns unbekannte Perſönlichkeiten, über welche wir daher auch noch nicht endgültig urtheilen können. Nur ſo viel ſei geſagt, daß jeder Einzelne ſeine Rolle angemeſſen durchführte. Den Schluß des Abends bildete eine einaktige Poſſe mit Geſang „Stadtmamſell und Bäuerin," die von Herrn Baum, im Verein mit den Damen Genée und Schubert, ganz vortrefflich geſpielt wurde. In den Zwiſchenakten gewährte uns ein ausgezeichnetes hier gaſtirendes Tänzerpaar, Fräul. Oſtrat und Herr Knaak, erſte Solotänzer vom Stadttheater in Hamburg, ganz eigenthümliche Genüſſe. Wir heben namentlich die Polka nach dem zweiten Stücke hervor, die durch die lebendige Mimik, durch die anmuthige Komik und die reizende Tändelei, womit ſie getanzt wurde, ſo gewaltig wirkte, daß das zahlreiche Publikum ſie ſtürmiſch Dacapo verlangte; ein Verlangen, dem, ungeachtet der großen Anſtrengung, mit vieler Courtoiſie entſprochen wurde.

Genug, der erſte Theaterabend, den uns Herr Görner im Krollſchen Locale geboten, iſt nicht hinter unſern Erwartungen zurückgeblieben, und wir ſind überzeugt, daß uns unter ſeiner Direktion noch viel Schönes und Ergötzliches zu hoffen ſteht.

Moden-Bericht aus Paris.

Das fortdauernde Regenwetter geſtattet den duftigen, zarten Sommertoiletten noch immer nicht, ſich in vollem Glanze zu entfalten und ſeidene Stoffe, abwechſelnd mit wollenen ſieht man am häufigſten zu Promenadentoiletten verwandt. Die Roben ohne Volants, ſind meiſtens im Pompadourgeſchmack, zuweilen geſtammt, oder auch geſtreift und mit Streublümchen verziert. Die Kleider von ſchottiſchem Taffet arbeitet man mit Volants, die mit einer Franſe endigen.

Ein neues Mantelet, genannt Begrieur, macht ſeit einigen Tagen Senſation. Es bildet hinten eine abgerundete Spitze und iſt mit einer Kapuze verziert, welche reich geſchmückt mit Franſen, Spitzen, Bandrüſchen und Gagathglöckchen dieſem neuen Modell eine beſondere Auszeichnung giebt.

Die eleganteſten Hüte, welche man gegenwärtig ſieht, ſind ganz durchſichtig, aus Tüll, Blonden und reichen Spitzen fabricirt. Die aus weißem Krepp und weißer Gaze verfertigten, ſind beſonders zu eleganten Toiletten beliebt. Die Strohhüte mit Taffeteinſätzen werden ebenfalls noch gern getragen. Bei Madame Alexandrine, dieſer Schöpferin ſo vieler reizenden Kopfbedeckungen, ſahen wir in dieſen Tagen einen überaus geſchmackvollen, weißen Strohhut. Der Schirm beſtand aus weißem Tüll, welcher ziemlich dicht mit Strohpäßchen beſetzt war. Der Kopf war von dichtem Stroh und das immenſe breite Bavolet wiederum von Tüll mit breiten Blonden beſetzt. Ebenſo war der Schirm mit Blonden garnirt, zwiſchen welche ſich Strohſchleifen hindurch ſchlangen. Auf beiden Seiten des Hutes befanden ſich weiße Marabouts

und weiße Rosen, welche auch, mit Knospen wechselnd, das Innere schmücken. Eine reizende Novität bilden die geschmackvollen Hüte von neapolitanischer Seide, die mit geflochtenen Strohverzierungen garnirt sind. Die Farben, welche zu Garnirungen sowohl, als auch zum eigentlichen Fond des Hutes gewählt werden, sind himmelblau, hellgrün, malvenfarbig, perlgrau. Schwarze und weiße Blonden sind für jeden Fall unentbehrlich.

Die Negligetoiletten verfertigt man sehr viel von weißem, gesticktem Nessel. Die vordere Bahn ist schürzenartig mit Bauschen garnirt. Das Leibchen hat eine entsprechende Garnitur, die Aermel sind in Pagodenform und unten mit doppelten Bauschen und zwei Volants besetzt. Sämmtliche Puffen sind mit farbigem Bande durchzogen und am Schlusse stets mit Schleifen geschmückt. Ebenso reizend als dieser eben beschriebene Anzug, nimmt sich ein Morgenkleid von weißem Piqué aus, welches Jäckchenschnitt hat, und dann nur einfach festonirt wird. Madame Lolas verleiht diesen Toiletten eine Grazie, welche ihr von Seiten der Damenwelt eine außerordentliche Anerkennung sichert.

Die Morgenhäubchen haben fast alle Fanchonform und werden reich mit Spitzen und schmalen Bändchen verziert.

Weiße Jöckchen von Piqué und Batist werden noch sehr viel zu farbigen Röcken getragen. Die Schöße dieser Jäckchen sind sehr breit, zuweilen gefältelt, was schlanken, zarten Figuren sehr wohl steht.

Fichus trägt man in unendlicher Verschiedenheit. Die beliebtesten sind à la Louis XIV.; hinten abgerundet, vorn etwas übereinander gehend und in ebenfalls abgerundeten Zipfeln endend. Eine andere Form endet vorn und am Rücken in Spitzen und ist graciös mit Baillons und Schleifen verziert. Schwarze Fichus, mit schwarzem Sammetkante geschmückt sind ebenfalls sehr en vogue.

Zu diesen Fichus passend, sahen wir besonders reizende Unterärmel; die einen am Ellenbogen geschlitzt und wieder umgeschlagen, die andern mit enorm großen Puffen, breitem Volant und farbigen Schleifchen.

Erklärung des Modekupfers.

1. Häubchen mit Blumen, Sammet- und Taffetband und schwarzer Guipüre garnirt. Taffetkleid mit einfach gesäumten breiten Volants verziert und mit ausgeschnittener Taille. Ueberjäckchen von schwarzem Tüll, mit karirt aufgesetztem Sammetband, Sammetschleifen und schwarzen Spitzen garnirt.

2. Coiffüre mit Rollen und Schleifen von Sammet- und Taffetband verziert. Weißes Mousseline-Kleid mit gestickten Volants und gestickter Berthe garnirt. Letztere fasst oben herum eine Puffe ein, in die farbiges Band gezogen ist. Die Taille umgeben zwei Volants; vorn ist sie mit Schleifen geziert, deren unterste barbenartige gestickte Enden hat.

3. Häubchen mit gestickten Borten und Blumengarnirung. Taffetkleid mit glattem Rock und hoher Taille, die eine mit Puffen besetzte vorn sich kreuzende Berthe ziert. Aermel aus zwei Volants arrangirt. Kragen à la bouton. Unterärmel mit Mousquetaire-Aufschlägen.

4. Häubchen mit Taffetbändern garnirt. Kleid von Seiden-Mousseline mit drei abgepaßten Volants. Ausgeschnittene Taille, Aermel mit zwei Volants. Uebertuch von Mousseline mit Stickereien verziert, auf den Schultern und hinten mit Bandschleifen zusammengehalten.

Erklärung der beiliegenden Muster-Tafel.

Diese sehr hübsche Zeichnung, die sich zu vielfachen Gegenständen anwenden und in der Stickerei vortheilhaft verändern läßt, eignet sich außer zu Gardinen, zu Chorröcken und Altordecken ganz besonders. Die Stickerei wird auf Tüll mit Mull heraufgelegt ausgeführt oder umgekehrt, der Mull bildet den Grund, der Tüll das Innere der Blumen und Blätter. Im letzteren Fall rathen wir mit dem Tüll abzuwechseln; z. B. in die Blumen Reseaux-Tüll, in die Weinblätter Erbstüll, in die Epheublätter Brüsseler-Tüll zu nehmen, auch die großen Löcher mit dem Spinn- oder einem Spitzenstich zu füllen, und die Aehren hochzusticken. Alle Ränder des Musters werden dick umstrickt und alsdann der Mull oder Tüll, welcher die Blumen und Blätter füllt, überall im Grunde fortgeschnitten. Doch ist der Unterschied zu machen: ist die Arbeit auf Tüll gearbeitet, so bleibt Tüll und Mull in den Blumen; ist der Grund Mull, so wird letzterer nach vollendeter Arbeit unter den Blumen fortgeschnitten und es bleibt in demselben nur der Tüll sichtbar.

Die Zeitung für die elegante Welt erscheint wöchentlich und zwar in drei verschiedenen Ausgaben:

Erste Ausgabe mit allen Beilagen zu 6 Thalern jährlich. Enthält im Jahrgange 52 Damen- und 24 Herren-Modekupfer, Musik-Beilagen, Mustertafeln für weibliche Arbeiten und Moden, Schnitt-Tafeln für Herren, Polichinomanie-Bogen, Portraits, Genrebilder ꝛc.
Die zweite Ausgabe zu 3 Thalern jährlich bringt denselben Text und ausschließlich Damen-Modekupfer und Musterlafeln.
Die dritte Ausgabe zu ebenfalls 3 Thalern enthält nur Herren-Modekupfer, bringt aber ebenfalls 52 Lieferungen Text.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

Verlag von Otto Janke in Berlin. Verantwortlich: R. Wegener.

Druck von A. Bahn & Comp. in Berlin.

Digitized by Google

LE COLLET

[illegible] Camille [illegible] Normandin [illegible] Chagot aîné

Élève Villes de France [illegible] Ville de Lyon

Digitized by Google

№ 25. Sechsundfünfzigster Jahrgang. **1856.**

Zeitung für die elegante Welt.

Die Abonnements-Bedingungen befinden sich am Schlusse des Blattes.

Redaction: **Th. Drobisch** in Leipzig
und
R. Wegener in Berlin.

Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen hierauf an.

Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich eine Lieferung von 1½ bis 2 Bogen Text, mit artistischen und technischen Beilagen, bestehend in Pariser Modekupfern, Muster- und Schnitt-Tafeln für Damengarderobe ꝛc. in sorgfältigster und reicher Auswahl.

Altona's achter Januar.

Historische Erzählung
von
Heinrich Smidt.
(Fortsetzung.)

Solches Dolmetschen gefiel der Trinkerschaar und sie gab ihren Beifall durch lautes Lachen zu erkennen. Nur Einer schüttelte mißbilligend den Kopf. Er trat dicht an den Schreiber heran und sagte:

„Hört einmal, Ihr! Das gefällt mir nicht."

„Und weshalb nicht?"

„Weil es nicht wahr ist. Ihr habt vorhin gesagt, die Stadt Hamburg sei auf die Fürbitte des Kurfürsten von Brandenburg begnadigt und nun leset Ihr da ab, unterschiedlicher Fürsten. He? Ist etwa der Kurfürst von Brandenburg unterschiedliche Fürsten?"

„Ha! Ha! Ha!" lachten die Uebrigen. „Das ist auch wahr. Da hat sich die Schreiberweisheit schön verfahren. Macht uns das klar, Mann."

„Der Schreiber biß sich auf die Lippen. Er genoß bislang in dieser Gesellschaft ein unbedingtes Ansehen in gelehrten Dingen und bezog durch sie seine Haupteinnahme an Speise und Trank. Auch ertheilte er für baares Geld heilsame mündliche und schriftliche Rathschläge, denn er führte sein Handwerkszeug stets bei sich. Dies Ansehen stand auf dem Spiel. Er konnte es verlieren. Darum saß er einen Augenblick rathlos. Aber bald faßte er sich und mit übereinander geschlagenen Armen, den Frager trotzig anschauend, sagte er in wegwerfendem Tone:

„Stockfisch Ihr auch. Bin ich nicht auf meinen gelehrten Reisen nach Berlin gekommen und weiß von daher, daß der Kurfürst von Brandenburg auch Herzog von Preußen ist. Und ist er nicht ein gefürsteter Burggraf von Nürnberg und ein Graf von Hohenzollern dazu? Und obenein Herzog von Cleve und Gelderland und was weiß ich?"

„Ist doch erstaunlich, daß ein Mann so vielerlei in der Welt vorstellen kann. Wie er es nur macht?"

„Das kommt, weil sie dort im Binnenlande weit längere Tage haben, als wir hier an der Elbe. Ihr habt nun Euren Bescheid, also trollt Euch Eures Weges und stört nachdenkliche Leute nicht bei tiefsinnigen Discursen."

„Der ist gut abgeführt!" rief es unter lautem Gelächter.

„Schickt ihn seines Weges heim," sagte der Schreiber,

mit den Fingern ſchnalzend, und laßt'n nicht eher wieder kommen, bis er ein Knäul Garn von dem Diebsteich bis nach Pinneberg hinter ſich hergezogen hat."

Der beſtürzte Frager ſah ſich nach einem ſicheren Rückzuge um, als der Hummelwirth mit verſtörtem Geſicht in die Schenkſtube trat:

„Habt Acht, Männer. Der heimtückiſche Schleicher, der erſt ſo demüthig that, bringt uns Unglück über den Hals. Er hat die Reifſchläger und Bahnknechte aufgehetzt und ſie kommen nun mit Lärmen und Unfug hierher. Schützt mir das Haus. Das müßt Ihr, denn Euch habe ich dieſen Beſuch zu danken.

Alle ſtürmten hinaus, um ſelbſt zu ſehen. Wenn man an der Thür der Hummelwirthſchaft ſtand, konnte man weit um ſich blicken. Links hinüber nach dem Schulterblatt und rechts herüber nach der Elbe war Alles frei. Nur wenige Gebäude erhoben ſich aus dem Geſtrüpp, das über dem Boden wucherte, und erſt dort, wo der Strand jäh abfällt zur Elbe, war bereits ein reges Verkehr. Die kleinen holländiſchen Häuſer, von denen ſich noch heutigen Tages mehrere daſelbſt erheben, ſtanden in einer langen Reihe nebeneinander, während von dem ſogenannten alten Hanſhauſe die ſtarken Brandmauern bis zur Hälfte aus der Erde emporgeſtiegen waren.

„Von mehreren Seiten zugleich rückten ſtarke Haufen heran. Einige waren mit Knitteln und eiſernen Stangen bewaffnet. Die Meiſten hatten nur ihre Fäuſte. Aber aus den Augen Aller leuchtete die Luſt, einmal wieder Gelegenheit zu haben, mit den verhaßten Nachbarn anzubinden.

Ein kräftiger Geſell, der für einen tüchtigen Raufbold galt, aber auch die Gabe beſaß, eine Sache genau anzuſehen, bevor er ſie in die Hand nahm, ſagte raſch:

„Die ſind uns vierfach überlegen und rennen uns bei dem erſten Anlauf über den Haufen. Darum halten wir uns dicht zuſammen. Einer geht ſchnell zur Rolandsburg und ruft die guten Bürger, die dort hauſen und Alle, die ihm unterweges begegnen, zur Hilfe auf."

„Das thue ich!" ſagte mit großer Haſt der Schreiber, der ſich aus den Straßenprügeleien nicht ſonderlich viel machte und lief mit ſolcher Schnelle davon, daß er den letzten Auftrag, den man ihm mitgab, nicht mehr hörte.

Auf der Rolandsburg war es gegen den Abend lebendig geworden. Zwei Schiffe waren von Amerika direct auf Altona geſegelt und die Honoratioren der Stadt ehrten an dieſem Orte die Capitäne mit einer feſtlichen Bewirthung. Man war fröhlich beim feurigen Wein und erzählte luſtige Schwänke, als der Lärmen, der ſchon einige Zeit draußen unter den Bäumen tobte, zunahm und die Gaſterei ſtörte. Da öffnete ein angeſehener Kaufmann, Johannes Flügge geheißen, das Fenſter und erblickte eine Menge Volks, das ſich um einen Menſchen drängte, der auf einem Hauklotz ſtand, mit den Händen focht und eifrig ſprach. Aber das Schreien und Lärmen der Zuhörer ließen den Kaufmann nichts von dem Allen verſtehen. Da gewahrte er einen jungen Mann, der in einiger Entfernung von der Gruppe ſtand und aufmerkſam hinhörte. Er erkannte ihn als den jungen Goldſchmied, der die Kundſchaft ſeines Hauſes beſaß und rief ihm zu.

„Herr Arnold Becker, bemüht Euch doch einen Augenblick näher und erzählt mir, was es dort giebt."

Der junge Goldſchmied gab ein Zeichen, daß er herauskommen werde, und in die aufmerkſam gewordene Verſammlung tretend, erzählte er, was ſich draußen auf der Hummel begeben und was der von dort geſandte Bote verlange von den Rolandsbürgern, die nicht übel Luſt hätten, dieſem Verlangen zu folgen.

„Das ſollen ſie wohl bleiben laſſen!" ſagte der Kaufherr. „Ihre Tollheiten hetzten uns wieder den Teufel und ſeine Großmutter auf den Hals. Mit Genehm, Ihr Herren, ſchließe ich unſer Feſt, um es zur gelegeneren Zeit wieder zu beginnen. Ich gehe hinab, um die Leute von allen Thätlichkeiten zurückzuhalten. Thut Ihr desgleichen und ſchlagt Alarm in den acht Kapitänſchaften, damit die Trommel alle Mann zu den Waffen rufe. Herr Abſalon Quanz, Euch geht es zunächſt an, denn Ihr habt die Kapitänſchaft der großen und kleinen Freiheit. Laßt uns zur Hand ſein, ehe es zu ſpät wird.

Willig folgte Jeder den Anordnungen des umſichtigen Kaufherrn und draußen bildeten ſich mehrfache Gruppen. Es waren die verſchiedenen Beſitzer der im erſten Aufblühen begriffenen Fabriken, welche ihre Arbeiter um ſich verſammelt hatten, und ſie ermahnten, ſofort ruhig nach Hauſe zu gehen, und ſich von dem Tumulte fern zu halten, wenn ihnen ihr Brod lieb ſei. Die Männer murrten und meinten, nach Feierabend hätte ihnen keiner etwas zu befehlen. Aber ſie dachten an den nächſten Löhnungstag und gingen nicht nach dem Hummelthor, ſondern nach Hauſe. Es war nach einer halben Stunde in dieſem Theile der Stadt ſo ruhig, als ob nicht das Geringſte vorgefallen wäre.

Dagegen wurde es oberhalb der Freiheit, wo es an der Hummel vorüber auf das Feld hinausging, immer bedenklicher. Beide Partheien waren bereits mit Worten hart aneinander. Einzelne Steine flogen hin und her. Starke Knittel wurden drohend geſchwenkt. Hier und da blinkte eine geſchärfte Axt. Da wirbelten die Trommeln, die vor der erſten Capitänſchaft hergingen und über das Feld zum heiligen Geiſt trabte eine Patrouille der Hamburgiſchen Dragoner in ihren leuchtenden Colletten. Vor der doppelten bewaffneten Macht zog ſich das Geſindel hinter Stakete und Gartenzäune zurück, oder verſteckte ſich

in den Häuſern. Für den Augenblick war die Ruhe ſcheinbar hergeſtellt.

V.

Wie Graf Otto von Schauenburg denen von Hamburg „dat ſütje Rüemken gav.“

Während der Nacht wurde in dem Oſtertheile der Stadt und auf dem angrenzenden Hamburger Gebiet des wüſten Lärmens kein Ende. War er an einem Orte gedämpft, brach er an einem andern um ſo toller wieder aus. Die Dragoner, die es ſatt bekammen, von den Pöbelhaufen in der Dunkelheit geneckt und von ſicheren Hinterhalten aus mit Steinen geworfen zu werden, zogen ſich bis zum Tagesanbruch zurück. Die aufgebotene Bürgerwacht, von denen viele lieber mit dreingeſchlagen hätten, als die Andern davon zurückzuhalten, ſtand, jede Compagnie zu ihrer Fahne und ließ lüchtig die Trommel ſchlagen, um ihr Daſein vor aller Welt zu bekunden.

„Wirbelt noch ein Bischen, mein guter Mann“ ſagte der corpulente Hauptmann des Langen-Straßen-Bezirks, zu dem Tambour tretend, und fuhr, ſeinen Lieutenant unter den Arm faſſend, gemüthlich fort:

„Es hört ſich ſo ſatbatiſch an und jagt den Kerlen Furcht ein, was uns Beides zu ſtatten kommt, wenn es wirklich losgeht. Seid Ihr nicht meiner Meinung, Lieutenant Becker?“

Der junge Goldſchmied Arnold Becker, der die Würde eines Lieutenants bekleidete, ſtimmte dem Hauptmann bei und ſagte:

„Ich meine, wenn der Tag vollends angebrochen iſt, wird unſere Anweſenheit nicht mehr nöthig ſein. Mir erlaubt Ihr wohl, einen Augenblick nach Hauſe zu gehen. Mein Vater iſt bedenklich krank.“

„Geht mit Gott; das iſt ein guter Mann,“ ſagte der Hauptmann. „Und hört, Lieutenant Becker. Ihr ſeid noch jung und könnt von einem alten Manne wohl einen guten Rath annehmen. Ihr gehört zu denen, deren Herz ſtets mit dem Kopfe davon rennt. Ihr habt Fremde bei Euch aufgenommen, Hamburger, ſagt man. Wir ſind zwar eine freie Stadt, worin ſich jeder niederlaſſen kann, der Luſt hat und eine ehrliche Hantirung treibt, Leute vom Pelzergewerk ſogar.“

„Was ſagt Ihr da?“ fragte beſtürzt der Lieutenant und ſeine Wangen glühten.

„Ihr ſeht, Lieutenant, ich weiß gut Beſcheid. Wenn ein Altonaer Bürger auch das Recht hat, wen er will, bei ſich aufzunehmen, und ich die Leute nicht leiden kann, die ſtets wiſſen was in dem Keſſel brodelt, der auf fremden Heerde ſteht, wenn in dem eigenen kein Tropfen Waſſer ſiedet, ſo iſt das doch etwas ſtark. — Nun, Ihr verſteht mich. Grüßt Euern Vater von mir. — Da geht er hin. Ein recht braver Junge. Nur etwas zu luſtig und oben hinaus. — Nun iſt's genug gewirbelt, Tambour. Man kann vor Euerm Rumor ſein eigenes Wort nicht hören. Und da kommt auch der Herr Stadtſecretair. Ganze Compagnie! Richtet Euch! — Guten Morgen, Herr Stadtſecretair! Ich denke, man kann guten Morgen ſagen; es dämmert ſchon. Wie ſteht es — mit Verlaub, da, woher Ihr kommt?“

Der Herr Stadtſecretair, ein Mann voll unerſchrockenen Muthes, ſagte im Vorübergehen, es geht Alles gut, und der Hauptmann rief:

„Dank, Herr Stadtſecretair. Ganze Compagnie, präſentirt ... Ja ſo; er iſt ſchon vorbei! Na, da laßt es nur. Corporal Oepling! Euer Vater iſt ein guter Radmacher, aber Euern Sponton haltet Ihr immer ſchief. Sagt den Leuten, daß ſie nun Haffnung hätten, bald nach Hauſe und an die Arbeit zu gehen. Ich habe ſaeben Nachricht erhalten, daß Alles gut ſteht.“

Corporal Oepling ſenkte reſpektvall ſeinen Sponton noch etwas mehr ſeitwärts als ſonſt und verkündete der Compagnie, was ſie vorhin ſelbſt gehört, worauf er den Wirth einer nahen Kellerſchenke herausklopfte, um ſich von den Anſtrengungen eines läſtigen Nachtdienſtes zu erholen und für fernere Strapatzen zu ſtärken.

Während deſſen erwachte die Stadt zu neuer Geſchäftigkeit. Die Hausglocken läuteten ein ununterbrochenes Concert vom tiefſten Baß bis zum ſchärfſten Discant. Die Schlächter zierten die zinnoberrothen Ständer vor ihren Hausfronten mit friſchgeſchlachteten Kälbern und Lämmern. Die Thüren des Krämers öffneten ſich und der Perpendikel der Waage taumelte hin und her, wie geſtern der Krämer ſelbſt. Der öffentliche Ausrufer verkündete unter Glockengeläut mit lauter Stimme, was es Neues gäbe im Hafen und auf dem Markte. In der Herrenſtube der Rolandsburg aber ſprachen im Vorübergehen einige Bürger gleichſam auf dem Nachhauſeweg vor, um zu hören aber mitzutheilen, was ſich zur Nacht begeben und was von dem gereizten Pöbel noch zu fürchten ſein möchte. Keiner war frei von Furcht und Jeder hatte ſein Bedenken.

Ein alter Leimſieder aber, Meiſter Arends von der Elblante, meinte, es ſei eine Sünde und Schande, daß dergleichen Tumultuiren ohne Aufhören fortdauere und jede ehrbare Hantierung ſchädige. Am meiſten aber wäre es zu beklagen, daß es auf einem Raume ſtattfände, der von Gottes- und Rechtswegen denen von Altona gehöre, denn die Hamburger wären zu demſelben eigentlich nur durch allerlei Liſten und Ränke gekommen.

Das machte die Männer ſtutzig, die dem Leimſieder zunächſt ſtanden, und konnten ſie einen Ausruf der Verwunderung nicht unterdrücken. Einer zuckte ſogar ſpöttiſch

die Achseln und brummte etwas von Faselei in den Bart. Meister Arends aber sagte:

„Ist es nicht ein himmelschreiendes Unrecht, daß Ihr in der Geschichte Eurer Vaterstadt nicht besser Bescheid wißt und seid doch vornehme Meister, die sich etwas Rechtes dünken, und sagar am Handel und Wandel der Stadt Theil haben? Wie kann ein Bürger Liebe für die Stadt haben, der er angehört, wenn sie ihm so unbekannt ist, wie die Residenz des Großtürken? Laßt Euch dann von einem alten Leimsieder beschämen, der Euch zeigen wird, was eine Harke ist. Alles Land was vom grünen Jäger bis zur Elbe einerseits, und von dem Beck, den sie die alte Aue nennen, andererseits liegt, ist unser Land gewesen, und wäre es auch geblieben bis auf den heutigen Tag, wenn nicht Graf Otto von Schauenburg, der hier Grundherr war, es vor dreihundert Jahren in einer Nacht durch die Gurgel gejagt hätte."

„All das Land!" riefen die Männer, und einer derselben setzte spöttisch hinzu:

„Und in einer Nacht? Der gestrenge Herr muß eine stattliche Gurgel gehabt haben."

„Wie man's nimmt!" entgegnete gleichmüthig der Leimsieder. „Ist auch heutzutage nichts Neues, daß ein gewöhnliches Menschenkind, wenn auch kein Stück Land, was er nicht hat, doch einen strammen Sack mit Gold und Silber aus dem Schranke nimmt, wo ihn des Vaters Sparsamkeit barg, und binnen Jahr und Tag damit fertig wird. Was sich leicht beweisen ließe."

Der Sprecher von vorhin ward blutroth und ging bei Seite. Die Anderen lächerten heimlich, denn es wußte Jeder, daß der junge Springinsfeld einen großen Theil des von dem Vater ererbten Gutes bereits verthan, und so haushielt, daß auch der Rest bald in alle Winde fliegen würde. Der Leimsieder aber sagte:

„Ich bin verbunden zu beweisen, was ich sagte und will es thun, falls die Herren mir die Ehre gönnen und zur Vesperzeit in mein Haus kommen wollen. Denke, es wird gute Altonaer Leute freuen, zu erfahren wie es bei der Beschneidung ihrer Grenzen zugegangen ist."

Galt bei der Menge nicht für besonders reputirlich das Leimsiederwesen, denn die es ausübten, kamen aus aus dem Thrangeruch nicht heraus. Aber es war ein einträgliches Gewerbe und die es mit Eifer betrieben, wie Meister Arends, hatten ein gut Stück Geld hinter sich gebracht. Die Männer wunderten sich daher nicht wenig, als sie um die Vesperzeit in die Wohnung des Leimsieders traten, daß sie nicht über Wallfischrippen stolperten, und keine Speckgrieben rochen, sondern in eine behaglich eingerichtete Stube traten, daselbst auf weichen Polsterstühlen saßen und von dem Hausherrn wohl begrüßt wurden. Meister Arends reichte Jedem eine wohlgestopfte neue holländische Pfeiffe mit rother Pose, setzte ein Paar Flaschen Franzwein auf den Tisch und nachdem er gebeten hatte, zuzulangen, nahm er aus dem Wandschrank einen sauberen Pergamentband und sagte:

„Dies ist eine Copie der curiosen und seltsamen Chronik des Doktor Thraziger, eines grundgelehrten Herrn, welcher seiner Zeit Syndikus der freien Stadt Hamburg gewesen, und befindet sich das, was ich heute früh erzählet, in derselben aufgezeichnet, wie folgt:"

„Kund und zu wissen, daß in dem Jahre des Herrn 1428 das Millernthor nicht an der Stelle stund, wo selbiges jetzunder belegen, sondern es lag am heiligen Geist, nahe zu dem Rödingsmarkte. Trat man aber durch dieses Thor hinaus in's Freie, befand man sich alsbald auf Gräflich Schauenburgischem Grund und Boden. Es war nämlich alles Wald und Feld in dieser Gegend das Eigenthum des Grafen Otto von Schauenburg, Herrn zu Ottenshude, welcher ein fröhlicher junger Herr war, der zu Pinneberg Hof hielt und das Jubiliren und Banquettiren mehr liebte, als recht und billig war. Die Hamburger waren über eine solche Einschränkung ihrer Stadt, und daß ihre Wälle schier aus fremden Gebiete aufstiegen, unzufrieden und hätten es gern anders gehabt, wußten aber nicht, wie es anzufangen. Da lief ihnen endlich die Maus von selber in die Falle. Sie hatten aber auch tüchtig gebratenen Speck hinein gethan.

Graf Otto war schon früh Morgens im Sattel und jagte in seinen Forsten, woraus er Abends heimkehrte, und sich mit seinem Kumpan wohl sein ließ bei vollen Bechern. Damit aber hatte er kein Genügen, sondern ritt derselbe in der Wochen ein- oder zwei Mal nach Hamburg, woselbst er auf dem Rathskeller Quartier nahm. Herr Otto war ein Gast, der etwas darauf gehen ließ, weshalb er auch gar angesehen war und mit großem Fleiße bedient ward. Solche Tage waren lustige Tage und that es Noth, endlich spät Nachmittags in den Sattel zu kommen, um in das Freie zu gelangen, bevor das Thor geschlossen wurde. An einem Tage aber, im November des gedachten Jahres 1428 hatte ein Edler Rath das Thor etwas früher schließen lassen, und als Graf Otto mit seinem Troß bei'm heiligenGeist anlangte, fand er die Pforte verschlossen. Wie nun der Herr sich hierüber beschwerte und hinaus gelassen zu werden verlangte, ist Einer von den Herrn des Rathes, so an dem Rödingsmarkte wohnte, zu ihm herangetreten und hat gesagt, in seinem Hause liege ein Faß des köstlichsten Eimbecker Bieres, so erst heute angestochen, und ein Handelsfreund habe ihm aus der Stadt Köln ein Faß rheinischen Weines gesendet, wie solcher in Hamburg zuvor in dieser Güte nicht getrunken worden. Darum bitte er um die Ehre, der Herr Graf möge zu ihm in's Haus treten und eine

kleine Bewirthung annehmen. Solche Bitten abzuſchlagen, war Graf Otto nicht der Mann. Er folgte dem Rathsherrn nach dem Röbingsmarkte und nachdem er mit ſeinem Wirthe eine ſeine Weile gezechet und zierliche Reden gewechſelt, traten unvermuthet noch zwei Herren vom Rathe ein, ſammt einem Schreiber, wodurch das Gelage bedeutend an Luſtigkeit gewann. Als nun alle ſo viel der Gottes Gaben zu ſich genommen hatten, als nur möglich, und Graf Otto verſicherte, er könne nicht einen Becher mehr trinken, während er den ſeinigen doch immer friſch füllen ließ, klagten ihm die Herren des Rathes, wie es ihnen empfindlich ſei, vor dem Thore „ganz nichts eigenes" zu haben und baten ihn, er möge ihnen doch „dat kleine Rüemeken von dem Dore bet an dem Beeke" geben, bei welcher Gabe ſie ſeiner ſtets eingedenk ſein wollten. Der Graf, der wenig gewußt, wie groß „dat kleine Rüemeken" ſei, welches die Herren des Rathes begehrten, ſagte lachend Ja. Darauf brachte der Schreiber eine Schrift, die er unterweilen in der Nebenſtube aufgeſetzt, zum Vorſchein, las ſolche vor, und Graf Otto, der anſehnlich trunken war, unterſchrieb die Handveſte, ohne nach deren Inhalt ſonderlich zu fragen, worauf er bald feſt einſchlief. Am andern Morgen mochte ihm ſeine Freigebigkeit wohl gereuen, aber die Handveſte war unterſchrieben. Herr Otto hatte in den ſauern Apfel gebiſſen, alſo wollte er ihn vollends verſpeiſen. Darum, als man einen guten Morgentrunk genommen, ritt er ſammt den Hamburger Herren hinaus, beſah ſich das „kleine Rüemeken," welches er über Nacht durch die Gurgel gejagt, und ſetzte ſelbſt das Grenzzeichen an dem Altonaer Beck. Graf Otto iſt nachgehends noch oft zu Weine geritten, aber er iſt immer vor Thorſchluß wieder draußen geweſen.

Als Meiſter Arends dies ſeinen Gäſten vorgeleſen hatte, wußten ſie Alle, wie es geſchehen war, daß der Platz zwiſchen den beiden Städten von dem Ottenſer Kirchſpiel an die Stadt Hamburg gekommen iſt.

VI.

Wie Gaſt und Gaſtfreund mitſammen haushalten.

Unterdeſſen gingen in einem andern Theile der Stadt ernſthafte Dinge vor. Arnold Becker ſchritt von ſeinem Wachtpoſten gerades Weges nach Hauſe. Er hatte nicht weit, denn des Vaters Erbe war an der Senkung der großen Bergſtraße belegen, welche Eiſſlers Feld geheißen. Aber wie kurz auch der Weg, hatte er vollauf Gelegenheit zu ſehen, daß die Worte des Hauptmannes nicht ohne Bedeutung geweſen. Die Leute, welche zu früher Tageszeit bereits auf den Beinen waren, gehörten dem geringen Stande an, bei welchen Arnold Becker wegen ſeines freundlichen Weſens und ſeiner ſtets bereiten Hülfe in Anſehen ſtand. Es fiel ihm daher doppelt auf, daß die Männer entweder nach der anderen Seite hinſahen, oder mit einem ſtummen Kopfnicken an ihm vorüber gingen. Andere rührten ſich gar nicht, ſondern ſahen ihn mit finſteren Blicken an, während einer ſeinem Mitgeſellen über die Straße zurief:

„Iſt Einer von denen, die uns verrathen. Siehſt nicht 'ne Art Ding, wie'n Pferdefuß?"

Und wieder ein anderer ging hart an dem jungen Manne vorüber und ſagte:

„Gnade Gott, wer einem Hamburger hilft, daß er ſich hier in Altona verſtecke."

Darauf erwiederte ein Dritter: „Sollte es wohl dergleichen Volk geben?"

„Warum nicht?" war die Antwort. „Aber wenn die Zeit kommt, geht es ihnen auch dafür an die Kehle."

Arnold Becker vermochte ſich nicht zu bezwingen. In zorniger Aufwallung trat er dem Manne entgegen und ſagte:

„Wen meint Ihr mit Euerem Geſchwätz? Sagt's rund und nett heraus, was Ihr wollt."

„Oho! Nur gnädig!" erwiderte Jener mit ſpöttiſcher Demuth. „Ihr ſeid des reichen Mannes Sohn, der güldene Ringe ſchmiedet, während unſereins mit der Holzaxt ſein täglich Brod verdient. Aber Wer ein Verräther iſt und ginge er zehnmal auf der Rolandsburg in der Herrenſtube zu Weine, kommt in unſere Finger, wenn es Zeit dazu iſt. Gute Verrichtung, Meiſter Becker."

Damit ging der Mann laut lachend weiter, und Arnold betrat das Haus nicht mit leichtem Herzen. Alles aber war vergeſſen, als er ſeinen Vater im Bette ſitzend antraf, zwar noch leidend, aber doch merklich in der Beſſerung und Erdmuthe mit kindlicher Sorgfalt um den alten Herrn beſchäftigt.

„Gott Lob und Dank, daß wir ſoweit ſind, Vater. Nun wollen wir der Krankheit bald die Wege weiſen."

„Ja Gott ſei ob Dank, mein Sohn, Gott und dem guten Kinde, das Du zu mir in's Haus gebracht haſt und die mich pflegt, wie es nur eine wirkliche Tochter thun kann."

„Und bin ich das nicht?" fragte Erdmuthe ſchmeichelnd, ſich zu dem Greiſe herabbeugend. „Mit bange ſchlagendem Herzen betrat ich dieſes Haus nach jener ſchrecklichen Nacht, als ſie den Vater und mich tödten wollten und Arnold uns rettete. Ich kann es nie vergeſſen, und wir ſind für das ganze Leben Euere Schuldner."

„Wohlthun trägt Zinſen," ſagte unſer ehrwürdiger Herr Paſtor Saſſe neulich auf offener Kanzel, und ich bin davon ein lebendes Beiſpiel," ſprach Vater Becker

mit einem dankbaren Händedrucke. „Aber mein Kind, wie ſteht es mit Deinem Vater? Ich habe ihn ſeit mehreren Tagen nicht ſehen können. Heute bin ich recht ſtark und möchte wohl ein Stündchen mit ihm plaudern."

„Ich will ihn rufen."

„Thue das mein Kind. Und ſchaue hübſch fröhlich darein. Wenn es auch draußen noch lobt und lärmt, iſt doch bei uns drinnen Ruhe und Frieden, und dies iſt das größte Glück, was einem Hausvater begegnen mag."

Erdmuthe war kaum hinaus, als Vater Becker ſich erhob und den Sohn haſtig fragte:

„Wie ſteht es draußen?"

„Schlecht, Vater. Die Trunkenbolde, welche die Stadt ſchon zwei Tage ängſtigen, ſind jetzt ſo ziemlich bewältigt. Aber, damit iſt wenig gewonnen, da das Volk hier im Orte ſelbſt . . ."

„Wie?" fragte der Alte raſch und ſeine Züge nahmen einen eigenthümlichen Ausdruck an." Welche Urſache können Sie haben?"

„Böswilliges Volk, das keine Urſache braucht, um Unheil anzurichten, giebt es überall. Aber ich möchte Euch wohl etwas anrathen, Vater."

„Sprich, mein Sohn. Du biſt ein verſtändiger junger Mann, von dem man ſchon einen Rath annehmen kann."

„Es iſt möglich, daß Alles ruhig bleibt, aber es könnte doch eine Zeit kommen und dann wäre dieſe Straße am gefährlichſten, denn ſie ſtößt gerade auf das Thor. Ihr ſeid noch krank, Vater, Ihr und Meiſter Wandrab. Darum iſt mein Rath, Ihr zieht nach Ottenſen zu dem dortigen Voigt, der Euch befreundet iſt und nehmt die Erdmuthe zu Eurer Pflege mit Euch."

„So?" fragte der alte Herr langgedehnt und fuhr nach einer Panſe fort:

„Wenn Du meinſt, die Straße hier ſei nicht geheuer, ſo iſt es ja genug, wenn ich bei dem Vetter Aldag in der Elbſtraße Wohnung nehme."

„In der Elbſtraße, wo ſich den ganzen Tag das Seevolk herumtreibt und mit den Ueber-Elbiſchen ſich ſtets in den Haaren liegt? Nein, Vater. Das iſt nichts für Euch."

„Nun gut. Was meinſt Du denn zu dem Hauſe Deines Pathen, Simon Filter? Er wohnt ſtill und ruhig in der Feldſtraße."

„Nicht doch. Das iſt ja Alles Altonaer Gebiet."

„Du willſt alſo eigentlich, ich ſoll die Stadt verlaſſen," ſagte der Alte ſtirnrunzelnd. „Arnold, Du wirſt aus Liebe zu mir zum Lügner. Nicht gegen das ganze Altona iſt der Pöbel rebelliſch, ſondern gegen mich, weil ich Hamburgiſche Leute, die aus der eigenen Heimath vertrieben ſind, bei mir aufgenommen habe."

„So iſt es, Vater."

„Und Du glaubſt, ich wäre feige genug, mich vor einem Haufen Geſindel zu flüchten? Meiſter Wandrab und ſeine Tochter ſind meine Gaſtfreunde. Glauben ſie ſich bei mir gefährdet, will ich für ihre anderweitige Unterkunft ſorgen, denn es liegt mir ob, ſie zu beſchützen, ſoviel in meiner Macht ſteht. Aber ich bin hier auf meinem Platze und den werde ich nicht verlaſſen. Und meinen Gäſten die Wege weiſen, werde ich auch nicht, ſo lange ich noch einen Blutstropfen in mir fühle."

Der Sohn umarmte ihn ſtürmiſch und ſprach: Komme, was wolle. Wir bleiben beiſammen."

Da trat Emanuel Wandrab mit ſeiner Tochter ein. Die Jungfer weinte ſtill. Der Meiſter war auffallend bleich:

„Ich bin hier mit meiner Tochter, um Euch und Eurem Sohne für die bisher bewieſene Gaſtfreundſchaft zu danken."

„Was meint Ihr damit?"

„Ich will meinen Stab weiter ſetzen. Mein Weg iſt noch lang. Ich verlor Alles und muß ſuchen, es wenigſtens zum Theil wieder zu erlangen. Es war Unrecht, Euch ſo lange zur Laſt zu fallen; aber meine ſchwache Geſundheit verſchuldet es."

„Meiſter Wandrab, Ihr wißt wohl, daß Ihr in Hamburg jetzt nichts ausrichten könnt. Euer Haus liegt darnieder. Ihr habt das Geſetz angerufen, und ob Ihr dort ſeid oder nicht, wird es Euch ſchützen, ſoviel es bei dieſen Kriegsläuften und während die ſchwarze Krankheit immer ärger zu wüthen beginnt, möglich iſt. Ihr wollt alſo nicht darum aus Altona ziehen, ſondern weil Ihr glaubt, ich möchte Euch gern los ſein und hätte nicht den Muth Euch die Wege zu weiſen."

Arnold, der ein heftiges Wort von ſeinem Vater befürchtete, wollte begütigend drein reden. Jener aber ſagte:

Sieh nach Deinem Geſchäft und nach den Leuten, da biſt Du an Deinem Platze. Hier oben wollen wir Alten ſchon Alles in Ordnung bringen. Daß Niemand von den Unſerigen ſich rühre. Er kommt augenblicklich außer Brod und verliert alle Anſprüche auf ein Altentheil. Schärfe es Allen ein. Und voraus dem Jakob Rode. Er hat für ſeine alte Mutter zu ſorgen; das ſoll er wohl bedenken. Geh, mein Sohn und thue rechtſchaffen das Deine. Wir wollen verſuchen, in gleicher Weiſe das Unſerige zu thun."

Arnold küßte dem Vater ſchweigend die Hand, umarmte ſeine Braut und ging in die Werkſtatt. Wüſter Lärm ſchallte ihm entgegen, und als er unerwartet eintrat, flogen Alle eilig an ihre Plätze.

„Was giebt's hier?" fragte er, raſch eintretend, und

als er keine Antwort erhielt, verkündete er den Leuten, was der Vater befohlen habe. Einige lachten, Andere murrten und Jakob Rode rief:

Scheere mich den Teufel um die Arbeit hier. Es wird überall Brod gebacken. Und wenn ich sonst Lust hätte, das Oberste zu unterst zu stellen, bist Du der Letzte von dem ich mich zurückhalten ließe."

„Dort ist die Thür!" sagte Arnold Becker kalt. In fünf Minuten bist Du draußen und kommst nicht wieder herein."

„Das sagst Du mir nicht zwei Mal!" rief Jakob Rode aufspringend. „Schnell vergessen, mein vornehmer Meister, daß wir zusammen auf der Schulbank saßen und ich Dein Jakob war auf Leben und Tod. Hast oft mein Vesperbrod mit mir getheilt und die fette Milch getrunken, die der Vater in seinen rothen Eimern von der Weide nach Hause schleppte. He?"

„Du solltest solche Worte nicht sprechen, um Deines Vaters willen, der mich lieb hatte," sagte Arnold Becker. Was ich sonst Gutes durch Dich genossen, ist Dir hundertfach vergolten."

„Schaut 'mal! Mir? Etwa auch meiner Schwester Katharine, mit der Du Dir stets zu schaffen machtest und ihr auf Schritt und Tritt folgtest? Aber sie war eines armen Milchers Kind, und wenn man um eine reiche Hamburger Meisterstochter freit, die man schon vor der Hochzeit in's Haus nimmt...."

„Bube!" rief Arnold Becker, hochroth vor Zorn und wollte sich auf den Jakob Rode stürzen. Aber die Gesellen hielten ihn zurück und Jener rief im Davoneilen:

„Den ersten Schlag hast Du weg. Die andern sollen Dir auch nicht geschenkt sein!"

Den Gesellen gelang es endlich, den jungen Meister zu beruhigen und dieser ermahnte sie nochmals, nicht zu vergessen, welche Vortheile sie hier im Hause hätten, die man doch nicht leichtsinnig wegwürfe. Dann kehrte er in die Wohnstube zurück, wo beide Alten einträchtig bei einander saßen und beschlossen hatten, den Sturm, der zu ihrem Verderben losbrechen sollte, gemeinsam zu bestehen. Es war ein stiller Frieden in dem Schooße der beiden vereinten Familien und dieser wurde nur vorübergehend getrübt, als der Nachbar eintrat und mit wichtiger Miene eine Nummer des Reichspostreuters aus der Tasche zog, worin gar finstere Geschichten erzählt wurden von den bösen Zeiten, die im Anzuge, wie das Kriegsschwert sich immer tiefer in Blut tauche und wie endlich der Schwede das arme Holsteinsche Land mit schweren Lasten bedrohe.

(Fortsetzung folgt.)

Reliquien.

Baron de la Motte Fouqué an Friedrich Krug von Nidda.

Nennhausen, am 26. Julius, 1817.

Entschuldigen Sie es freundlichst, lieber Krug, daß ich Ihnen nicht nach Riestädt schrieb. Es lag mir so Vieles im Wege — Inn're und Aeuß're — und Ihr Brief sammt der Beilage, die hier mit herzlichem Dank zurückerfolgt, war zu reichhaltig, um ihn so in der Hast, zwischen gedrängten Stunden durch, zu beantworten. Auch heute ist nur die gehörige Muße und Stille noch nicht zu Theil geworden, aber man muß es in diesem unvollkommenen Leben erfassen, wie es kommt; und daß ich es wenigstens ehrlich und gründlich meine, mag Ihnen der beiliegende Versuch über K. Heinrich VII. Minnegesang aussprechen. Vielleicht finden Sie darin ein oder die andre Erläuterung und Unterstützung für Ihre Wallfahrt durch die Myllersche Sammlung und für das Studium der herrlichen altschwäbischen Sprache überhaupt. Jenes Werk steht Ihnen übrigens nicht nur gern bis Michaelis, sondern auch bis künftige Ostern, oder nach Ihrem Belieben auch noch länger zu Dienst.

Es kommt mir vor, als seien Sie recht eigentlich berufen, unsre zierlich edle Ritterwelt vom elften bis fünfzehnten Jahrhundert in zarter metrischer Gestaltung episch darzustellen. (Es versteht sich, daß hier von Anklang und Sitte überhaupt, nicht von strenger Zeitrechnung der aufgeführten Bilder, die Rede ist, denn grade des König Artus — geschichtlich weit früherer — Sagenkreis gehört vornehmlich hierher). In dieser Ansicht macht es mir ganz vorzügliche Freude, meinen Myller bei Ihnen zu wissen. Ihr Gonsalvo erscheint mir, wie ein schönes, wohlausgefochtenes Kampfspiel zur Uebung für diese Bahn. Ganz giebt er noch bei Weitem nicht, was Sie leisten können, aber eben deshalb war es passend, daß Sie sich an diesem anmuthigen Carousselritt vorerst für künftige Turniere versuchten. Vorzüglich würd' ich rathen, sich vor allzukühnen Reimen in Acht zu nehmen, z. B. Frage und Sprache, ernannten und Banden, u. s. w., und vor Inversionen, wie S. 159. „Die Schaaren tief im Blachfeld sich zerstreuen," statt: „Im Blachfeld tief zerstreuen sich die Schaaren;" eine Freiheit, die nach meiner Ansicht nur höchst mäßig gebraucht werden darf. — Und solcher Mängel wegen, glaube ich, war es Ihnen beschieden, Ihre anmuthige Kraft zuerst in einem lieblichen Ringen mit Florian zu prüfen, und freier und stärker vermögen Sie nun die eigenthümliche Bahn zu beginnen. Wie schöne Hoffnungen ich für diese schöpfe, und wie lieb mir bereits ihr Gonsalvo geworden ist, denke ich am besten zu bethätigen, indem ich Ihnen für Ihre nächste epische Dichtung einen Stoff vorschlage, den ich durch lange Jahre liebevoll am eigenen Herzen trug: „Rosamunde Clifford," oder besser: „Schön Rosamund," die vom König Elianor ermordete Huldin, König Heinrichs von England Geliebte. Vielleicht ließe

ſich das ganze Leben des kühnen Helden hineinflechten, vorzüglich die Kriege mit ſeinem Sohne Richard Löwenherz. Außer dem, was die Geſchichtsbücher von jener unglücklichen Liebe melden, fand ich vorzüglich viel Süßes und Schmerzliches in Percy's relique's of ancient english poetry, die ich aber leider nicht ſelbſt beſitze, ſonſt wagte ich's auf's Gerathewohl, ob Sie etwa ſchon einen andern Gegenſtand erkoren haben, und ſendete ſie Ihnen mit.

Mich reißt von dieſem holden, ernſten Spiele mit Lieb' und Leid mein altſächſiſcher Bilderſaal fort, deſſen erſte Erſcheinung, Hermann, falls es irgend nach meinem Willen geht, noch in dieſem Jahre an's Licht treten wird. Früher noch muß nun doch endlich Cotta den zweiten Band meiner Gedichte und einen Band Heldenſpiele zu Tage fördern. Meinem Trauerſpiel: Die zwei Brüder ſehe ich peſtätzlich noch immer umſonſt entgegen. Cotta iſt mit ſeinen weitläuftigen, vielverſchlungenen Geſchäften, trotz ſeines beſten Willens, kein Verleger für mich, und ich habe mich ſchon wegen des Bilderſaales anderweitig umgethan. —

An der erwähnten Quartalſchrift nehme ich keinen Theil mehr. Soll ich Ihre mir überſandten Dichtungen in das Archiv des Frauentaſchenbuches legen? —

Gott führe uns noch hienieden perſönlich zuſammen, lieber, gleichgeſtimmter Freund! Treibt Sie es denn nicht einmal nach Berlin? Dort iſt des Bedeutenden jetzt, in Reibung mancher edlen, in der Hauptſache einigen, in dem Wie verſchied'nen und doch einander liebenden und verſtehenden, oder doch ahnenden Kräfte gar viel zu ſchauen. — Noch heute las ich mit tiefer Bewegung in Ihren geſammelten Gedichten, die Sie auch endlich einmal wieder haben ſollen.

Gott ſegne Sie! — Von Herzen

der Ihrige,
Fouqué.

Nennhauſen, am 29. Nov. 1821.

Mein herzlich lieber Freund!

Mit recht inniger Beſchämung über mein langes Schweigen trete ich vor Dich hin. Zwar ganz ſo arg iſt mein Fehler nicht, als er beim Abgange Deines letzten lieben Briefes erſchien; denn hoffentlich iſt nun ſeitdem ein, durch Freund Dankelman, an Dich adreſſirtes Schreiben eingetroffen, welches Dir geſagt hat, wie nur meine Feder, nicht aber meine Gedanken fern von Dir waren. Aber dennoch, — nur gemildert konnte meine Schuld dadurch werden, aufgehoben freilich nicht. Verzeih, Du liebevoller inniger Freund! Fehler, die nicht aus dem Herzen kommen, verzeihen Unſresgleichen — ich fühle auch hier wieder die Sympathie — ja ſo leicht und gern.

Für Deine eben ſo ſchöne als ehrende Zuneigung gebührte ſich eigentlich ein Liedesgruß, und wer weiß: giebt mir die Muſe nicht bald einmal einen ſolchen ein! Daß Du mich mit Friedrich Kind zuſammengeſtellt haſt, erfreut mich; aber zugleich rührt es mich auf ganz eigne, faſt wehmüthige Weiſe. Die frühere, heitere Verbindung nämlich, in welcher ich mit dieſem reichbegabten Dichter ſtand, hat ſich ſeit Jahren — nicht gelöſt, Gottlob! — aber doch in ein unbegreifliches Verſtummen auseinander gezogen. Vielleicht mochte es ihm empfindlich ſein, daß ich für das Globitzſche Taſchenbuch, mit welchem er in Fehde ſtand, arbeitete. Doch wußte ich, als ich der von dort an mich ergangenen Aufforderung zuſagte, von der Fehde noch nichts. Und nun, da ich mich von ſelbigem Taſchenbuche gänzlich zurückgezogen habe, — ich weiß gar nicht einmal, ob es noch exiſtirt, — wäre vielleicht durch den gemeinſchaftlichen Kranz, welchen Du für Kind und mich geflochten haſt, auch der ehemalige Dichterbund deſto eher wieder neu zu flechten. Was mich betrifft: ich biete nach meiner gewohnten Weiſe herzlich und vertrauend die Hand dazu.

In der Regenbogenfluth Deiner Dichtungen beginne ich nun erſt umherzuſchwimmen, und ſpare mir die Stunden dazu behaglich aus. Ich kann alſo jetzt nur mehr noch für die ganze erquickliche Ausſicht danken, als Einzelnes beſonnen hervorheben. Das letztere ſoll indeß, ſo Gott will, recht bald geſchehen, denn ich habe mir es ſelbſt verheißen, nie wieder ein ſo langes Stocken in einem mir ſo lieben Briefwechſel durch meine Schuld eintreten zu laſſen.

Schon eine kleine Schrift von mir über die Angelegenheit der Hellenen, die nächſter Tage im Druck erſcheinen ſoll, bietet mir Gelegenheit, Dir ſehr bald wieder zu ſchreiben. Dann ein Mehreres über dieſe hochwichtige Angelegenheit.

Unſere Damen grüßen Dich freundlich; grüße Du Freund Danckelman recht brüderlich von mir.

Gott mit uns!

Aus treuem Herzen
der Deinige,
Fouqué.

Feuilleton.

Leſſing's „Nathan der Weiſe." Zum erſten Male 1779 vom Verfaſſer auf Subſcription herausgegeben. Es dürfte wenigen unſerer Leſer bekannt ſein, daß Leſſing ſein gereifteſtes Werk „Nathan" auf Subſcription herausgegeben. Seine Freunde Herder, Campe, Voß (der Buchhändler) Mendelsſohn, Eſchenburg, Ramler und Andere förderten die Subſcription. Leſſing ſelbſt beſtellte tauſend und mehrere hundert Exemplare für ſeine nächſte Umgebung. Bezeichnend iſt ſein Briefchen an Jacobi, den künſtleriſchen Janus, der die Leſſing'ſche und Göthe'ſche Epoche der Wiedergeburt deutſcher Kunſt und Literatur zu erſchauen und erfaſſen Kraft genug beſaß. — So ſchreibt ihm Leſſing am 18 Mai 1779: „Der Verfaſſer des Nathan" möchte dem Verfaſſer des „Woldemar" die unterrichtende und gefühlvolle Stunde, die ihm dieſer gemacht, gern vergelten. Aber durch „Nathan?"

Wohl schwerlich. Nathan ist ein Sohn seines eintretenden Alters, den die Polemik hat entbinden helfen.

Merkwürdig ist auch die Anzeige des „Nathan" in der Buchhändler-Zeitung auf das Jahr 1778 (Hamburg, in der Herold'schen Buchhandlung, S. 599) von Lessing selbst in einem sehr wenig Lärm machenden Tone abgefaßt. Sie möge hier, manchen jungen Musensöhnen zur Erbauung, ihren Platz finden.

„Da man durchaus will, daß ich auf einmal von einer Arbeit (Anti-Götze) feiern soll, die ich mit derjenigen frommen Verschlagenheit ohne Zweifel nicht betrieben habe, mit der sie allein glücklich zu betreiben ist: so führt mir mehr Zufall als Wahl einen meiner alten theatralischen Versuche in die Hände, von dem ich sehe daß er schon längst die letzte Feile verdient hätte. Nun wird man glauben, daß ihm diese zu geben, ich wohl keine unschicklichere Gelegenheit hätte erwarten können, als Augenblicke des Verdrusses, in welchen man immer gern vergessen möchte, wie die Welt wirklich ist. Aber mit nichten: die Welt, wie ich mir sie denke, ist eine eben so natürliche Welt, und es mag an der Vorsehung wohl nicht allein liegen, daß sie nicht eben so wirklich ist. — Dieser Versuch ist von einer etwas ungewöhnlichen Art, und heißt: „Nathan der Weise," in fünf Aufzügen. Ich kann von dem nähern Inhalte nichts sagen: genug daß er einer dramatischen Bearbeitung höchst würdig ist, und ich Alles thun werde, mit dieser Bearbeitung selbst zufrieden zu sein. Ist nun das deutsche Publikum darauf begierig, so muß ich ihm den Weg der Subscription vorschlagen. Nicht, weil ich mit einem einzigen von den Buchhändlern, mit welchem ich noch bisher zu thun gehabt habe, unzufrieden zu sein Ursache hätte, sondern aus andern Gründen. Meine Freunde, die in Deutschland zerstreut sind, werden hiermit ersucht, diese Subscription anzunehmen und zu befördern. Wenn sie mir gegen Weihnachten dieses Jahres wissen lassen, wie weit sie damit gekommen sind, so kann ich um diese Zeit anfangen lassen zu drucken. Das Quantum der Subscription wird kaum einen Gulden betragen: den Bogen zu einem Groschen berechnet, und so gedruckt, wie meine übrigen Werke bei Voß gedruckt sind. Wolfenbüttel, den 8. August 1778. Gotthold Ephraim Lessing."

Die nächste Wirkung die „Nathan" (wozu das „Decamerone" des Bocaccio giornata 1. Nov. 111. Melchisedech Guideo den Stoff geboten) hervorbrachte, war eine Entrüstung gegen den Verfasser. Daß Lessing selbst gleichsam den Gesichtspunkt, aus dem „Nathan" betrachtet werden soll, angegeben, als Schlußstein nämlich seiner polemischen Riesengebäude, auf denen emporragend er die falschen Götter, die eine drohende Macht am literarischen Götterstz angenommen, bekriegte, mag die Ursache der ersten Erbitterung gewesen sein. — Schmerzlich klingen die Worte eines Freundes (Mendelssohn am Schlusse der „Morgenstunden") wo es unter Anderm heißt: „Wie sehr veränderte sich die Scene nach der Erscheinung des Nathan! Nunmehr drang die Cabale aus den Studierstuben in die Privathäuser seiner Freunde und Bekannten mit ein ꝛc." — Dieses Alles verbitterte ihm die letzte kurze Zeit seines Lebens, und beförderte höchst wahrscheinlich seinen Tod.

Schade, daß sein dramatischer Epilogus zum „Nathan" der „Derwisch," den er bereits seinen Freunden zu gleicher Zeit mit dem Nathan angekündigt, nicht ausgearbeitet wurde. Noch mehr aber ist zu bedauern, daß sein „Faust" dramatisches Gedicht — die erste aller Faust-Dichtungen — in der Nähe von Wien, während Lessing's Reise nach Italien verloren gegangen. — Eine Scene: „Faust und die sieben Geister," die auf die Nachwelt gekommen, läßt uns schmerzlich fühlen, um welches Kleinod wir gekommen sind.

Anfrage wegen einer Göthe'schen Handschrift. Vor zwölf Jahren las man in mehrfachen Journalen, daß sich in der Autographensammlung des Herrn von Gerstenberg zu Weimar auch viele Handschriften von Göthe vorfänden. Der nun verstorbene, damals in Halle wohnhafte Hofrath Dorow, machte besonders einige von Göthe an den Herzog von Weimar gerichtete Zeilen bekannt, die der Wiener „Humorist" am 15. Februar 1845 brachte und die wie folgt, lauten:

Du sorgest freundlich, mir den Pfad
Mit Lieblingsblumen zu bestreu'n.
Still thätig danke Dir mein Leben
Für Alles Gute, was Du mir erzeigst.
Fügst Du dazu die Sorge für Dich selbst,
So geh' ich ohne Wünsche fröhlich hin.
Denn nur gemeinsam Wohl beglückt Verbundene.

Da nun in neuerer Zeit ein Individuum, Namens von Gerstenberg, sich bekanntlich große Betrügereien mit Schillerschen Handschriften zu Schulden kommen ließ, so möchte man denn stark bezweifeln ob obige Zeilen wirklich von Göthe herstammten. Die kräftige Schlußzeile ausgenommen, hätte der „Alte von Weimar" dies ebenso gut prosaisch in Prosa schreiben können, als sich mit dem Metrum zu quälen. Wie gesagt: wir hegen Bedenken und es wäre nicht unwahrscheinlich, daß die Autographenfabrik zu Weimar sich erkühnt, auch mit dem Altvater Göthe Geschäfte zu machen.

Ella Rose von Gutzkow, ist in's Schwedische übersetzt worden und es wird nächstens auf der Hofbühne zu Stockholm in Scene gehen.

Leistungen amerikanischer Buchdrucker. In Philadelphia sind drei Nachdrucke der beiden neuesten Bände von Maculay's Geschichte Englands erschienen. Einer davon, der auf 25,000 Exemplare berechnet war, wurde innerhalb 50 Stunden gesetzt, stereotypirt, gedruckt und brochirt. Natürlich legten hierbei etliche hundert Setzer Hand an's Werk.

Theekenner in China. In China giebt es Theekenner, welche man mit unsern Weinkennern vergleichen kann,

denn jene unterscheiden von 700 Gattungen Thee, insofern dieses Getränk eigenthümlich schmecken soll, je nachdem es in diesem oder jenem Gefäß, mit diesem oder jenem Zusatze, um diese oder jene Zeit u. s. w. gekocht worden ist.

Auch eine Vergleichung. In einer kritischen Besprechung über Hamlet und den Charakter des Dänenprinzen, der von dem Bild des aufgedunsenen Königs den Lastermantel riß, hat ein Federheld herausgefunden, daß Ophelia für Hamlet dasselbe ist, was Josephine für Napoleon war.

Aphorismen. Es ist allerdings wahr, daß der Mensch der Ehre wegen noch Reichthümern streben soll, allein daraus folgt noch nicht, daß die Reichen ihrer Reichthümer wegen geehrt werden sollen, denn die Ehre ist ein Glanz, den auch das Gold verbreiten kann, aber nur, wenn es dem Sonnenlichte der Menschheit und Philantropie ausgesetzt wird.

*** Die Unschuld ist ein Stern am Lebenshimmel. So lange sich dieser Stern am Himmel erhält, leuchtet und glänzt er; dagegen löscht sein Licht eben so schnell aus, wenn er von seinem Himmel herabfällt, als jenes der auf die Erde fallenden Sternschnuppen.

*** Diejenigen Aeltern, welche sich zwischen ihre Kinder und den Erzieher derselben stellen, vergessen, daß dieses nur zum Nachtheil ihrer Kinder geschieht, denn sie verfinstern dadurch die geistige Sonnenscheibe des Erziehers, dessen geistiges Licht die Seelen und Herzen seiner Zöglinge be- und erleuchten soll. Ein Erzieher muß daher wie die Sonne leuchten und ohne Flecken sein, weil der kleinste Schatten, der auf seinen Character geworfen wird, wieder auf das geistige und moralische Ich seiner Aeltern zurückfällt.

*** Wie das Salz nothwendig zum Leben ist, so ist es auch der Schmerz, dieses Salz für unser Herz; denn während das Salz unser materielles Ich vor der Fäulniß schützt, so schützt der Schmerz unser geistiges und moralisches Dasein, das in der Hitze des Glückes leicht verderben könnte, vor der geistigen und moralischen Verderbniß.

Literarisches. Else. Novelle von Sophie Verena. Berlin. Verlag von Alexander Duncker 1856. 227 S. Das Buch ist Charles Dickens gewidmet. Der Pathe ist gut! nicht minder aber auch das Kindlein, an dessen Wiege die Grazien Wacht halten und Schönheit, wie weises Maaß sich in bester Harmonie zum Wiegenlied vereinigen. Es ist diese Novelle ein Seelenleben, welches der rauhen Wirklichkeit entnommen, dennoch in das Reich des Idealen hinüberschwebt und, verklärt vom Hauch der Poesie, als ein Bild ächter Weiblichkeit die Macht besitzt, das Gemüth der Menschen zu erfassen und den schönsten wohlthuendsten Eindruck in der Seele zurückzulassen. Noch nie legten wir ein Buch so befriedigend aus der Hand, wie diese Novelle. Die Charaktere der Else und des Conrad, so wie des Prinzen sind Gestaltungen, bei deren Schaffen die unbekannte Verfasserin tiefe Blicke in das menschliche Herz entfaltet und — wenn wir nicht irren — vielleicht hier und da gar aus eigenen bittern Lebenserfahrungen geschöpft. Die Einfachheit der Worte wirkt oft mächtig und allen Frauen empfehlen wir diese „Else" zu lesen, deren Verfasserin zu den größten Hoffnungen berechtigt, denn ihr Debüt mit dieser einfach schönen Novelle ist jedenfalls ein glänzendes zu nennen.

Moden-Bericht aus Paris.

Endlich! endlich ist der lang ersehnte Sommer erschienen; hören wir freudigst von allen Seiten her ausrufen. Hinaus eilt Alles in's Freie, was nur irgend diese Erholung sich gestatten kann, um jubelnd den lieben Gast zu begrüßen, der in diesem Jahre so lange auf sich warten ließ. Da indessen die Natur stets ihre Rechte geltend macht, dürfen wir die bestimmte Hoffnung hegen, den diesjährigen Sommer um so viel länger zu genießen, als er sich vor seinem Eintritte verspätet hat. Frohen Muthes rüstet sich jetzt Jedermann zu Ausflügen auf's Land oder in die Bäder, und die Modisten haben so vollauf zu schaffen, daß sie es nicht ermöglichen können, allen Anforderungen zu genügen. Dazu kommt noch die bevorstehende Taufe des kaiserlichen Prinzen, die ebenfalls tausende von Händen in Bewegung setzt.

Diejenigen Damen, welche durch ihre Stellung einen bedeutenden Einfluß auf die Mode üben, haben den Krinoline gänzlich verworfen, jedoch sagen wir damit nicht, daß die Roben an Umfang verloren hätten. Derselbe Effect wird hervorgebracht durch Bayadere-Unterkleider mit Volants und sehr weite Ueberkleider. Eine Modeautorität benachrichtigte uns kürzlich von dem Wiedererstehen der kurzen Kleider, doch schenken wir dem Gerücht bis jetzt nicht mehr Glauben, als wir vor einigen Wochen dem der engen Röcke beimaßen.

Einige Damen suchen etwas Besonderes in ganz uni gehaltenen Toiletten.

Bei der jungen Gräfin B., erst kürzlich verheirathet, sahen wir in diesem Genre eine Toilette, deren Beschreibung hier folgt: Die Robe, welche aus Seide, Bleu de Fevres bestand, hatte ein breites Volant à la duchesse; dieses letztere war bedeckt mit einem 30 Centimetre breiten, schwarzen Spitzenvolant, welches am Ansatz eine schmale Spitzenrüsche befestigte. Ein Mantelet von gleichem Stoffe, ebenfalls mit Spitzen garnirt, verhüllte die Figur. Dazu war ein Hut gewählt von italienischem

Stroh, der entsprechend mit blauem Bande und schwarzen Spitzen geschmückt war. Auf der linken Seite befand sich ein Paradiesvogel in der Farbe der Robe nuancirt. Sonnenschirm und Fußbekleidung d. h. Stiefelchen mit hohen Absätzen, stimmten genau mit der Toilette überein.

Gehen wir jetzt zu den eigentlichen Sommertoiletten über!

Bei Mademoiselle Geodère sahen wir eine Robe von Grenadine, in Amerikanerform mit Volants à Disposition, deren Dessin aus wechselnd matten und lotinirten Streifen bestand. Die Aermel des Kleides waren sehr kurz und gebauscht, die Taille ausgeschnitten. Ein reizendes Fichü, Marie Antoinette von Tüll, umhüllte graciös den Hals.

Ein zweite Toilette bestand aus einem Kleide von weißem Mull mit drei Volants. Jedes der Volants war gesäumt und mit rosa Band durchzogen. Die Aermel hatten drei große Puffen, welche mit einem Volant endeten. Ein Fichü à Papillons, garnirt mit Papillons in Rosa bedeckte die Schultern. Armbänder von rosa Band.

Nichts ist wohl reizender und kleidsamer, als die Berthen, welche man jetzt anfertigt. Die beliebtesten sind mit abgerundeten Enden, welche sich über der Brust kreuzen. Zierliche Schleifen verschönen das Ganze.

Ebenso macht man sehr hübsche Canezons und Bosquinen ganz aus Zwischensätzen, abwechselnd mit Valenciennes Spitzen und Mull-Einsätzen. Man verwendet zu diesem Zwecke auch entre-deux; genannt petits trous, welche man mit schmalem, farbigem Bande durchzieht, was eine äußerst anmuthige Abwechselung giebt.

Die Unterärmel zu diesen Toiletten sind ebenfalls aus entre-deux zusammengesetzt und reich mit Band geschmückt.

Ehe wir unsern heutigen Bericht schließen, wollen wir denjenigen unserer verehrten Leserinnen, welche Gelegenheit haben, das Vergnügen des Reitens zu genießen einige Notizen in ihrem Interesse geben.

Die größere Zahl der Reitanzüge wird in englischem Piqué gearbeitet, mit Stickerei und Soutasche zuweilen, jedoch seltener, mit Spitzen verziert. Die hohen Amazonenleibchen sind mit cirkassischen Knöpfen dicht geschlossen.

Einige dieser Anzüge haben Pelerinen, die theils runde, theils Shawlform haben. Zu diesen weißen Piqué-Kleidern trägt man gewöhnlich beanne Strohhütchen, die mit Sammetband oder Strohfedern verziert werden.

Erklärung der beiliegenden Schnitt- und Muster-Tafel.

Nr. 1. Muster zu einem Kragen à la bonton, jetzt die neueste und beliebteste Form, mit vier oder fünf Knöpfen vorn herunter, die nur falsch aufgesetzt, oder auch zum Knöpfen benutzt werden. Das Muster wird in der runden Form in der sie hier gezeichnet ist, auf Mull hochgestickt, dann auf den Zwischenraum Valenciennes Einsätze geheftet, und an jeder Seite durch eine fein cordonirte Linie herangestickt; nach beendigter Arbeit wird der Mull unter dem Einsatz fortgeschnitten und der Kragen mit einer dem letzteren entsprechenden gefältelten Spitze garnirt. Indessen eignet sich auch jeder gerade gestickte, oben in der Rundung immer ein wenig eingezogene Einsatz zur Anfertigung dieses Kragens, den wir reizend arrangirt bei Herrn Briet, Jägerstraße 28, sahen.

Nr. 2. Muster zur Stickerei auf weißem Cachemire oder dunklen Sammet-Mantillen. Die Mode derselben ist so sehr en vogue, daß wir wiederholentlich ein solches Muster bringen, welches in gleicher Breite rund um die Mantille sich wiederholt, oder auch an den Schultern dadurch vereinfacht wird, daß die Bouquets etwas kleiner gezeichnet werden. Die Arabeske dieses Musters wird in Kettenstich, die Punkte derselben im Knötchenstich, die Kreuze als solche, die Bouquets in Plattstickerei gearbeitet.

Nr. 3. Muster zu einem Aermelstreifen; der dazu passende Kragen folgt nächstens, wird theils hoch gestickt, theils festonirt, die Zacken im Point de rose gestickt.

Nr. 4. Der Name Emilie englisch oder hochzusticken.

Nr. 5. Breites Streifenmuster zu den Volants eines Kleides bestimmt; auch um Kelchdecken oder zu den Aermeln eines Chorhemdes passend. Es wird auf Mull entweder applicirt oder ganz hoch gestickt. In ersterem Fall kann statt Tüll noch ein Ma Mull untergelegt, alle Ränder cordonirt oder festonirt werden und nach vollendeter Arbeit der Mull nur unter den Blättern und Blumen bleiben. Die Löcher werden englisch, die Aehren hochgestickt.

Nr. 6. Modell einer Achselbandgarnirung. Im Interesse der geehrten Abonnentinnen, die unseren Rath in Bezug auf das Arrangement von weißen Kleidern begehren, wählten wir dieses sehr graziöse Modell, das sich gleicherweise zu hohen und ausgeschnittenen Taillen eignet. Das Muster der folgenden Nummer würde sich als Stickerei um dasselbe eignen. Der Schoß muß aus doppelten Volants gebildet sein, der obere schmale mit der Stickerei Nr. 7, der breitere mit dem Muster Nr. 5, das an die Stickerei des ersten Volant des Rockes heranreicht; geziert sein. Auch als Ueberkragen mit diesen Mustern gestickt, würde sich das Modell sehr eignen.

Nr. 7. Schmales Streifenmuster wie Nr. 5 zu sticken.

Nr. 8. Einsatzstreifen zu Nr. 5 und 7 bestimmt.

Nr. 9. Der Name Agrippina hochzusticken.

Nr. 10. Hälfte der Passe eines Kinderhäubchens. Zu demselben wird abgepaßter gestreifter Mull gewählt oder in glatten Mull werden schmale Säume genäht und in die leeren Säume das Muster hochgestickt. Auch können in Stelle der Säume Spitzeneinsätze dienen.

Der Einsatz des Musters würde sich auch zu Puffärmel, vereint mit dem Plein der folgenden Nummer, eignen.

Digitized by Google

Nr. 11. Boden des Kinderhäubchens, wird ganz hoch oder auch die Punkte in den Blumen durchbrochen gestickt.

Nr. 12. Die Buchstaben F. K. verschlungen, ersteren englisch, letzteren hochzusticken.

Nr. 13. Modell eines Unterärmels aus zwei Puffen und einem mit Spitzen besetzten Volant arrangirt.

Nr. 14. Die Buchstaben B. A. zu festoniren.

Nr. 15. Die Buchstaben E. K. Die Linien werden fein cordonirt, die Punkte hoch oder als Löcher gestickt.

Nr. 16. Der Name Josephine in Hochstickerei.

Nr. 17. Der Name Friederike desgleichen.

Nr. 18. Die Buchstaben G. B. mit Krone, erstere zu festoniren, letztere hochzusticken.

Nr. 19. Taschentuchecke mit dem Namen Elma. Ersteren in Hochstickerei; die Ränder des Namens fein zu cordoniren und dann mit dem Point de piqué zu füllen. Auch der Name ganz hochzusticken.

Nr. 20. Der Name Ottilie wie Nr. 12 zu arbeiten.

Nr. 21. Die Buchstaben E. K. verschlungen; ersterer wird hoch, das K. englisch gestickt.

Erklärung des beiliegenden Modekupfers.

1. Promenaden-Toilette. Rosa Crepphut mit Band, Blumen und weißen Blonden garnirt. Kleid von quergestreiftem Taffet glacée, mit kleinen Blumen besäet. Schoß-Jacke von Toffet mit Knöpfen und Borten verziert. Sie schließt an der Taille eng an und hat kurze halbweite Aermel mit einem Volant. Der ganze Besatz besteht in seidenen Borten von verschiedener Breite, die immer unter einem seidenen Knopf endigen.

2. Weißer Crepphut, mit breiten violetten Taffet-Schrägstreifen; an einer Seite mit einem Veilchen-Bouquet das zugleich die Innenseite schmückt, an der andern mit weißen und violetten Taffetschleifen garnirt. Grünes Taffetkleid, in gleicher Farbe kariert; hohes vorn mit Knöpfen geschlossenes Leibchen, dessen Schöße zwei ausgeschlagene Volants zieren. Aermel aus vier Volants und einer großen Puffe zusammengesetzt, unten in einem Armband von Band und Schleifen endigend. Kragen und Unterärmel von gestricktem Mousseline. Taffet-Mantille mit façonirten Borten und sehr reichen Fransen mit einem Guipüre-Rand besetzt.

3. Crepphut mit weißer Blonde, schwarzen Spitzen und Band-Puffen, im Innern mit Blondenrüschen und Frühlingsblumen garnirt. Taffetkleid mit drei Volants, die schwarze Chenille-Fransen und darüber eine Sammetborte zieren. Hohes Leibchen, vorn mit drei Reihen Eicheln, halb Chenille halb Sammet, geschlossen. Die Schöße enden in zwei Volants. Aermel aus drei breiten übereinanderfallenden Falbeln zusammengesetzt, die mit schmaleren Fransen, als die des Rockes, garnirt sind. Kragen von Guipüre de Venise. Unterärmel von punktirtem Tüll.

4. Besuchs-Toilette. Hut von Phantasiestroh mit Blumenagraffen und Crepphlättern verziert. Haare in abstehenden Scheiteln. Halb seidenes Kleid mit hoher Schoßtaille, deren Revers berthenartig die Taille umgiebt und mit einer gefältelten Garnirung besetzt ist. Aermel mit doppelten Volants. Das Leibchen ist vorn mit vier Schleifen geschlossen, der Schoß mit zwei Volants besetzt. Den Rock zieren sechs festonirte Volants von abnehmender Breite, an die sich diejenigen des Schoßes anschließen. Puff-Unterärmel von Tüll, übereinstimmend mit dem Kragen mit Stickereien garnirt. Schirm von rosa Moiré antique, weiß gefüttert und mit schwarzen Spitzen besetzt.

5. Toilette für ein Diner. Taffetkleid mit sieben Volants, und diese mit einer violetten Tafftrüsche garnirt. Ausgeschnittene Taille; kurze Puffärmel auf die Bandschleifen herabfallen. Unterärmel von weißem Tüll mit Puffen, Spitzen und Band garnirt. Das Leibchen ist durch ein Kragentuch Eugenie bedeckt; es besteht aus Tüllpuffen, Band und Tüllrüschen, letztere umgeben den Halsausschnitt. Die Hauptverzierung desselben bilden Achselbänder und Bandschleifen, vorn mit langen Enden.

6. Toilette für ein Mädchen von acht bis zehn Jahren. Strohhütchen mit karirt aufgesetztem Sammetbande garnirt. Taffetkleid mit Falbel und diese mit zwei Reihen Fransen besetzt. Schoßjäckchen von Taffet, mit Posamenterie-Borten, Knöpfchen und Eicheln besetzt. Das Leibchen zieren Achselbänder mit langen Enden. Kurze doppelte Aermel.

Die Abonnenten der ersten (Acht Thaler-) Ausgabe erhalten heute als Extra-Zugabe:

Unsre lieben Hühnerchen.

Gedicht von Hoffmann von Fallersleben, componirt von Groben-Hoffmann.

Die Zeitung für die elegante Welt erscheint wöchentlich und zwar in drei verschiedenen Ausgaben:

Erste Ausgabe mit allen Beilagen zu 8 Thalern jährlich. Enthält im Jahrgange 52 Damen- und 24 Herren-Modekupfer, Musik-Beilagen, Mustertafeln für weibliche Arbeiten und Moden, Schnitt-Tafeln für Herren, Polichinelle-Bogen, Portraits, Genrebilder ꝛc.
Die zweite Ausgabe zu 5 Thalern jährlich bringt denselben Text und ausschließlich Damen-Modekupfer und Mustertafeln.
Die dritte Ausgabe zu ebenfalls 5 Thalern enthält nur Herren-Modekupfer, bringt aber ebenfalls 52 Lieferungen Text.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

Verlag von Otto Janke in Berlin. Verantwortlich: R. Wegener.

Druck von A. Pohn & Comp. in Berlin.

Digitized by Google

№ 26. Sechsundfünfzigster Jahrgang. **1856.**

Die Abonnements-Bedingungen befinden sich am Schlusse des Blattes.

Redaction: **Th. Drobisch** in Leipzig
und
R. Wegener in Berlin.

Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen hierauf an.

Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich eine Lieferung von 1½ bis 2 Bogen Text, mit artistischen und technischen Beilagen, bestehend in Pariser Modekupfern, Muster- und Schnitt-Tafeln für Damengarderobe ꝛc. in sorgfältigster und reicher Auswahl.

Altona's achter Januar.

Historische Erzählung

von

Heinrich Smidt.

(Fortsetzung.)

VII.

Wie es im „düster langen Balken" aussah.

Vom „Franschenhof" her zieht sich über die Lohmühle ein schmaler Weg längs den Weiden, der in das nördliche Ende von Ottensen mündet. Das ist der „düster lange Balken." Der Weg ist mehrfach gekrümmt und zu beiden Seiten mit hohen Hecken von Hagebutten, Weißdorn, Jelänger-Jelieber und Haselstauden eingefriedet, weshalb der Wanderer nur im Stande ist, eine kurze Strecke seines Weges mit einem Male zu übersehen. Unfern von dieser Straße lag die Kathe, wo die Wittwe Rode mit ihrer Tochter Katharina wohnte, die weit und breit für das schönste Mädchen galt, und unter dem jungen Volke war Mancher, der sich ernstlich um ihre Gunst bemühte, ob sie gleich nur eine arme Wittwentochter war. Die Mutter hatte schon manchen ehrsamen Freier mit freudestrahlendem Gesicht empfangen und auf die hohe Ehre hingedeutet, die ihrem Hause durch solchen Besuch zu Theil werde. Aber sie fiel schier aus den Wolken, wenn Katharina nach den zierlichen Bemerkungen kaum hinhörte, und den Freiern schnippisch erklärte, sie wolle noch ledig bleiben. Da zogen sich die ehrbaren Männer nach und nach zurück und nur die, welche minder lautere Absichten hatten, hielten aus. Und das schien der Dirne beinahe recht zu sein. Die Mutter aber schlug die Hände über den Kopf zusammen und lamentirte, daß alles ein Ende mit Schrecken nehmen werde, worüber Katharina laut lachte.

„Ich wasche meine Hände," sagte die Mutter. „Da siehe Du zu. Sind freilich nur Landleute, oder kleine Handwerker, die um Dich werben, aber sie haben ihr gutes Brod und Du bist auch nur eines Milchers Tochter, der sein Lebstage nicht mehr als sieben Kühe in dem Stall hatte."

„Waren es die sieben fetten oder die sieben magern?" fragte Katharina muthwillig.

„Kind! Kind! Du spottest selbst mit der heiligen Schrift. Das nimmt kein gutes Ende. Weiß wohl, daß Du noch immer an den hochmüthigen Burschen, den Arnold Becker, denkst"...

Katharina ward roth und ſagte mit aufgeworfenen Lippen:

„Der käme mir gerade gelegen. Habe mir wohl ſeine Capriolen eine Zeitlang gefallen laſſen; aber ſie wurden zuletzt ſo langweilig, daß ich ihn auslachte und er mir nicht wieder vor Augen kommen durfte. Nun hält er es mit einer Hamburger Dirne, die ihm etwas vorflennt und eben ſo halsbrechend ſeufzt, wie er ſelber. Lacht ihn aus, den Gimpel."

„Was ſoll das werden," jammerte die Mutter. „Wir ſind blutarm. Und könnten es ſo gut haben."

Katharina ſtand auf und ſagte feſt: Wenn der Tag graut, bin ich da und halte aus, wenn die Sonne längſt zur Ruhe ging. Mit meinen Händen verdiene ich, was wir brauchen und wir haben noch keine Noth gelitten. Auf meine Hülfe habt Ihr ein Recht, die bin ich Euch ſchuldig. Aber mein Herz iſt mein Eigenthum und das giebt Niemand weg, außer ich ſelbſt."

Jakob Rode war in die Stube getreten und ſagte mürriſch:

„Guten Abend. Braucht nun nicht mehr über mein ſpätes Nachhauſekommen zu klagen. Bin ein freier Mann geworden und werde hier bei Euch hauſen, ſo lange das Eſſen und Trinken nicht ausgeht."

„Ach, Du Taugenichts! heulte die Mutter und rang die Hände. „Haſt Du Dich doch um den guten Platz gebracht? Was für ein Unglück erlebe ich an meinen Kindern."

„Werft mir nicht den Fehltritt meines Bruders vor!" ſagte Katharina. „Ich habe nichts mit ihm gemein."

„O, lieb Schweſterchen!" ſagte Jakob Rode boshaft." „Biſt ja über die Maßen empfindlich. Denkſt wohl, ich weiß nichts, aber ſei zu furchtſam, um aus der Schule zu ſchwatzen? Hätte ich das vorher gewußt, ſparte ich mir den Aerger mit dem hochmüthigen Goldſchmiedsjungen, dem ich vorwarf, daß er Dich ſitzen laſſe, um es mit einer Andern zu halten und der mich dafür zur Thür hinauswarf."

Katharina war ſehr zornig über dieſe Worte ihres Bruders und verbot ihm, ſich um ihre Angelegenheiten zu kümmern:

„Ich will nicht heirathen, um eines Mannes Magd zu ſein; und thue ich es dennoch, ſo geſchieht es nur unter der Bedingung, daß ich leben kann, wie es mir gefällt. Dafür, daß ich einem Manne meine Freiheit verkaufe, ſoll er drei- und vierfach geben, was ich jetzt entbehren muß."

Und als ſie das geſagt hatte, verließ ſie in großer Erregung die Stube.

Um dieſe Zeit betrat Arnold Becker den düſter langen Balken. Vor ihm her ging ein Mann. Bei einer Biegung des Weges ſah er einen Augenblick lang das Geſicht deſſelben und blieb erſtaunt ſtehen:

„Um Gott, was iſt das? Wahrhaftig ich meine.... Aber nein! nein! Ich muß mich geirrt haben. Wie käme der hierher? Was könnte er hier wollen? Ich bin heute ſo aufgeregt, daß ich überall Geiſter ſehe."

Der Mann war fort. Schon dämmerte es ſtark, als Arnold Becker die Kathe erreichte, worin Frau Rode wohnte. Nicht weit davon am Knick glaubte er ein Frauenzimmer zu ſehen, das vertraulich mit einem Manne ſchwatzte, den er für denſelben hielt, mit welchem er den Weg kreuzte. Er überlegte mit ſich. Auf das ſchwere Wort hin, welches Jakob Rode geſprochen, als er die Werkſtatt verließ, war er hierher gegangen, um mit der Mutter zu ſprechen. Als er jetzt dem Ziele nahe war, ſtand er ſtill, um nochmals mit ſich zu Rathe zu gehen. Seine Augen glitten dabei über den kleinen Krautgarten hin. Die Beiden waren verſchwunden. Etwas beklommen trat er ein.

Es war in der Stube faſt finſter. Die Alte ſaß mit den Händen im Schooße. Arnold bot ihr einen guten Abend und ſagte:

„Vielleicht weiß Sie ſchon, daß Ihr Jakob unſere Werkſtatt heute verlaſſen hat. Es thut mir leid, daß es ſo gekommen iſt; aber er hat es ſelbſt verſchuldet."

„Das ſagen die reichen Leute immer, wenn ſie uns Armen das Meſſer an die Kehle ſetzen," entgegnete die Frau bitter.

„Ihr thut mir Unrecht, Mutter Rode. Als ich noch ein Kind war und der toll gewordene Stier mich umrannte, rettete mich Euer Mann und hat mich ſeit jener Stunde gern gehabt. Ich habe ihm das nie vergeſſen und bin eben hier, um Euch das zu beweiſen. Glaube es wohl, daß Ihr von des Jakob Wochenlohn nicht viel bekommen habt; aber es war doch mitunter etwas. Aufnehmen kann ich ihn nicht wieder; aber bis er wieder untergebracht iſt, ſollt Ihr Sonnabends Euern Antheil haben."

Katharina, die eben eintreten wollte, blieb auf der Schwelle ſtehen, als ſie Arnold Becker erblickte. Die Mutter aber ſagte:

„Dank für's Almoſen. Muß es wohl nehmen, weil ich in der Noth bin. Iſt auch das Wenigſte, was Ihr thun könnt, nachdem Ihr Euern Spielkameraden verſtoßen, wie vordem ſeine Schweſter."

Das iſt ein hartes, ungerechtes Wort," engegnete Arnold Becker mit einiger Aufwallung. „Es iſt wahr, ich ſah die ſchöne Dirne gern und habe redliche Abſichten gehabt. Aber ſie war viel zu hochmüthig und hatte für jedes herzliche Wort nichts als kalten Spott. Da blieb ich weg. Sieht ſie, Frau Rode; ich kenne die Katharina

genau. Es iſt eine ſtolze, hochfahrende Dirne, und dieſer Hochmuth wird vielleicht noch ein Mal ihr Unglück. Aber ſie iſt keine Lügnerin und wie ſie es meint, ſagt ſie es gerade heraus. Darum weiß ich gewiß, ſie wird nicht behaupten, daß ich ihr ein Gelöbniß gethan und ſie dann habe ſitzen laſſen wie ein Schuft."

Kaum waren dieſe Worte geſprochen, als Katharina näher trat und ſagte:

„Darüber könnt ihr beruhigt ſein. „Ihr habt mir nichts verſprochen und wäre es geſchehen, ich würde es nicht angenommen haben. Geht alſo mit Gott, Herr Goldſchmied, und laßt Euch von den Hamburger Dirnen an der Naſe herumführen ſo viel es Euch beliebt, denn Ihr ſeid doch eben nur ein Geck wie alle Andern."

Damit verließ ſie die Stube. Arnold Becker blieb in einer ſeltſamen Stimmung zurück. Er wandte ſich nochmals an Frau Rode, die aber im mürriſchen Schweigen verharrte. Unzufrieden, ein ſo nutzloſes Werk begonnen zu haben, ſchied er von einem Hauſe, wohin er den Frieden hatte zurückbringen wollen.

Es dämmerte ſtark, als er hinaustrat in das Freie.

VIII.

Wie es in der Finſterniß hell wird.

Katharina war wieder draußen im Krautgarten. Neben ihr ſtand ein junger Mann, der eifrig ſprach. Es war derſelbe, mit welchem Arnold Becker vorhin den Weg gekreuzt hatte.

„Spart Euere Worte!" ſagte das Mädchen. „Ihr macht mich doch nicht andern Sinnes."

„So gilt Dir all meine heiße Liebe nichts?" fuhr er dringender fort. „Seit ich Dich geſehen, biſt Du mein Ein und mein Alles. Ich denke nur an Dich und will nichts, als Dich allein."

„Laßt dieſe Reden, die, wie Ihr ſchon wißt, bei mir nichts verſchlagen. Aus Liebe heirathe ich keinen Mann. Wenn ich mich an einen ſolchen weggeben ſoll, muß er vorher meine Bedingungen eingehen. Sie nennen mich ſtolz und hochfahrend. Ich weiß beſſer, wie es mit mir ſteht. Mein Sinn ſteht nach Höherem. Mein Geiſt und meine Schönheit machen mich dazu geſchickt, und doch bin ich dazu verdammt, in der Niedrigkeit zu leben. Hunderte, die dumm und häßlich ſind, gehen in Sammet und Seide und prunken vor der Welt mit ihrem Reichthum, während ich in dieſer räucherigen Kathe leben und Allem was die Welt Schönes hat, entſagen muß."

„Das mußt Du nicht. Gehöre ich nicht zu einer angeſehenen Büegerfamilie? Wir haben ein prächtiges Haus in der Stadt. Vor dem Dammthore einen artigen Garten und Ackerland. Dazu ein gut Stück Geld in der Truhe und eine tüchtige Kundſchaft für die Werkſtatt. Was willſt Du mehr?"

„Euerm Vater gehört das Alles, nicht Euch. Glaubt Ihr, daß er in Euere Heirath mit einer Bettlerin willigt? Auslachen wird er mich und mich aus ſeinem Hauſe jagen, wenn ich Euch dahin folge. Und wenn Ihr nicht zu bitten aufhörtet und er ſagte endlich Ja, um Euch nur los zu werden; wäre ich dann, was ich ſein will? Ich kenne dieſe Bürger und ihren Hochmuth. Eine Magd würde ich ſein und noch weniger, als dieſe, denn die kann wieder gehen, wenn es ihr nicht gefällt. Ich aber muß bleiben und täglich hören, wie er ſich von dem Jungen habe beſchwatzen laſſen, die Bettelbirne zu Gnaden an- und aufzunehmen. Nun wolle er mindeſtens dafür ſorgen, daß die Bäume nicht in den Himmel wüchſen, und ihr zu verſtehen geben, daß ſie ſein demüthig ſein müſſe, wie es ſich für Ihresgleichen gezieme."

Katharinens Augen funkelten. Es war, als ob ſie das ſchon wirklich erlebt hätte, was ihre erhitzte Phantaſie ihr vorſpiegelte. Der junge Mann ſah ſie feſt an und ſagte:

„Du biſt ungerecht gegen mich, Katharina. Jetzt will ich ein ernſthaftes Wort zu Dir reden, darum verlange ich, daß Du mir aufmerkſam zuhörſt und dann antworteſt. Mich widert es an, länger umher zu ſchleichen, wie ein Spion, denn ich bin gewohnt offen zu handeln. Ich war mit einer ehrſamen Jungfer verlobt, als ich Dich ſah. Deine Schönheit riß mich hin und ich konnte kein Auge von Dir abwenden. Du warſt heiter, gönnteſt mir manches gute Wort und litteſt es, daß ich Dich öfters ſehen durfte. Die ſoll es ſein oder keine, gelobte ich mir, und bot Dir meine Hand. Ich habe Alles aufgegeben um Deinetwillen. Der Vater weiß noch nichts von meiner Liebe zu Dir, aber er wird es erfahren, ſobald ich Dein Wort habe und ich ſchwöre Dir, daß Alles ſo werden ſoll, wie Du es nur fordern kannſt. Aber Du mußt nicht das Unvernünftige verlangen. Eines Handwerkers Haus iſt nicht das Schloß des Edelmanns und in einer Werkſtatt ſieht es anders aus, als in den himmelhohen Speichern unſerer reichen Kaufleute. Was eine Frau unſeres Standes nur irgend hat, das ſollſt Du auch haben und mehr. Das verbürgt Dir meine Liebe. Haſt Du nur ein klein wenig Neigung zu mir, ſo läßt Du Dir damit begnügen und giebſt mir Dein Jawort."

„Erwerbt Euch die Einwilligung Eures Vaters, daß er mich zur Schwiegertochter annimmt und mich halten will, wie er es thun würde, wenn ich die Tochter des angeſehenſten Bürgers in Hamburg wäre. Laßt ihn zu uns herauskommen und wie es ſich geziemt, bei der Mutter ſeine Werbung anbringen und ich will mein Jawort

geben, aber nicht eher. Nun habt Ihr mein letztes Wort und Ihr wißt wohl, daß ich kein Haarbreit davon abgehe."

Der junge Mann blickte sie mit dem Ausdrucke der glühendsten Leidenschaft an:

„Ich werde gleich Morgen mit dem Vater sprechen. Es wird ein heftiger Kampf werden, ich weiß es. Aber ich werde gewinnen. Ich muß gewinnen, denn es handelt sich um Leben und Tod und meinem Vater bin ich an's Herz gewachsen. Es kann mancher Tag vergehen bis dahin. Mache mir diese Zeit nicht dadurch zur Hölle, daß ich denken muß, Du seiest des Wartens überdrüssig geworden und hast einen andern vorgezogen. Versprich mir, Katharina, daß Du warten willst, bis ich Dir die Antwort meines Vaters oder ihn selbst bringe. Versprich mir das."

„Ich verspreche es!" entgegnete sie, ihm die Hand reichend und er ging eilenden Schrittes davon. Katharina sah ihm einen Augenblick nach, fuhr, wie träumend, mit der Hand über die Stirn und kehrte nach Hause zurück.

Dies war der Augenblick, da Arnold Becker in den dämmernden Abend hinaustrat. Er ging langsam seines Weges und machte sich allerlei Gedanken, als plötzlich ein lauter Schrei an sein Ohr schlug. Er horchte auf. Der Lärm dauerte fort. Noch einige Schritte und er gewahrte zwei Männer, die im erbitterten Kampfe einander gegenüberstanden. Der Eine holte mit seinem Knittel zum gewaltigen Schlage aus. Aber der dadurch Bedrohte packte zur rechten Zeit den Arm seines Gegners und hielt ihn fest. So standen sich Beide — Auge in Auge — gegenüber.

„Hollah! Was wirds hier?" rief Arnold Becker, an die Streitenden heran tretend. „Giebts nicht genug des Haders bei Tage und Nacht in den Städten, daß Ihr ihn auch noch in diese einsame Gegend tragt? Stellt Euer Raufen ein und geht nach Hause."

„Hussah!" rief der junge Bursche mit dem Knittel, indem er sich durch einen hastigen Ruck von der Hand seines Gegners befreite. „Hat sie Dich auch recht zärtlich empfangen, mein Junge? Schade, daß ich nicht daheim war, sonst hättest Du vor ihr tanzen müssen und ich hätte Dir mit meinem Fiedelbogen dazu aufgespielt."

„Du bist betrunken, Jakob Rode," sagte der Goldschmied kalt. „Geh nach Hause; ich habe nichts mit Dir zu schaffen. Laß diesen Mann ruhig seines Weges gehen, denn ich begreife nun schon, daß Du ihn in der Trunkenheit aufielst. Willst einen Wegelagerer vorstellen? Glückstadt ist nicht weit. Mache Platz, Gesell."

Jakob Rode lachte laut auf: „Viel auf ein Mal. Wenn ich mich betrunken habe, ist es für eigene Rechnung geschehen und kümmert Euch nicht. Glückstadt, sagt Ihr? Auf ein naseweises Wort gehört ein Schlag. Eigentlich auf jeden Buchstaben. Damit bin ich gerade nicht geizig. Daß Ihr aber den Mann da ... Ha! Ha! Ha!"

Er lachte so wild auf, daß es in der Dunkelheit schaurig klang und fuhr fort:

„Ha! Ha! Ha! Das ist der Katharina ihr neuer Liebster! Ha! Ha! Ha! Und Ihr da! Damit ihr es nur wißt: Dies ist meiner Schwester ihr frühester Liebster, der Goldschmiedsjunge von Eiffelsfeld. Und er ist dieselben Wege gegangen, die Ihr jetzt geht. Ha! Ha! Ha! Und ich habe ihm ein Bein gestellt, wie ich Euch eins stellen will. Nun habe ich Euch Beide in Händen, denn Ihr sollt mir zinsen und steuern, so viel mir gefällig ist, oder ich bringe von Euch in beiden Städten Geschichten herum, daß Ihr Euch die Augen aus dem Kopfe schämen müßt und Euch jeder ehrliche Mann die Wege weist, wenn Ihr bei ihm einsprecht. Die Katharina ist doch ein verwettertes Ding, daß sie solche Burschen nach Gefallen an der Nase herum führen kann. Ha! Ha! Ha! Wir sprechen uns bald wieder von wegen der Steuer. Und dabei muß es zwischen Euch und der Dirne allezeit still und ehrbar zugehen, sonst ... Ha! Ha! Ha! Gute Nacht, Arnold Becker! Gute Nacht, Matthes Reinsdorf! Ich lege mich auf's Ohr."

Laut lachend entschlüpfte er durch das Gebüsch. In einem Augenblicke war er in der Dunkelheit verschwunden.

„Ihr seid Matthes Reinsdorf?" fragte der Goldschmied.

„Ich bin's. Danke Euch für den Beistand, den Ihr mir geleistet. Der Bursche wollte in seinem trunkenen Muthe Geld von mir erpressen und als ich es ihm weigerte, hob er die Hand gegen mich."

„Kennt Ihr den wüsten Gesellen?"

„Ehe wir weiter reden, erklären wir uns. Zwei Männer, die sich in so seltsamer Lage befinden, müssen einen grimmigen Haß hegen, oder ein ächtes Vertrauen zu einander fassen. Gott gebe das Letztere."

„Schlagt ein! Wir wollen treu zusammen halten. Sprechen wir offen miteinander. Daß ich mit Erdmuthe bekannt werden konnte, ist wohl zu begreifen. Wie Ihr aber — denn Ihr seid es doch, den ich eben in dem Krautgarten der Frau Rode neben Katharina sah?"

„Sie hat es mir angethan. Ich kann keinen Tag länger ohne sie leben. Morgen rede ich mit meinem Vater. Es muß biegen oder brechen."

„Aber wie lerntet Ihr sie kennen? Sagt mir Alles und seid meines Beistandes gewiß."

Die beiden jungen Männer sprachen im Weiterschreiten eifrig und viel. Als sie den Scheideweg erreichten, sagte Matthes, dem Arnold zum Abschiede die Hand schüttelnd:

„Ihr ſeid glücklich durch Erdmuthens Liebe. Ich danke Gott, daß er es ſo fügte und dem guten Kinde dreifach wieder gab, was ſie an mir verlor. Hier iſt der Brautring, den ich noch von ihr beſitze. Alles Glück mit ihr und Euch. Ich habe keinen andern Gedanken mehr als Katharina."

Sie ſchüttelten ſich die Hände und gingen nach verſchiedenen Richtungen hin auseinander.

IX.

Wie aus Stahl und Stein helle Funken ſprühen.

Wer den Meiſter Reinsdorf lange nicht ſah, der hätte ihn kaum wieder gekannt. Sonſt wär er rührſam in ſeinem Hauſe und in der Werkſtatt ſtets der Erſte und der Letzte auf dem Platze. War er auch hochfahrenden Sinnes und glaubte etwas Beſſeres zu ſein, als andere Leute, ſorgte er doch dafür, daß ſeine Kunden zu ihrem Rechte kamen, und wenn ein Geſell ſeine Schuldigkeit that, that er auch die ſeinige und wohl noch etwas darüber.

Jetzunder geſchah von dem Allgemeinen das Gegentheil. Seine Leute konnten ihm nichts zu Dank machen und ſelbſt die geſchickteſten wurden Nichtsnutze geſcholten. Da ſchnürten dieſe ihr Bündel und zogen ab. Den Kunden fuhr er über den Mund und förderte die beſtellte Arbeit läſſig oder garnicht. Da blieb die weitere Kundſchaft aus und die ſonſt ſo belebte Werkſtatt ſtand verödet.

Den Meiſter kümmerte das wenig. Seit dem Tage, da er mit ſeinem Gevatter Emanuel Waudrab gebrochen, um der Erdmuthe willen, grollte er mit der ganzen Welt und dachte an nichts, als an Rache. Daher kam es, daß Alles drunter und drüber ging, und weil der Sohn dem Vater nachahmte, wurde es mit der Wirthſchaft immer bedenklicher.

Beide ſahen ſich kaum und ſprachen faſt nie mehr miteinander. Der Vater las in dem kummervollen Geſicht des Sohnes den herben Schmerz über den Verrath ſeiner geweſenen Braut und da er nicht wußte, wie er ihn aufrichten ſollte, ließ er ihn lieber ganz und gar gewähren. Der Sohn fürchtete ſtets, der Vater möchte ſein Geheimniß entdecken, darum wich er nicht minder beharrlich aus und verfiel faſt in Melancholie.

Plötzlich kreuzten ſich die Wege Derer, welche ſich bisher ſorglich vermieden hatten.

Matthes hatte in Katharinens Hand ein feierliches Verſprechen gelegt. Er konnte nicht ohne ſie leben und mußte daher mit dem Vater reden. Keine Ahnung hatte er von dem Verfall des häuslichen Wohlſtandes und wenn er nur erſt die Einwilligung des Vaters hatte, ſchien es ihm ein Leichtes alle Wünſche ſeiner hochfahrenden Geliebten zu erfüllen.

In dem Kopfe des Meiſter Reinsdorf kreuzten ſich die Gedanken wunderbar. Er hatte ſich aus ſeinem dumpfen Groll aufgerüttelt und erſchrack über das, was er gewahrte. So konnte es nicht bleiben. Das Verlorne ließ ſich nur durch eine raſche That wieder gewinnen. Dieſe That ſollte der Sohn vollbringen. Er wollte die Hand dazu bieten."

„Wenn der Junge verheirathet iſt, wird Alles wieder gut werden," ſagte er zu ſich ſelbſt. „Eine Frau bringt neuen Muth in's Haus und einen Brautſchatz. Ein ſolcher Schatz bringt Glück. Alſo muß Matthes heirathen und ich will mich für ihn umſehen."

Das that der Meiſter und als er ſeiner Sache gewiß war, ließ er ſeinen Sohn rufen. Dieſer erſchien aber von ſelbſt, noch ehe ihn des Vaters Botſchaft erreicht haben konnte und ſagte in geringer Aufregung:

„Wenn der Vater nichts dawider hat, möchte ich wohl ein Paar Worte mit ihm reden."

„So auch ich, mein Sohn!"

„Es wird ein ernſthaft Geſpräch werden, Vater, und ich bitte Ihn recht gelaſſen zu bleiben."

„Die Zeit iſt ernſt. Woher ſoll die Kurzweil kommen? Der Krieg wird immer wilder, und rückt uns nahe. Laſſen wir mindeſtens daheim den Frieden walten."

Das ſpricht mir Vater aus der Seele. Wir haben mehrfachen Kummer erlebt. Er Vater und ich."

„Ja, mein Sohn!" ſagte der alte Reinsdorf faſt weich. „Voraus Du. Ich weiß es, Matthes. Wenn ich auch nichts ſagte, gelitten habe ich mit Dir."

Der Sohn drückte die Hand des Vaters an ſeine Lippen und fuhr lebhafter fort:

„Ich habe abgeworfen, was mich drückte, mit keinem Worte denke ich mehr an das Verlorne. Wer weiß, ob es nicht beſſer iſt, daß es verloren ging. Die Laſt drückt nicht mehr."

„Das iſt wacker!" rief Meiſter Reinsdorf. „Du handelſt, wie ein Mann. Was nun weiter?"

„Ich will meinen Stand verändern, Vater. Das Junggeſellenleben habe ich ſatt, und will eine Frau nehmen."

„Recht, mein Sohn. Schlage der leichtſinnigen Pelzerdirne ein Schnippchen und nimm eine Andere.

„Das thue ich!" ſagte Matthes raſch. „Und wenn ich dem Vater meine Braut zuführe . . ."

„Die Braut iſt gefunden"

„Ja, Vater, ſie iſt gefunden!" antwortete der Sohn, und hielt plötzlich inne, weil jetzt die Entſcheidung fallen mußte.

Meiſter Reinsdorf ſchüttelte mit dem Kopfe:

„Du Teufelsjunge weißt alſo? Und ich dachte, meine Sache ſo klug gemacht zu haben, daß außer mir ... Nun, es iſt gut. Da Du es alſo weißt, kennſt Du ſie auch, die ich Dir ausgeſucht."

„Wie? Der Vater hätte mir eine ausgeſucht?" fragte Matthes zögernd und eine düſtere Ahnung überkam ihn.

„Was iſt das für eine alberne Frage? Haben Dich die Heirathsgedanken verwirrt, ſollen ſie mich nicht verwirren, denn einer muß den Kopf oben behalten. Mit der Küperei iſt es in der letzten Zeit rückwärts gegangen. Habe keine Luſt mehr an der Werkſtatt, darum ſollſt Du ſie neu beleben. Dazu iſt noth, daß Du eine Frau nimmſt, die Dir ein tüchtiges Stück Geld in die Wirthſchaft bringt, und eine ſolche habe ich gefunden. Vor Jahr und Tag ſtarb mein Mitmeiſter Schaffelsdorf. Er hat keine Kinder, wohl aber eine dralle Wittwe mit einem tüchtigen Vermögen hinterlaſſen. Sie hat ein Auge auf Dich. Ich erfuhr es von ungefähr und habe darnach mit ihr geſprochen. Es iſt Alles richtig. Gehe hin und bringe Deine Worte an, dann haben wir in vier Wochen Hochzeit. Nun? Warum antworteſt Du nicht? Und wie ſiehſt Du aus? Was iſt das für ein Armenſünder-Geſicht? Junge! Wenn Du mir durch den Sinn fährſt. Ich will nicht daran denken. Geh ſogleich und hole Dir von der Schaffelsdorfern das Jawort."

„Nein, Vater, das thue ich nicht."

„Hollah, Burſch! Wo willſt Du hin? Stillgeſtanden und gebeichtet. Die Braut, die ich ausgeſucht, ſtößt Du von Dir und willſt doch heirathen? Wen willſt Du heirathen? Welche Schwiegertochter willſt Du mir in's Haus bringen? Iſt's eine ſo miſerable Creatur, daß Du ſie nicht zu nennen wagſt?"

„Nein, Vater. Meine Geliebte iſt ein ſchönes Mädchen. Das ſchönſte, was Er finden kann, ſoweit der Himmel blau iſt."

„Wer iſt ſie? Wer? ſchrie der Alte, mit dem Fuße ſtampfend.

„Katharine Rode heißt ſie. Ihre Mutter iſt die Wittwe eines Milchers. Sie iſt nur arm, Vater, aber mehr werth, als hundert Andere, die ſich mit Gold bedecken können, denn ſie iſt ſchön, Vater. Schön und ſtolz als ob ſie eine Königin wäre."

Der alte Mann ſchlug ein eiſiges Hohngelächter auf:

„Schön und ſtolz, wie eine Königin? Da iſt ihr am Ende der Großböttcher Reinsdorf zum Schwiegervater nicht einmal gut genug und ich muß ſie wohl gar ſchön bitten mit uns in die Verwandtſchaft zu treten?

„Spreche der Vater nicht ſo. Er kennt die Katharina nicht, ſonſt würde er nimmer dergleichen ſagen. Katharina kennt ſich. Sie weiß was ſie werth iſt, und will daß auch andere ihren Werth erkennen ſollen.

Das Feuer der Leidenſchaft riß ihn hin. Er ſprach mit Begeiſterung von ſeiner Geliebten und unter welchen Bedingungen ſie ihm ihre Hand zugeſagt. Meiſter Reinsdorf ſtand mit offenem Munde da. Er begriff nichts von dem Allen und hielt den Sohn für verrückt. Als er endlich ſah, daß es dieſem voller Ernſt war, brach er los:

„Nun und in alle Ewigkeit nicht. Unterſtehe Dich nicht, länger daran zu denken. Wenn Du aber wieder mein Gebot handelſt und die ſchlaue Metze ..."

„Vater! Halte Er ein!" rief Matthes, oder ich vergeſſe, ſo wahr Gott lebt, was ich Ihm ſchuldig bin. Er hat mich eingeſchüchtert von Kindesbeinen an. Nie hatte ich einen andern Willen, als den ſeinigen. Meine ganze Jugend iſt in Furcht und Zagen verſtrichen. Ich habe die Küperei lernen müſſen, ohne gefragt zu werden, ob ich es auch gern lernte, oder lieber etwas Anderes. Ich bin verlobt worden, ohne daß Er mich fragte, ob mir die Braut gefiele. Es iſt mir oft zu Muthe geweſen, als ſollte ich verzweifeln, und müſſe ich ſolchen Zwang mit Händen und Füßen abwehren. Aber ich dachte der Worte, die mir der ehrwürdige Paſtor Noodt bei der Einſegnung einprägte: „„Ehre Vater und Mutter, auf daß es Dir wohlgehe und Du lange lebeſt auf Erden."" Nun aber erliege ich und werfe die Laſt von mir."

Matthes wollte gehen. Meiſter Reinsdorf ergriff ſeinen Arm und hielt ihn feſt:

„Nicht von der Stelle. Du ſollſt mir Beichte ſtehen. Bekenne Alles. Wie weit haſt Du Dich mit der Dirne eingelaſſen? Hat ſie ein ſchriftliches Eheverſprechen von Dir? Ich will es ihr entreißen. Eine Bettelbirne in mein Haus nehmen ... Ho! Ho! Mein Kopf brennt. Und all dies Unheil in einem Augenblicke, wo durch eine reſolute Handlung Alles zum Guten ausſchlagen könnte. Junge! Mache mich nicht wild. In der Wuth kenne ich mich ſelbſt nicht, und weiß nicht was ich thue. Matthes! Ich warne Dich zum letzten Male! Willſt Du die Schaffelsdorfer heirathen?"

„Nein!" entgegnete der Sohn feſt.

„So verfluche ich Dich, Du ungerathenes Kind! Ich kenne Dich nicht. Ich ſage mich los von Dir. Geh, ſoweit Deine Füße Dich tragen. Und wäre es bis an das Ende der Welt, mein Fluch haftet an Deiner Sohle! Fort! Fort! aus meinen Augen und für immer."

Die Zunge verſagte den Dienſt. Der Schaum trat ihm vor den Mund. Er ſchlug ſich mit der geballten Fauſt vor die Stirn.

„Ich gehe!" ſagte der Sohn mit bebender Stimme. „Mit einem Worte iſt mein ganzes junges Leben zerſtört. Die Katharina habe ich verloren, denn einen Bettler ... Was ich anfange, weiß ich nicht. Aber wenn ich ein

Schurke werde, wenn ich in der Verzweiflung etwas thue, was mich vor Gott und Menschen in Schimpf und Schande bringt: Er trägt die Schuld."

Matthes stürmte fort. Dem Vater kehrte erst allmählich die Besinnung zurück. Es wurde ihm schwer, seine Gedanken zu sammeln. Regungslos saß er und murmelte vor sich hin:

„Alles verloren! Alles! Was ich dem Emanuel Wandrab wünschte, habe ich nun selbst. Wie sagt doch die Schrift? Mit dem Maße, womit Ihr messet ... Nichts da! Sie wollen mich zwingen! Mich beherrschen. Ha! Ha! Ha! Sie sollen nicht."

Er sank bleich und on allen Gliedern zitternd zu Boden. Die Wirthschafterin, die nach einiger Zeit eintrat, rief das ganze Haus zusammen und der herbeigerufene Arzt fand den Meister bereits im vollen Fieber.

(Fortsetzung folgt.)

Schlafen und Schaffen.

Wach' auf und rege Dich.
Dir träumt vom Glück im Schlaf:
Verschlafe nicht das Glück,
Das Dich im Traume traf.

Du fühlst die neue Kraft,
Die Deine Glieder füllt:
Doch ihre Zaubermacht,
Noch ist sie unenthüllt.

Du löse selbst den Bann,
Ein kecker junger Held.
Der Kraft in Deinem Arm,
Der Arbeit ist die Welt.

H. Philipp.

Die Rosen.

Gar manche Thräne
Fiel schon hinab
Auf diese Rosen,
Die sie mir gab.

Fließt nur ihr Thränen,
Fließet darauf,
Verwelkte Blumen
Blüh'n nicht mehr auf. —

An ihrem Grabe
Schattig und kühl
Blühen der schönen
Blumen so viel.

Doch keine Blume,
Die ich dort fand,
Gleichet den Rosen
Von ihrer Hand.

Carl Hermann.

Abschied.

Es zieht ein Kind aus seiner Eltern Haus,
Voll Wehmuth geht es in die Welt hinaus;
In wenig Monden, die so schnell vergehn,
Da wird es schon die Heimath wieder sehn
Und dennoch Heimweh ihm am Busen nagt,
Zum ersten Mal hat's „Lebewohl" gesagt.
„O! wie der Abschied von dem Liebsten brennt,
Auch wenn nur kurze Zeit uns von ihm trennt,
Doch heiße Thränen heilen diesen Schmerz,
Drum weine Dich nur aus, Du junges Herz. —
Es kommen Zeiten, wo Du scheiden mußt
Von Allem, was Du liebst in tiefster Brust,
Wo Zweifel Dich beim „Lebewohl" durchwehn:
Wirst das Verlorne je Du wiedersehn?
Dann weinest Du vergeblich armes Herz,
Dann heilen keine Thränen Deinen Schmerz."

Carl Hermann.

Feuilleton.

Graf Nesselrode. Es ist hinlänglich bekannt, welch wichtige Rolle dieser russische Diplomat in letzterer Zeit gespielt. Weniger vielleicht dürften Viele von dem Lebenslauf dieses wichtigen Mannes Kenntniß haben. Gleich wie dereinst sieben Städte Griechenlands sich um die Ehre stritten: Homers Geburtsort zu sein, so könnten vier Möchte den Ruhm in Anspruch nehmen, den Grafen Nesselrode zu ihren Unterthanen zu zählen. Er wurde nämlich vor Lissabon auf einem englischen Schiffe von deutschen Eltern in russischem Dienst geboren. Da kein lutherischer Geistlicher sich auf dem Schiff befand, das den künftigen Diplomaten zur Welt kommen sah, so wurde derselbe nach englischem Ritus getauft. Er könnte demnach wohl von Großbritanien rectamirt werden, wenn

ſolches nicht ſelbſt ſchon große Staatsmänner hätte. Die Familie des Grafen Neſſelrode ſtammt aus Weſtphalen und die Neſſelrode ſind Reichsgrafen.

Thorwaldſens Geliebte — todt. Am Abend vor dem letztverfloſſenen Pfingſtfeſt wurde zu Stockholm die irdiſche Hülle einer hochbejahrten Bürgersfrau zu Grabe getragen. Die Verblichene war Thorwaldſens erſte Liebe. Es war im Frühjahr 1796, wo Thorwaldſen ſeine Wanderung über die Alpen nach dem alten ewigen Rom antreten ſollte. In Deutſchland war Krieg und ſeine Freunde riethen ihm, mit der königlichen Fregatte „Thetis“ zu gehen, die nach dem Mittelmeer gehen ſollte. Thorwaldſen hatte zu jener Zeit eine Geliebte. Er nahm von ihr treuherzigen, ehrlichen Abſchied und ſagte: „Du ſollſt nicht, da ich jetzt fortreiſe, an mich gebunden ſein. Hältſt Du feſt an mir und ich an Dir, bis wir uns nach mehreren Jahren wieder treffen, ſo iſt die Sache abgemacht.“ So ſchieden ſie — und ſahen ſich erſt nach vielen Jahren wieder, kurz vor ſeinem Tode, ſie als Wittwe, er als ewig junger Künſtler. Als Thorwaldſens Leiche in königlicher Pracht durch die Straßen geführt wurde, weinte an einem offenen Fenſter eine alte Frau der Bürgerklaſſe, das war ſie, die ihm nun auch gefolgt.

Ein ſpaniſcher Buchhändler iſt eine Figur, ein Menſch von dem ſich unſere Schulphiloſophie nichts träumen läßt. Ein ſolcher Geſchäftsmann auf dem Markt der Literatur verhält ſich zu einem deutſchen Buchhändler wie ein Faulthier zu einem Wieſel, wie ein Frachtwagen zu einer Lokomative. Von dem Verdacht, daß der Geiſt der Speculation über ihn gekommen, wird er freigeſprochen für alle Zeiten, denn gleichgiltig wie ein Türke ſitzt er unter ſeiner Waare. Sein größtes Vergnügen iſt: eine Cigarre zu rauchen und mit Geiſtlichen wie Mönchen zu plaudern, welche faſt ſeine einzigen Käufer ſind. Er benimmt ſich, als wäre er der Verfaſſer, nicht der Verkäufer der Bücher. Kommt ein Fremder zu ihm, ſo beachtet er ſolchen kaum und weiß nicht, welches Buch er beſitzt oder nicht beſitzt. Er hat keinen Katalog und ſtreckt kaum den Arm aus, um ein Buch herunterzunehmen, das man ſehen will. Höchſt ſelten hat er ein Buch, ſo bei einem andern Buchhändler erſchienen iſt; er läßt es weder holen, noch ſagt er, wo es zu finden iſt. Verlangt man von ihm ein beſonderes Buch, z. B. Caro's „Alterthümer von Sevilla,“ ſo antwortet er: man möge nach einigen Tagen wiederkommen. Iſt nun drei oder vier Mal Nachfrage geſchehen, ſo legt er Pedraza's „Alterthümer von Granada“ vor. Gegenvorſtellungen helfen Nichts; „es ſind ja Alterthümer,“ ſagt er. Verlangt man ein Geſchichtswerk, ſo bringt er vielleicht Gedichte und ſagt: „Dies hält man für ein ſehr gutes Buch.“ Ein Buch iſt ein Buch, davon läßt er ſich nicht abbringen, und er ſieht nicht ein, warum man nicht mit dem erſten beſten zufrieden iſt und ein ganz beſonderes verlangt.

Eine genaue Bekanntſchaft. In einem hohen Kreiſe zu Potsdam erzählte unlängſt A. von Humboldt eine hübſche Geſchichte von den amerikaniſchen Menſchenfreſſern. Er beſuchte bei ſeinen Reiſen in Amerika irgend eine Einöde; eines Tages ſaß er neben einem rieſenhaften Indianer, der vor nicht langer Zeit Chriſt geworden war, und fragte denſelben: „Kannteſt Du den Herrn Biſchof von Quebec?“ — Da erhob ſich der Indianer und ſagte: „Ob ich ihn kenne, *ich habe ihn ja mit gegeſſen!*“

Frankreich hat am Kanal und an der dem Ocean zugewandten Küſte 128 Leuchtthürme und Feuer zur Richtſchnur für die Schifffahrt und 33 am mittelländiſchen Meere.

In Schweden werden jährlich 22 Millionen Pinten Brantwein getrunken, wozu ſo viel Kartoffeln und Getreide gebraucht werden, daß 600,000 Menſchen davon leben könnten.

Der Perlenfiſcherei in Norwegen widmet man jetzt beſondere Aufmerkſamkeit, da man unlängſt in einem Bache für mehr denn 600 Thaler Perlen fand. Etliche der Perlen wurden mit dreißig und vierzig Thalern bezahlt.

Eine Rache Raſſini's. Mehr als je beſchäftigen ſich jetzt Pariſer Journale mit Anecdoten aus Raſſini's Leben. Der „Schwan von Peſaro“ iſt freilich in manchen Stücken phantaſtiſch geweſen. So hatte er ſich z. B. bei der erſten Vorſtellung der „diebiſchen Elſter“ mit dem Buffo Galli verunreinigt, und rompanirte, um ſich an demſelben zu rächen, vier bis fünf abſcheuliche Takte, welche das Erſcheinen des Fernando bezeichnen. Galli errieth die böswillige Abſicht, that aber als merke er nichts. Später nach der Wiederausſöhnung, als Raſſini dieſe Takte ändern wollte, widerſetzte ſich Galli, und ſo ſind ſie bis heute geblieben.

Der deutſche Schneidergeſelle in Paris. Wie in vielen Dingen, wo der Deutſche immer das Plackhalz abgab, grübelte, arbeitete und Erfindungen zu Wege brachte wovon denn andere Nationen den Nutzen zogen, ſo geht es noch jetzt den deutſchen Schneidergeſellen, die jährlich zu Tauſenden nach Paris ziehen um dort — ihr Glück zu machen. In großen Kleiderfabriken zahlt man dem franzöſiſchen Arbeiter z. B. für das Fertigen eines Fracks zwölf bis dreizehn Francs. Der Pariſer Schneidergeſell, ein feiner Herr vom Scheitel bis zur Sohle, nimmt Tuch und Unterfutter mit nach Hauſe und — arbeitet? — Nicht immer. Er weiß, daß arme deutſche Collegen da ſind, die Hunger im Leibe und Nichts zu eſſen haben. Einem ſolchen wird die Arbeit übergeben während der Pariſer Nadelheld ſpazieren geht und den Lion ſpielt. Unterdeſſen ſitzt nun der arme deutſche Schulze oder Müller in ſeiner fünf Stock hohen Bodenkammer und ſtochert und näht, daß er ſo zu ſagen Blut ſchwitzt. Er

Digitized by Google

fertigt die Nähte mit einer Accurateſſe, ſo fein, ſo ſauber, ſo feſt, als ſollten ſie eine Ewigkeit halten. Mit Hunger im Geſicht trägt er dann den fertigen Frack zu ſeinem Gönner, dem Pariſer Schneidergeſellen, der ſich wie ein Graf gebehrdet und ihm für die Arbeit 2 ſage zwei Francs bezahlt. Der Deutſche macht ſeinen Bückling und läuft — wie ein Schneider — in die erſte beſte Reſtauration um ſeinen bellenden Magen zu befriedigen, bis es ihm nach vieler Mühe gelingt in eine Schneiderwerkſtatt oder wie es dort heißt — Atelier einzutreten, wo ſeiner ein etwas beſſeres Loos erwartet.

Der größte Schwindel mit Salben und Pillen wird in England betrieben, wo man ſich nicht ſcheut, von dergleichen Heilmitteln Dinge auszupoſaunen, die an das Unglaubliche grenzen. Da heißt es: Kranke, welche ſchon längſt von den Aerzten aufgegeben worden, bekamen durch den Gebrauch dieſer Pillen Leben und Geſundheit wieder. Auf dem Wege des Geſetzes wird nicht im Mindeſten gegen dieſe Marktſchreierei eingeſchritten und die größten Zeitungen, wie z. B. die „Times" geben ſich zu Helfershelfern her.

Widerſprüche. Zu keiner Zeit hat man noch ſo wenig geglaubt, wie in der jetzigen, und doch gab es noch nie ſo viele Gläubiger, als eben jetzt. Zu keiner Zeit konnte man ſo ſchnell von einem Orte zum andern kommen, als in der jetzigen, und doch ſchreitet die Welt ſo langſam vorwärts. Zu keiner Zeit gingen ſo viele Menſchen durch, als in der jetzigen, und doch können ſo wenige fortkommen. Zu keiner Zeit gab es ſo viele ſchwerfällige Theaterſtücke, wie in der jetzigen, und doch fiel auch nie ſo leicht eins durch, wie eben jetzt.

Der Johannistag in Peru. Am Johannistage, dem Tage der Schutzheiligen von Lima, findet unter den niedern Klaſſen — den cholos, den Eingeborenen, den Zambos und den Schwarzen — ein großes Feſt ſtatt. Daſſelbe wird in dem Thale von Amancaes, drei Meilen nördlich von der Stadt, gefeiert. Am Tage vorher wird eine Anzahl von Zelten und Buden im Thale errichtet, welches etwa eine halbe Meile lang und eine Drittel Meile breit iſt. Dieſe Zelte ſind mit Fahnen und Bannern behängt und für Erfriſchungen, Tanz und Spiel eingerichtet. Auf der Straße, die zu dieſem Platze führt, ſind Kapellen des Heiligen eingerichtet, wo Alle, die vorübergehen, ihre Gabe darbringen. An dieſem Tage iſt jedes Pferd und jeder Wagen in Lima vermiethet, und zwar zu ungeheuren Preiſen. Die ganze Straße nach dem Thale iſt vom frühen Morgen an bevölkert. Die höheren Klaſſen beſuchen es gewöhnlich früh und kehren bald zurück, während die mittleren und niedern Klaſſen bis zu einer ſehr ſpäten Stunde bleiben. Jeder iſt mit der Blume des Pancratium Amancaes bedeckt, welches in großer Menge im Thale wächſt, und mit dieſem Schmucke werden ebenſowohl Pferde und Mauleſel, als die Buden und Wagen verſehen. Tanzen iſt das Lieblingsvergnügen dieſes Feſtes, und zwar iſt auch hier, wie in Chili, die zamacueca vorzüglich an der Tagesordnung, aber in einer noch viel gemeinern und obſcöneren Form. Die Muſik, zu der ſie tanzen, beſteht aus einer kleinen Guitarre, die mit der Stimme und Taktſchlagen begleitet wird. Auf der Mitte des Schauplatzes bewegt ſich Alles bunt durcheinander; man ſingt, bettelt, ſchlägt ſich, ſchreit und lacht. An den abgelegenen Stellen ſieht man Gruppen der beſſern Klaſſen bei ihren Picknicks ſitzen. Gegen Abend, wenn die berauſchte Menge zurückkehrt, findet der größte Spaß des Tages ſtatt. Die Cholo-Frauen ſind merkwürdig gute Reiterinnen und äußerſt geſchickt in der Lenkung ihrer Pferde. Ihre Kleidung iſt eigenthümlich: ein großer breitrandiger Hut mit wallenden Bändern von ſchimmernden Farben, ein kurzer ſeidener Spencer, ſeidene Strümpfe und Atlasſchuhe, und über das Ganze wird zuweilen ein weißer Poncho getragen. Große hölzerne, mit Silber geſchmückte Sporen, zahlreiche Kiſſen, eine Satteldecke und reichgeſchmückter Zügel, Alles mit Amancaes bedeckt, bilden die Ausſtattung der Roſſe. Nichs geht über die Verwirrung bei der Rückkehr dieſer großen Menge, die ſchreiend und jagend über eine ſtaubige Straße ſich bewegt. Die Cholo-Frauen ſind immer an der Spitze und mit der Sorge für ihre trunkenen Genoſſen beſchäftigt, welche oft hinten auf dem Pferde ſitzen, die Geſichter geröthet von den Wirkungen des Pisco, was einen ſeltſamen Contraſt zu den gelben Blumen bildet, die ihre Hüte ſchmücken. Die große Heldenthat der Frauen, die allein reiten, beſteht darin, ihre Gefährten aus dem Sattel zu heben, was ihnen oft zur großen Beluſtigung der Zuſchauer gelingt. Oft ſieht man ſie mitten im vollen Galopp plötzlich anhalten, zwei oder dreimal ſich umdrehen und wieder in voller Eile davon jagen, ſich und die Umſtehenden mit Staub bedeckend. Unmittelbar vor der Stadt iſt die Straße mit Wagen beſetzt, in welchen Damen mit vollem Coſtüm ſitzen. Die Alameda und die dahin führenden Straßen ſind bei dieſer Gelegenheit mit der ganzen vornehmen Welt der Stadt beſetzt. Obgleich die Menge glauben läßt, daß die ganze Bevölkerung auf der Straße ſei, ſo ſind doch die Fenſter und Thüren mit Köpfen gefüllt, die mehr oder weniger mit Amancaes geſchmückt ſind. Dies iſt ein Feſt, das an Trunkenheit und Lärm ſeines Gleichen ſucht.

Unglaublich aber wahr. In Saffron-Hill, mitten in einem der frequenteſten Stadttheile Londons, befindet ſich ein Haus, an welchem ein großes Schild in die Straße ragt, worauf zu leſen: „Handlung mit geſtohlenen Taſchentüchern."

Elfenbein in Sibirien. Man ſollte wohl kaum auf den Gedanken kommen, das Elfenbein für das Product eines ſo kalten Landes zu halten, und dennoch macht Sibirien ſogar ſehr bedeutende Geſchäfte in dieſem Artikel. Man findet nämlich unter der Eis- und Schneedecke die-

Digitized by Google

ses Landes schon seit einer langen Reihe von Jahren eine solche Masse antediluvianischen, aber dennoch ganz vortrefflichen Elfenbeins, daß dessen Aufsuchen ein förmliches Geschäft ist, welches reiche Früchte trägt. Einzelne Handelshäuser führen zuweilen 16,000 Pf. von diesem Handelsartikel aus, und darunter Stücke von mehr als 200 Pfund.

Sabbathfeier in Schalland. Mit welcher gewissenhaften Aengstlichkeit die Schaaren den Sabbath feiern, davon könnte man in kurzer Zeit eine Menge Beispiele sammeln. Wir erinnern uns z. B. gehört zu haben, daß ein Geistlicher, der beim Nachmittagsgottesdienst zu predigen hatte, bei einem Freund schon früh zu Mittag speiste. Als das Mahl vorüber war, ging er in einem Garten hinter dem Hause, auf- und abspazierend und seine Rede überdenkend. Der Garten war, wie die meisten Gärten in einer Stadt, von den Fenstern der anstoßenden Häuser beherrscht. Sein Wirth beobachtete ihn eine Zeitlang in tödlicher Angst, und bat ihn endlich in's Haus einzutreten, weil das Aergerniß, so er geben würde, wenn man ihn im Garten spazieren gehen sähe, weit mehr Unheil anstiften könnte, als er durch seine Predigt gut zu machen im Stande wäre. Kein Wunder also, daß in einem Lande, wo dies geschehen konnte, arme Heringfischer genöthigt sind, zwei Nächte einer Woche zu verlieren und ihre Beute 48 Stunden lang aus den wenigen Tagen, welche ihnen ihren Wahlstand für das ganze Jahr liefern, vorüberziehen zu lassen. Durch Anstrengung und Beharrlichkeit hatte man es dahin gebracht, daß am Sonntag ein Dampfer auf dem Clyde abging; allein das Geschrei der Geistlichkeit war fürchterlich. Und wozu führt all dies Geschrei? Es führt einerseits zu einer äußerlichen unwahren Observanz, anderseits zu grober Unsittlichkeit. Was soll ein armer Schotte thun an einem Tag an welchem er Nichts zu arbeiten hat, aber nicht ausgehen und sich in freier Luft erfrischen kann? Was er wirklich thut, ist daß er sich mit Whiskey vollsäuft. Die sonntägliche Betrunkenheit hat in den großen schottischen Städten eine so schreckliche Höhe erreicht, daß im Jahre 1854 die Forbes-Mackenzie-Acte erlassen wurde, welche den Verkauf aller gegohrenen Flüssigkeiten am Sonntag verbot. Statt dessen besaufen sich nun die Leute am Montag und Dienstag und jetzt giebt es Heere von Mäßigkeitsgesellschaften, welche wünschen, man möge den Verkauf dieser Getränke die ganze Woche hindurch verbieten. So ist es stets. Thorheit führt zu thörichter Gesetzgebung; ein Stück thörichter Gesetzgebung aber führt zu einem zweiten und dann folgt entweder eine gewaltsame Reaction, oder eine tiefe nationale Entwürdigung (Westminster Review).

Aus Mozarts Leben. Kurz nach Mozarts Verheirathung mit seiner geliebten Constanze, eben als ganz Wien entzückt war von seiner „Entführung aus dem Serail," und die Musikalienhändler sich bereicherten durch den Verkauf der Clavierauszüge und der für Blasharmonie arrangirten Lieblingspiecen, zu derselben Zeit, als von Berlin aus geschrieben wurde, er solle schnell die Oper schicken, der Dank dafür solle nicht ausbleiben — befand sich der gute Mozart in dem reichen kunstsinnigen Wien in der allererbärmlichsten Geldverlegenheit. Drei Mal hatte er aus diesem Grunde schon die beabsichtigte Reise nach Salzburg zu seinem alten Vater aufschieben müssen, dem er seine junge Gattin vorstellen wollte. Als er schon im Wagen saß, hielt ihn ein unbarmherziger Gläubiger an und ließ ihn nicht eher abreisen, bis Mozart ihm die Schuld — 30 Gulden — bezahlt hatte. Nach seiner Zurückkunft von Salzburg hatten sich seine Verhältnisse nur wenig gebessert; das Wochenbett seiner Frau, die darauf folgende längere Kränklichkeit derselben brachten ihn vollends wieder in Noth. Er lief herum, um irgendwo 200 Gulden aufzunehmen, damit er nur ruhig arbeiten könne — vergeblich. Niemand wollte ihm borgen. Endlich erbarmte sich ein edler Wucherer seiner und entschloß sich, gegen sichere Verschreibung und großartige Interessen unserm Mozart zu helfen. — Er streckte ihm 2000 Gulden vor, das heißt: tausend Gulden baar und für die andern tausend Gulden mußte Mozart — Tuche als baares Geld annehmen, welche er auf seine Gefahr mit Vortheil und Schaden wieder verkaufen sollte. — Wie Mozart sich als Tuchhändler ausgenommen, davon schweigt die Geschichte, daß er aber bei dem Geschäfte nicht reich geworden, erfahren wir aus später geschriebenen Briefen an seine Schwester und an einen Freund.

Curiosa. Bewegung. Die gewöhnliche Uhr soll in einer Stunde 17,160 Mal schlagen aber ticken, dies macht täglich 411,840 und jährlich 150 Mill. 424,560 Schläge, wenn man das Jahr zu 365 Tagen und sechs Stunden rechnet. Bisweilen geht eine Uhr bei sorgfältiger Behandlung hundert Jahre und in diesem Falle würde sie 15,042,456000 Mal schlagen. Die Uhr ist von hartem Metall gemacht; es giebt aber ein merkwürdigeres Ding, das bei weitem nicht so hart ist als Messing und Stahl, nicht härter als das Fleisch des Armes; doch schlägt es über 5000 Mal in der Stunde, 120,000 Mal des Tages und 43,830,600 Mal im Jahre. Bisweilen, aber nicht oft, hält es auch hundert Jahre aus, und wenn es geschieht, schlägt es also 4,383,600,000 Mal. Man sollte glauben, das letztere Werkzeug, das so weich ist, würde sich viel schneller abnutzen als das Erstere, die Uhr, aber es ist nicht der Fall. Jeder hat dieses kleine Ding, kann es schlagen fühlen, denn es ist — das **Herz**.

*** Es giebt in England Frauen, die ihren **Horaz** ohne Lexicon lesen, Viele, die sich sogar mit dem Hebräischen beschäftigen. Sogar Astronomie wird gelegt. Schon vor zweihundert Jahren gab es Frauen in England von „classical acquirements" (Belesenheit in den alten Klassikern). Es werden mehrere Damen aus dieser Zeit erwähnt, welche lateinische Hexameter schrieben, z. B. die Töchter von Sir Anthony Coak, von denen die Eine die

Mutter von Francis Bahon war und die andere die beste Griechin unter den Frauen Englands genannt wird; nur Lady Jane Grey übertraf sie darin noch. Die klassische Gelehrsamkeit der Königin Elisabeth ist aus der Geschichte bekannt.

Humoralia. Ein Fräulein tanzte die Polka so leidenschaftlich, so rasend, daß, wenn der Tanz zu Ende, ihr Schatten — außer Athem war.

*** Wie kommt es denn, Herr Stoppelmeyer ist doch ein Frankfurter und wenn er spricht, hat er Schweizer Dialekt? —

Das kommt daher, weil er in seiner Jugend so viel Schweizer-Gebackenes gegessen hat.

*** Von den Deutschen werden in Nordamerika eine Menge ähnlicher Anekdoten erzählt, wie in England von den Iren. Eine der amüsantesten, wie ernst immer auch der Gegenstand, ist folgende. Bei der Explosion eines Dampfschiffes auf dem Mississippi war ein vermögender Mann verunglückt, dessen Leiche aber nicht aufgefunden wurde. Dies gab zu einem Processe Veranlassung, indem den Erben das Recht bestritten wurde, die Erbschaft anzutreten, weil der Tod des Erblassers noch nicht constatirt und noch zu bezweifeln sei. Unter den vorgeladenen Zeugen befand sich auch ein Deutscher, der den Mann genau gekannt hatte. Auf die an ihn gerichtete Frage, wann er den Vermißten zuletzt an Bord des Dampfers gesehen habe, antwortete Mr. Schulze: „Ich habe ihn zuletzt an Bord des Dampfers gesehen." Schon glaubte die Partei, die den Tod des Erblassers bestritt, gewonnen zu haben. Der Richter fragte den Zeugen aber weiter: „Der Vermißte ist von ihnen also nach der Explosion gesehen worden?" — „Ja!" war die Antwort: „ich flog gerade mit dem Schornstein in die Höhe und er begegnete mir, wie er gerade wieder herunterkam!"

*** Keine Uebervölkerung! Man sagt: Europa ist mit Menschen überfüllt, darum müssen sie auswandern. Wahnsinn! Wenn Europa mit Menschen überfüllt ist, warum sind unsere Concerte leer? unsere Theater leer? Geht man an einem Kleidermagazin vorbei, so fehlen noch alle Menschen, die in die Kleider hineingehen sollen. Gehen wir an einer Marchande des Modes vorbei, so fehlen noch alle Köpfchen und Schädel, welche die Hüte und Hauben aufsetzen sollen; gehen wir an einer Uhrenhandlung vorüber, so fehlen die Menschen, die sie brauchen; fragt man die Aerzte, fehlen ihnen die Kranken; fragt man die Gasthäuser, fehlen ihnen die Gäste, fragt man die Sargtischler, so fehlen ihnen die Todten. Geht man an den Journalen vorbei, so fehlen ihnen die Pränumeranten; geht man an unsern Mädchen vorüber, fehlen ihnen die Freier; fragt man die Ehefrauen, so fehlen ihnen oft die eigenen Männer. Wie kann bei diesen Umständen Europa mit Menschen überfüllt sein?

Aphorismen. Der Tod ist die Cadenz des Lebens; jedoch unterscheidet sich dieser Lebens-Tonschluß vom Tonschluß in der Musik dadurch, daß, während selbst die in einer Molltonart gesetzten Tonstücke in Dur schließen, schließt das Leben des Menschen, es mag in was immer für eine Tonart gesetzt sein, immer in Moll; denn der Mensch wird im letzten Augenblicke seines Lebens weich, er mag im Leben noch so hart gewesen sein.

*** Leuchtthurm und Verstand. Wohl ist der Verstand der Leuchtthurm des Menschen, der den Lebensocean während dem nächtlichen Dunkel des Schicksals beleuchtet, allein nicht immer kann sein Licht die grauen Nebel durchdringen, welche ihn gar oft verhüllen. Daher ist es auch nothwendig, daß der Verstand wie der Leuchtthurm am Bell-Boe nicht bloß leuchten, sondern auch läuten könne, und darum kann der Mensch auch nur in der innigen Verbindung des Verstandes mit dem Herzen den eigentlichen sichern Leuchtthurm finden, der ihn vor den Klippen auf dem oft stürmisch bewegten, tückischen Lebensmeere warnen könnte, denn, wenn die helle Leuchte des Verstandes dann umdüstert wird, kann das Pochen des Herzens den Menschen auf die rechte Bahn führen.

Moden-Bericht aus Paris.

Wann wird der Sommer erscheinen, der uns mit milder Hand von der Herrschaft des in diesem Jahre so rauh auftretenden Frühlings befreit? Statt eines Jünglings im blumigen Gewande, erschien er uns dieses Mal in Gestalt eines alten Mannes, wohlgeharnischt und geponzert. Er hatte keine Rücksicht für die armen Blumen, die, wenn sie schon ihre Köpfchen hervorgewagt, geknickt und von eisigem Hauche berührt, wieder zusammensanken, noch für die anmuthigen Sommertoiletten, deren vorwitzigem Erscheinen alsbald ein starker Regenguß oder ein lähmender Nordwind wieder ein Ende machte.

Paris theilt sich jetzt in zwei Partheien und zwar geht die Eine auf's Land oder in Bäder, den zuströmenden Fremden ihre Logis überlassend, die Andern erwarten ehrfurchtsvoll das große herannahende Fest der Taufe und bereiten sich dazu vor wie zu einem Ereigniß, welches ganz Europa eine neue Gestaltung verleihen soll.

Die Ersten wählen ihre Toiletten mit wahrhaftem Pariser Geschmack. Die Roben sind zugleich luxuriös, phantastisch, anmuthig, legère und erhalten ihre Ausschmückung durch die Caprice des Tages. Wir sahen reizende Kleider von: Fil de chèvre, Florentine, Mousseline de Naples, Grenadine, Gaze de Chambery und Barege illustré. Alle diese Stoffe findet man in den Trois-Quartiers in reich-

ſter Auswahl und in einer Mannigfaltigkeit, die das verwöhnteſte Auge ſtaunen macht. Als etwas ganz Neues wurden uns in dieſen leichten, zarten Stoffen Balantroben vorgelegt mit angewebten Franſen von Chenille.

Wenn man glaubt, daß die Röcke an Umfang verlieren, ſo iſt dies bis jetzt eine völlig unbegründete Annahme, denn wir ſahen nur vor einigen Tagen bei der großen Revue, welche der Kaiſer auf dem Marsfelde abhielt, einen Kranz der ſchönſten, eleganteſten Toiletten, die jedoch die eklatanteſten Beweiſe gegen dieſe Behauptung ablegten.

Die Pariſerinnen machen jetzt ein wahres Studium aus der Kunſt de se juponer und wir hörten mit allem Ernſt behaupten, daß der Jupan, das nothwendigſte Bedingniß einer noblen Taillette ſei. Das heißt der Jupan comme il faut, welcher ſich jetzt nennt: le jupon-tournure-impériale. Nachdem man den Crinaline verworfen und die bloßen Röcke von Cambray und Mouſſeline als unzureichend erkannt hat, iſt einer unſerer erſten Künſtler, Conſtant-Jonrdran, mit einer neuen Erfindung hervorgetreten, welche eben einen Staff bietet, der beſtehend aus den zuſammengeſetzteſten Geweben alle Vorzüge des Crinaline und der Balanträcke vereinigt, ohne ihre Mängel zu beſitzen. Dieſer Rock geht bis zur Länge des Kleides hinunter, breitet die Robe unten fächerartig aus und ſchließt um die Hüften eng genug um dem Körper eine kunſtgerecht regelmäßige Bildung zu geben.

Die Hüte bleiben klein, obgleich man ſchon vielfache Verſuche gemacht hat, ſie zu vergrößern, die jedoch, wie man zuverläſſig annehmen kann, wohl erſt zum Winter in's Leben treten werden.

Bei der genannten Revue auf dem Marsfelde, ſahen wir einen überaus reizenden Hut, der ſich gleichwohl durch große Einfachheit auszeichnete. Er beſtand aus italieniſchem Stroh und war mit einer weißen Feder geſchmückt. Eine breite weiße Blonde bedeckte faſt den Kopf des Hütchens und fiel in Barben an beiden Seiten hernieder, indem dieſe zugleich die Bindebänder bildeten. Im Innern wechſelten Roſen mit Blondenrüſchen.

Am beliebteſten zu Hutgarnirungen ſind in dieſer Jahreszeit die Roſen, die man bis ins Unendliche variirt. Mademoiſelle Pitrat iſt die Fee der Roſen, denn von der einfachen Mairoſe bis zur ſtolzen Roſe von Bengalen, ſchafft ſie für jede feſtliche Gelegenheit reizende Garnirungen.

Die Firma la petite Faldette iſt die beſondere Beſchützerin der Kindheit. Dort giebt es zweckmäßige kleine Paletas von Popeline, geſtickt mit Soutache und weißer Seide, die ſich vorn in ihrer ganzen Länge öffnen, über Raben von geſticktem Jaconnet. Stiefelchen von farbigem Maroquin, geknöpft mit Kügelchen von Carneol. Hütchen Prince impérial aus weißem Filz, geſchmückt mit weißen Roſetten von Taffetband. Endlich reizende Schäferhüte à la Watteau für kleine Mädchen mit Blumenkränzen umgeben, welche mit langen Bandſchleifen gebunden ſind.

Die Vorbereitungen zur bevorſtehenden Taufe ſind großartig! Die Toiletten der ſpeziell dazu geladenen Damen, wie auch der auf den Chören der Kirche Zuſchauenden, ſind formell vorgeſchrieben.

Man hat die Abſicht ſowohl die kleinen Putzhüte mit ſtehendem Schilde, wie auch die kleidſamen Turbane bei dieſer Gelegenheit wieder aus der Vergeſſenheit hervorzurufen.

Erklärung des Modekupfers.

1. Crêpphut, an einer Seite mit Federn, an der andern mit Bandſchleifen, im Innern mit Trauben garnirt. Kleid von Seiden-Mouſſeline mit drei Volants beſetzt, die ein viereckiger Ausſchnitt und darüber ſchwarze Sammetſchleifen ziert. Hohe Schaaßtaille, vorn mit Knöpfen geſchloſſen, mit einer Achſelbandgarnirung und mit den Volants übereinſtimmender Beſatz. Aermel mit breitem Falbel und einer Schleife verziert.

2. Hut von Phantaſieſtroh, mit über den Schirm fallender Blonde, Blumen und Schleifen garnirt. Abgepaßtes Seiden-Kleid mit hoher vorn geſchloſſener Taille. Schwarze Taffet-Mantille mit breiten Sammetſtreifen, darüber zwei ſchmale Sammetbänder und mit breiten Franſen garnirt. Um den Halsausſchnitt Franſen und Sammeteinfaſſung. Unterärmel und Kragen von übereinſtimmender Stickerei.

Die Abonnenten der erſten (Acht Thaler-) Ausgabe erhalten heute als Extra-Zugabe:

Ein Herrenkupfer.

Die Zeitung für die elegante Welt erſcheint wöchentlich und zwar in drei verſchiedenen Ausgaben:

Erſte Ausgabe mit allen Beilagen zu 8 Thalern jährlich. Enthält im Jahrgange 52 Damen- und 24 Herren-Modekupfer, Muſik-Beilagen, Muſtertafeln für weibliche Arbeiten und Moden-Schnitt-Tafeln für Herren, Polichinomanie-Bogen, Portraits, Genrebilder ꝛc.
Die zweite Ausgabe zu 5 Thalern jährlich bringt denſelben Text und ausſchließlich Damen-Modekupfer und Muſtertafeln.
Die dritte Ausgabe zu ebenfalls 3 Thalern enthält nur Herren-Modekupfer, bringt aber ebenfalls 52 Lieferungen Text.

Alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten nehmen Beſtellungen an.

Verlag von Otto Janke in Berlin. Verantwortlich: R. Wegener.

Druck von A. Pohn & Comp. in Berlin.

Digitized by Google

Modes de Paris

Digitized by Google